Heimatkalender

Kreis Prenzlau

1938

Druck und Verlag:
C. Vincent - Prenzlau

Sparkassen dienen in Stadt u. Land
Allen Deutschen, nicht einem Stand!

Wer sät, erntet
SPARE!

Sparkasse des Prenzlauer Kreises

Im Erdgeschoß des Kreishauses. Stettiner Str.

Zweigstellen in Brüssow, Fürstenwerder und Zerrenthin

Heimatkalender

für den Kreis Prenzlau

1938

13. Jahrgang

Herausgegeben vom Kreisausschuß des Kreises Prenzlau

Bearbeitet von Kreisausschuß-Bürodirektor Ernst Fürstenau, Prenzlau

Morgen.

VON JOSEF HIESS.

Und wieder ward es Morgen,
Hell lockt der neue Tag;
Bringt Glück er oder Sorgen?
Was er auch ſchenken mag,
Wir wollen gläubig ſtehen,
Entſchloſſen und bereit.
Solang die Fahnen wehen
Iſt unſer Volk und Zeit.

Emil Stürtz

Gauleiter der Kurmark
und Oberpräsident der Provinz Brandenburg

Januar

Datum	Festrechnung	Sonnen-Aufgang	Sonnen-Untergang	Mond-Aufgang	Mond-Untergang
1. Woche	**Prot.** Ev. Der Jesusname. Luk. 2, 21; Ep. Gal. 3, 23–29. — Luk. 4, 16–21; Röm. 8, 24–32; Ps. 90, 1–17; oder Ps 121. **Kath.** Ev. Der Erlöser der Welt. Luk. 2, 21; Ep. Tit. 2, 11-15.				
1 S	**Neujahr**	8 11	15 56	7 3[illegible]	15 58
2. Woche	**Prot.** Ev. Die Flucht nach Aegypten. Matth. 2, 13-23; Ep. 1. Petri 4, 12-19. — Matth. 16, 1–4; Jak 4, 13–17; Ps. 73, 23–28. **Kath.** Ev. Der Name Jesu. Luk. 2, 21; Ep. Apostelgesch. 4, 8–12.				
2 S	Ev. **Sonntag nach Neujahr**	8 11	15 57	8 14	17 1
3 M	Kath. **Namen-Jesu-Fest**	8 11	15 58	8 43	18 7
4 D		8 10	15 59	9 6	19 15
5 M		8 10	16 0	9 28	20 24
6 D	Ev. Dreikönige (Epiphanias) Kath. Erscheinung des Herrn	8 10	16 1	9 47	21 35
7 F		8 9	16 2	10 7	22 46
8 S		8 9	16 4	10 26	—
3. Woche	**Prot.** Ev. Der zwölfjährige Jesus. Luk. 2, 41–52; Ep. Röm. 12, 1–6. — Joh. 1, 35–42; 2. Kor. 6, 14–7, 1; Ps. 122. **Kath.** Ev. Der zwölfjährige Jesus im Tempel. Luk. 2, 42–52; Ep. Röm. 12, 1–5.				
9 S	☽ Ev. **1. n. Epiph.** Kath. **1. n. Ersch.**	8 8	16 5	10 48	0 1
10 M	Kath. Fest der hl. Familie	8 8	16 7	11 14	1 16
11 D		8 7	16 8	11 45	2 35
12 M		8 6	16 10	12 26	3 52
13 D		8 5	16 11	13 19	5 5
14 F		8 5	16 13	14 26	6 9
15 S		8 4	16 14	15 44	7 0
4. Woche	**Prot.** Ev. Hochzeit z Kana. Joh 2, 1–11; Ep. Röm. 12, 7–16 — Joh. 1, 43–51: 1. Kor. 2, 6–16; Jes. 61, 1–6. **Kath.** Ev. Die Hochzeit zu Kana. Joh. 2, 1-11; Ep. Röm. 12, 6-16.				
16 S	♃ Ev. **2. n. Epiph.** Kath. **2. n. Ersch.**	8 3	16 16	17 7	7 41
17 M		8 2	16 18	18 31	8 13
18 D	Kath. Petri Stuhlfeier zu Rom	8 1	16 20	19 52	8 40
19 M		8 0	16 21	21 11	9 2
20 D	Fabian und Sebastian	7 59	16 23	22 26	9 23
21 F		7 58	16 25	23 39	9 44
22 S		7 57	16 27	—	10 6
5. Woche	**Prot.** Ev. Der Hauptmann von Kapernaum. Matth. 8, 1–13; Ep. Röm. 12, 17–21. — Joh. 4, 5–14; Röm. 1, 13–20; 2. Kön. 5, 1–19a. **Kath.** Glaubensstarkes Vertrauen. Matth. 8, 1-13; Ep. Röm. 12, 16-21.				
23 S	☾ Ev. **3. n. Epiph.** Kath. **3. n. Ersch.**	7 56	16 29	0 49	10 29
24 M		7 54	16 30	1 57	10 57
25 D	Kath. Pauli Bekehrung	7 53	16 32	3 0	11 30
26 M		7 52	16 34	4 0	12 9
27 D		7 51	16 36	4 52	12 56
28 F		7 49	16 38	5 36	13 51
29 S		7 48	16 39	6 14	14 51
6. Woche	**Prot.** Ev. Die Stillung des Sturmes. Matth. 8, 23–27; Ep. Röm. 13, 1–10. — Joh. 4, 31–42; Röm. 7, 7–16; Ps. 93. **Kath.** Der Sturm auf dem See Matth. 8, 23-27; Ep. Röm. 13, 8-10.				
30 S	Ev. **4. n. Epiph.** Kath. **4. n. Ersch.**	7 46	16 41	6 46	15 56
31 M	♃	7 45	16 43	7 11	17 4

Am 3. Januar Sonne in Erdnähe.

Februar

Datum	Festrechnung	Sonnen-Aufgang	Sonnen-Untergang	Mond-Aufgang	Mond-Untergang
1 D		7 43	16 45	7 35	18 14
2 M	Kath. Mariä Lichtmeß	7 42	16 47	7 55	19 25
3 D		7 40	16 48	8 15	20 36
4 F		7 39	16 50	8 34	21 50
5 S		7 37	16 52	8 55	23 4
7. Woche	**Prot.** Ev. Unkraut unter dem Weizen. Matth. 13, 24–30; Ep. Kol. 3, 12–17. — Matth. 7, 24–29; Röm. 8, 1–9; Hesek. 33, 10–16. **Kath.** Gleichnis vom Unkraut im Acker. Matth. 13, 24–30; Ep. Kol. 3, 12–17.				
6 S	Ev. **5. n. Epiph.** Kath. **5. n. Ersch.**	7 35	16 54	9 20	—
7 M		7 33	16 56	9 49	0 21
8 D	☽	7 32	16 58	10 24	1 36
9 M		7 30	17 0	11 10	2 48
10 D		7 28	17 2	12 8	3 54
11 F		7 26	17 4	13 18	4 49
12 S		7 24	17 6	14 37	5 34
8. Woche	**Prot.** Ev. Die Arbeiter im Weinberge. Matth. 20, 1–16; Ep. 1. Kor. 9, 24–27. — Luk. 10, 38–42; Phil. 1, 27–2, 4; Jer. 9, 23–24. **Kath.** Ev. Das Gleichnis von den Arbeitern im Weinberge. Matth. 20, 1–16; Ep. 1. Kor. 9, 24–10, 5.				
13 S	**Septuagesima**	7 22	17 8	15 59	6 10
14 M	♃	7 20	17 10	17 22	6 39
15 D		7 18	17 12	18 43	7 3
16 M		7 16	17 14	20 0	7 25
17 D		7 14	17 16	21 16	7 46
18 F		7 12	17 17	22 29	8 9
19 S		7 10	17 19	23 40	8 32
9. Woche	**Prot.** Ev. Vom Sämann. Luk. 8, 4–15; Ep. 2. Kor. 12, 1–10. — Joh. 11, 20–27; Phil. 1, 12–21; Amos 8, 11–12. **Kath.** Ev. Das Gleichnis vom Sämann. Luk. 8, 4–15; Ep. 2. Kor. 11, 19–12, 9.				
20 S	**Sexagesima**	7 8	17 21	—	8 59
21 M		7 6	17 23	0 45	9 31
22 D	☾ Kath. Petri Stuhlfeier in Antiochien	7 4	17 25	1 48	10 7
23 M		7 1	17 26	2 43	10 51
24 D	Matthias	6 59	17 28	3 30	11 42
25 F		6 57	17 30	4 11	12 40
26 S		6 55	17 32	4 45	13 43
10. Woche	**Prot.** Ev. Sehet, wir gehen hinauf gen Jerusalem. Luk. 18, 31–43; Ep. 1. Kor. 13. — Mark. 10, 35–45; Joh. 11, 47–57; 1. Kor. 1, 21–31; Jer. 8, 4–9. **Kath.** Ev. Das Geheimnis des Leidens. Luk. 18, 31–43; Ep. 1. Kor. 13, 1–13.				
27 S	Ev. **Estomihi** Kath. **Quinquages.**	6 53	17 34	5 14	14 50
28 M		6 50	17 35	5 38	15 59

Eintopf-Sonntage: 9. Januar und 13. Februar

Adolf Hitler: „Mein Kampf".

Von dem ewigen, unerbittlichen Kampfe um die deutsche Sprache, um deutsche Schule und deutsches Wesen hatten nur ganz wenige Deutsche aus dem Reiche eine Ahnung. Erst heute, da diese traurige Not vielen Millionen unseres Volkes aus dem Reiche selber aufgezwungen ist, die unter fremder Herrschaft vom gemeinsamen Vaterland träumen und, sich sehnend nach ihm, wenigstens das heiligste Anspruchsrecht der Muttersprache zu erhalten versuchen, versteht man in größerem Kreise, was es heißt, für sein Volkstum kämpfen zu müssen.

Zeichnung von Ernst Vogel.

Siedlung Ferdinandshorst (am Wege Kraatz-Ferdinandshorst).

*Nationale Gedenktage * Januar.*

1. 1. 1683. Groeben hißt die kurbrandenburg. Flagge an der Küste von Guinea.
1. 1. 1814. Blücher geht mit dem schlesischen Heer bei Kaub über den Rhein.
4. 1. 1913. Generalfeldmarschall Alfred Graf von Schlieffen gestorben.
5. 1. 1919. Gründung der NSDAP. als „Deutsche Arbeiterpartei".
6. 1. 1776. Der preußische Freiheitskämpfer Major Ferd. von Schill geboren.
8. 1. 1915. Landung der Emden-Mannschaft bei Hodeida in Arabien.
9. 1. 1927. Houston Stewart Chamberlain gestorben.
9. 1. 1908. Wilhelm Busch gestorben.
10. 1. 1920. Der Schmachfriede von Versailles tritt in Kraft.
10. 1. 1923. Litauen annektiert widerrechtlich das Memelland.
11. 1. 1923. Einbruch der Franzosen und Belgier in das Ruhrgebiet.
12. 1. 1833. Der Philosoph Eugen Dühring geboren.
12. 1. 1893. Hermann Göring geboren.
12. 1. 1893. Reichsleiter Alfred Rosenberg geboren.
13. 1. 1935. Das Saarland kehrt heim ins Reich.
14. 1. 1930. Mordüberfall der Kommunisten auf Horst Wessel. Dr. Frick wird erster nationalsozialistischer Ministerpräsident in Thüringen.
15. 1. 1933. Entscheidender Erfolg der NSDAP. bei Wahlen in Lippe.
18. 1. 1871. Proklamation des Zweiten Reiches in Versailles.
19. 1. 1576. Der Schuhmacher und Poet Hans Sachs in Nürnberg gestorben.
20. 1. 1934. Gesetz zur Ordnung der nationalen Arbeit.
20. 1. 1874. A. H. Hoffmann von Fallersleben, der Dichter des Deutschlandliedes gestorben.
20. 1. 1930. Der Vertrag über den Young-Plan wird im Haag unterzeichnet.
22. 1. 1729. Gotthold Ephraim Lessing geboren.
24. 1. 1712. Friedrich der Große geboren.
24. 1. 1932. Der Hitlerjunge Herbert Norkus ermordet.
27. 1. 1756. Wolfgang Amadeus Mozart geboren.
27. 1. 1814. Johann Gottlieb Fichte gestorben.
28. 1. 1923. Erster Reichsparteitag der NSDAP. in München.
30. 1. 1933. Proklamation des Dritten Reiches, Adolf Hitler wird Reichskanzler.
30. 1. 1933. Hans Maikowski in Berlin von Kommunisten ermordet.
30. 1. 1936. Der Führer widerruft feierlich die deutsche Unterschrift unter das Diktat von Versailles.

*Nationale Gedenktage * Februar.*

4. 2. 1915. (4.–22. 2.) Winterschlacht in Masuren.
5. 2. 1936. Wilhelm Gustloff, Landesgruppenleiter der NSDAP. in der Schweiz von dem Juden David Frankfurter ermordet.
6. 2. 1813. Aufruf Yorks an die Preußischen Stände.
9. 2. 1834. Felix Dahn geboren.
9. 2. 1905. Adolf von Menzel gestorben.
10. 2. 1920. Nordschleswig mit 60000 Deutschen geht an Dänemark verloren.
12. 2. 1804. Immanuel Kant gestorben.
13. 2. 1883. Richard Wagner gestorben.
15. 2. 1781. Gotthold Ephraim Lessing gestorben.
16. 2. 1620. Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürst, geboren.
16. 2. 1923. Memel kommt unter litauische Oberhoheit.
21. 2. 1916. (21. 2.–16. 9.) Schlacht bei Verdun.
22. 2. 1788. Arthur Schopenhauer geboren.
23. 2. 1879. Generalfeldmarschall Albrecht Graf von Roon gestorben.
23. 2. 1930. Horst Wessel stirbt an den Folgen des auf ihn von kommunistischen Mördern verübten Ueberfalles.
24. 2. 1875. Reichsarbeitsführer Hierl geboren.
24. 2. 1920. Adolf Hitler entwickelt in der ersten Massenversammlung im Festsaal des Hofbräuhauses in München das Partei-Programm der NSDAP.
25. 2. 1916. Erstürmung der Panzerfestung Douaumont bei Verdun.
27. 2. 1925. Wiederbegründung der NSDAP.
28. 2. 1833. Alfred Graf von Schlieffen geboren.

März

Datum	Festrechnung	Sonnen-Aufgang	Sonnen-Untergang	Mond-Aufgang	Mond-Untergang
1 D	Fastnacht	6 48	17 37	6 0	17 10
2 M	Kath. Aschermittwoch	6 46	17 39	6 20	18 23
3 D		6 44	17 41	6 41	19 37
4 F		6 41	17 43	7 2	20 53
5 S		6 39	17 44	7 26	22 9
11. Woche	**Prot.** Ev. Christi Versuchung. Matth. 4, 1–11; Ep. 2. Kor. 6, 1–10 — Matth. 16, 21–26; Luk. 22, 39–46; Hebr. 4, 15–16; 1. Mose 22, 1–14. **Kath.** Ev. Die Versuchung Christi. Matth. 4, 1–11; Ep. 2. Kor. 6, 1–10.				
6 S	Ev. 1. **Invokavit** Kath. 1. **Fastens.**	6 36	17 46	7 53	23 25
7 M		6 34	17 48	8 27	—
8 D		6 32	17 50	9 10	0 38
9 M	(Quatember)	6 30	17 52	10 3	1 45
10 D		6 27	17 54	11 7	2 43
11 F		6 25	17 56	12 21	3 30
12 S		6 23	17 58	13 38	4 9
12. Woche	**Prot.** Ev. Das kananäische Weib. Matth. 15, 21–28; Ep. 1. Thess. 4, 1–12. — Luk. 10, 17–20; Luk. 22, 54–62; 1 Joh 2, 12–17; 2 Mose 33, 17–23 **Kath.** Ev. Die Verklärung Christi. Matth. 17, 1–9; Ep. 1 Thess. 4, 1–7.				
13 S	**Heldengedenktag**	6 21	18 0	14 58	4 38
14 M		6 19	18 2	16 17	5 5
15 D		6 16	18 3	17 36	5 27
16 M		6 14	18 5	18 52	5 49
17 D		6 12	18 7	20 6	6 10
18 F		6 10	18 9	21 18	6 34
19 S	Joseph	6 7	18 10	22 28	6 59
13. Woche	**Prot.** Ev. Wer nicht mit mir ist, der ist wider mich. Luk. 11, 14–23; Ep. Eph 5, 1–9. — Luk. 9, 51–56; Luk. 22, 63–71; 1. Petri 1, 13–16; Jer. 26, 1–15. **Kath.** Ev Austreibung eines stummen Teufels. Luk. 11, 14–28; Ep. Eph. 5, 1–9				
20 S	Ev. 3. **Okuli** Kath. 3. **Fastens.**	6 5	18 12	23 32	7 30
21 M	Frühlingsanfang	6 2	18 13	—	8 4
22 D		6 0	18 15	0 31	8 46
23 M		5 58	18 17	1 22	9 35
24 D		5 55	18 19	2 5	10 30
25 F	Kath. Mariä Verkündigung	5 53	18 20	2 43	11 30
26 S		5 50	18 22	3 13	12 34
14. Woche	**Prot.** Ev. Die wunderbare Speisung. Joh. 6, 1–15; Ep. Röm. 5, 1–11. — Joh. 6, 47–57; Matth 27, 15–31; 2. Kor. 7, 4–10; Jes. 52, 7–10. **Kath.** Ev Die wunderbare Brotvermehrung. Joh. 6, 1–15; Ep. Gal. 4, 22–31.				
27 S	Ev. 4. **Lätare** Kath. 4. **Fastens.**	5 48	18 24	3 39	13 42
28 M		5 46	18 26	4 2	14 52
29 D		5 43	18 28	4 23	16 4
30 M		5 41	18 29	4 44	17 17
31 D		5 38	18 31	5 5	18 34

Eintopf-Sonntag: 13. März.

April

Datum	Festrechnung	Sonnen-Aufgang	Sonnen-Untergang	Mond-Aufgang	Mond-Untergang
1 F		5 36	18 33	5 29	19 51
2 S		5 34	18 35	5 56	21 10
15. Woche	**Prot.** Ev. Wer kann mich einer Sünde zeihen? Joh. 8, 46–59; Ep. Hebr. 9, 11–15. — Joh 13, 31–35; Luk. 23, 27–34a; 1. Petri 1, 17–25; 4. Mose 21, 4–9. **Kath.** Ev. Jesus inmitten seiner Feinde. Joh 8, 46–59; Ep. Hebr. 9, 11–15.				
3 S	Ev. 5. **Judika** Kath. **Passionss.**	5 32	18 37	6 28	22 26
4 M		5 29	18 38	7 9	23 36
5 D		5 27	18 40	8 0	—
6 M		5 25	18 42	9 1	0 38
7 D		5 23	18 44	10 12	1 28
8 F		5 20	18 45	11 27	2 9
9 S		5 18	18 47	12 45	2 40
16. Woche	**Prot.** Ev. Christi Einzug in Jerusalem. Matth. 21, 1–9; oder Joh 12, 12–18; Ep Phil. 2, 5–11. — Joh. 12, 1–8; Hebr. 12, 1–6; Sach. 9, 8–12. **Kath.** Ev. Jesu Einzug in Jerusalem. Matth. 21, 1–9; Ep. Phil. 2, 5–11.				
10 S	Ev. 6. **Palmarum** Kath. **Palmss.**	5 15	18 48	14 2	3 8
11 M		5 13	18 50	15 19	3 31
12 D		5 11	18 52	16 34	3 53
13 M		5 9	18 54	17 48	4 14
14 D	Ev. Gründonnerstag	5 6	18 55	19 0	4 36
15 F	**Karfreitag**	5 4	18 57	20 11	5 1
16 S		5 2	18 59	21 17	5 29
17. Woche	**Prot.** Ev. Die Auferstehung des Herrn. Mark 16, 1–8; Ep. 1. Kor 5, 7b–8. — Matth. 28, 1–10; 1. Kor. 15, 12–20; Ps. 118, 14–24 **Kath.** Ev. Die Auferstehung Christi. Mark. 16, 1–7; Ep. 1. Kor. 5, 7–8.				
17 S	**Ostersonntag**	5 0	19 1	22 19	6 2
18 M	**Ostermontag**	4 58	19 2	23 13	6 41
19 D		4 55	19 4	—	7 27
20 M		4 53	19 5	0 0	8 20
21 D		4 51	19 7	0 40	9 18
22 F		4 49	19 9	1 12	10 20
23 S	Georg	4 47	19 11	1 39	11 26
18. Woche	**Prot.** Ev. Friede sei mit euch! Joh. 20, 19–31; Ep 1. Joh 5, 1–5. — Joh. 21, 15–19; 1. Petri 1, 3–9; 1. Mose 32, 22–31 **Kath.** Ev. Der Osterfriede. Joh. 20, 19–31; Ep. 1. Joh. 5, 4–10.				
24 S	Ev. 1. **Quasimod.** Kath. **Weißer S.**	4 44	19 12	2 3	12 34
25 M		4 42	19 14	2 25	13 43
26 D		4 40	19 16	2 46	14 55
27 M		4 38	19 18	3 7	16 9
28 D		4 36	19 20	3 29	17 27
29 F		4 34	19 21	3 55	18 46
30 S		4 32	19 23	4 25	20 6

Adolf Hitler: „Parteitag der Arbeit 1937".

Es sind noch nie die Völker vom Frieden gesegnet worden, die schwach waren, sondern immer nur jene, die stark gewesen sind. Daß aber Deutschland heute wieder stark ist, dankt es in erster Linie seinen Soldaten!

Ich glaube, wir können vor der deutschen Geschichte und vor unseren Nachkommen kulturell heute gar nichts Besseres tun, als alles das ehrfürchtig zu pflegen, was große Meister der Vergangenheit uns hinterlassen haben

Zeichnung von Ernst Vogel.

Siedlung Wilsickow (am Wege Wilsickow-Blumenhagen).

*Nationale Gedenktage * März.*

2. 3. 1689. Die Franzosen verwüsten Heidelberg.
3. 3. 1918. Der Friede zu Brest-Litowsk.
4. 3. 1919. Die Tschechen ermorden anläßlich deutscher Kundgebungen 104 Sudetendeutsche.
5. 3. 1933. Wahlsieg Adolf Hitlers.
5. 3. 1935. Gauleiter Hans Schemm gestorben.
7. 3. 1923. Rheinland-Besetzung.
7. 3. 1936. Einmarsch der deutschen Truppen in die entmilitarisierte Zone des Rheinlandes. Wiederherstellung der vollen Souveränität des Reiches.
8. 3. 1917. Graf Zeppelin gestorben.
10. 3. 1776. Königin Luise von Preußen geboren.
12. 3. 1877. Reichsminister Dr. Frick geboren.
13. 3. 1920. Kapp-Putsch.
14. 3. 1916. Deutsche Truppen erstürmen die Höhe „Toter Mann" bei Verdun.
14. 3. 1919. Erzberger liefert fast die ganze deutsche Handelsflotte an die Entente aus.
14. 3. 1920. Nordschleswig (zweite Zone) entscheidet sich für das deutsche Volkstum.
15. 3. 1920. Fliegerhauptmann Rudolf Berthold von Marxisten ermordet.
16. 3. 1935. Adolf Hitler verkündet die allgemeine Wehrpflicht.
18. 3. 1813. Friedrich Hebbel geboren.
20. 3. 1890. Bismarcks Entlassung.
21. 3. 1685. Johann Sebastian Bach geboren.
21. 3. 1921. Volksentscheid in Oberschlesien für Deutschland.
21. 3. 1933. Staatsakt von Potsdam.
22. 3. 1832. Johann Wolfgang von Goethe gestorben.
23. 3. 1868. Dietrich Eckart geboren.
29. 3. 1936. 44 411 911 Deutsche – das ist das deutsche Volk in einer 99%igen Geschlossenheit — bejahen die Führung Deutschlands durch Adolf Hitler und seine Bewegung.
31. 3. 1923. Die Franzosen ermorden in Essen 13 deutsche Arbeiter.

*Nationale Gedenktage * April.*

1. 4. 1815. Otto von Bismarck geboren.
1. 4. 1924. Verkündung des Urteils im Hitler-Prozeß.
2. 4. 1798. Hoffmann von Fallersleben, der Dichter des Deutschlandliedes, geboren.
6. 4. 1917. Amerika erklärt Deutschland den Krieg.
7. 4. 1348. Stiftung der ersten deutschen Universität in Prag durch Karl IV.
9. 4. 1865. General Ludendorff geboren.
10. 4. 1918. (bis 29. 4.) Schlacht am Kemmel-Berg in Flandern.
13. 4. 1917. (bis 20. 5.) Frühjahrsschlacht bei Arras.
13. 4. 1932. Groener verbietet im ganzen Reich die SA und SS.
18. 4. 1864. Erstürmung der Düppeler Schanzen.
19. 4. 1917. Aufhebung des Jesuitengesetzes von 1872.
20. 4. 1889. Adolf Hitler geboren.
20. 4. 1918. Manfred von Richthofen gefallen.
21. 4. 1488. Ulrich von Hutten geboren.
24. 4. 1891. Generalfeldmarschall Helmuth von Moltke gestorben.
26. 4. 1787. Ludwig Uhland geboren.
26. 4. 1894. Rudolf Heß geboren.
30. 4. 1803. Generalfeldmarschall Graf Roon geboren.
30. 4. 1919. Geiselmord durch Kommunisten in München.

Mai

Datum	Festrechnung	Sonnen-Aufgang	Sonnen-Untergang	Mond-Aufgang	Mond-Untergang
19. Woche	**Prot.** Ev. Vom guten Hirten. Joh. 10, 12—16; Ep. 1. Petri 2, 21—25. — Joh. 14, 1—6; Eph. 2, 4—10; Pf. 23. **Kath.** Ev. Der gute Hirt Joh. 10, 11-16; Ep. 1. Petri 2, 21-25.				
1 S	**Nat. Feiertag des deutschen Volkes**	4 30	19 25	5 3	21 20
2 M	Walpurgis	4 28	19 27	5 51	22 27
3 D	Kath. Kreuzauffindung	4 26	19 29	6 50	23 23
4 M		4 24	19 30	8 1	—
5 D		4 22	19 32	9 17	0 8
6 F	☽	4 20	19 34	10 35	0 43
7 S		4 18	19 36	11 53	1 12
20. Woche	**Prot.** Ev. Über ein Kleines. Joh. 16, 16—23a; Ep. 1. Petri 2, 11—20. — Joh. 12, 20—26; 1. Joh. 4, 9—14; Jes. 40, 26—31. **Kath.** Ev. Trennung und Wiedersehen. Joh. 16, 16—22; Ep. 1. Petri 2, 11—19.				
8 S	Ev. **3. Jubilate** Kath. **3. n. Ostern**	4 17	19 37	13 9	1 36
9 M		4 15	19 39	14 23	1 58
10 D		4 14	19 40	15 36	2 19
11 M	Mamertus	4 12	19 42	16 47	2 41
12 D	Pankratius	4 10	19 44	17 57	3 4
13 F	Servatius	4 9	19 45	19 5	3 30
14 S	♌	4 7	19 47	20 8	4 2
21. Woche	**Prot.** Ev. Es ist euch gut, daß ich hingehe. Joh. 16, 5—15; Ep. Jak. 1, 16—21. — Joh. 6, 60-69; 2. Tim. 2, 8—13; Pf. 98. **Kath.** Ev. Das machtvolle Wirken des Heiligen Geistes. Joh. 16, 5-14; Ep. Jak. 1, 17—21.				
15 S	Ev. **4. Kantate** Kath. **4. n. Ostern**	4 6	19 48	21 5	4 37
16 M		4 4	19 50	21 55	5 21
17 D		4 2	19 51	22 36	6 12
18 M		4 1	19 53	23 13	7 9
19 D		3 59	19 54	23 42	8 9
20 F		3 58	19 56	—	9 12
21 S		3 56	19 57	0 6	10 19
22. Woche	**Prot.** Ev. Bittet, so werdet ihr nehmen. Joh. 16, 23b—33; Ep. Jak. 1, 22-27. — Luk. 11, 5-13; 1. Tim. 2, 1-6; Jes. 55, 6-11. **Kath.** Ev. Die Kraft des Gebetes im Namen Jesu. Joh. 16, 23—30; Ep. Jak. 1, 22—27.				
22 S	☾ Ev. **5. Rogate** Kath. **5. n. Ost.**	3 55	19 58	0 28	11 26
23 M		3 53	20 0	0 48	12 36
24 D		3 52	20 1	1 9	13 46
25 M	Urban	3 50	20 3	1 29	15 1
26 D	**Himmelfahrt Christi**	3 49	20 4	1 53	16 18
27 F		3 48	20 5	2 21	17 37
28 S		3 47	20 7	2 54	18 55
23. Woche	**Prot.** Ev. Der Geist der Wahrheit. Joh. 15, 26—16, 4; Ep. 1. Petri 4, 8—11. — Joh. 7, 33—39; Eph. 1, 15—23; Pf. 42. **Kath.** Ev. Jüngerzeugnis und Jüngerlos. Joh. 15, 26—16, 4; Ep. 1. Petri 4, 7—11.				
29 S	♍ Ev. **6. Exaudi** Kath. **6. n. Ost.**	3 46	20 8	3 38	20 8
30 M		3 45	20 10	4 32	21 11
31 D		3 44	20 11	5 40	22 2

Am 14. Mai totale Mondfinsternis, in Mitteleuropa nicht sichtbar. — Am 29. Mai totale Sonnenfinsternis, in Mitteleuropa nicht sichtbar.

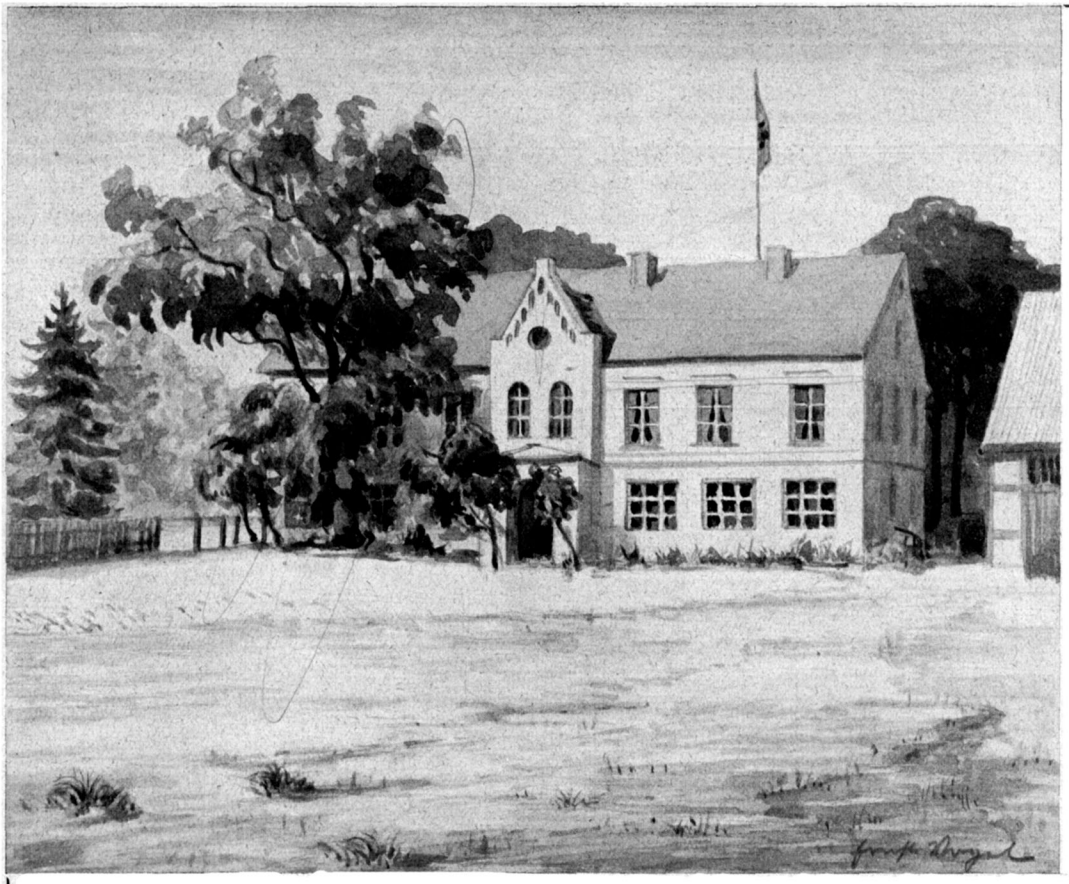
Juni

Datum	Festrechnung	Sonnen-Aufgang	Sonnen-Untergang	Mond-Aufgang	Mond-Untergang
1 M		3 43	20 12	6 57	22 42
2 D		3 42	20 13	8 18	23 14
3 F		3 42	20 14	9 38	23 41
4 S		3 41	20 15	10 56	—
24. Woche	**Prot.** Ev. Der Tröster. Joh. 14, 23—31; Ep. Apostelgesch. 2, 1—13. — Joh. 14, 15—21; Eph. 2, 19—22; Hes. 36, 22—28. **Kath.** Ev. Die Pfingstgabe des Herrn. Joh. 14, 23—31; Ep. Apostelgesch. 2, 1—11.				
5 S	☽ **Pfingstsonntag**	3 40	20 16	12 13	0 4
6 M	**Pfingstmontag**	3 40	20 17	13 26	0 26
7 D		3 39	20 18	14 38	0 46
8 M	(Quatember)	3 39	20 19	15 48	1 10
9 D		3 38	20 20	16 56	1 34
10 F		3 38	20 21	18 0	2 4
11 S		3 38	20 22	18 59	2 37
25. Woche	**Prot.** Ev. Gespräch mit Nikodemus. Joh. 3, 1—15; Ep. Röm. 11, 33—36. — Matth. 28, 16—20; Eph. 1, 3—14 oder 2. Kor. 13, 11—13; Jes. 6, 1—8 oder 4. Mose 6, 22—27. **Kath.** Ev. Das Geheimnis der heiligen Dreifaltigkeit. Matth. 28, 18—20; Ep. Röm. 11, 33—36.				
12 S	Ev. **Trinitatis** Kath. **Dreif.-Fest**	3 37	20 22	19 52	3 18
13 M	♌	3 37	20 23	20 36	4 6
14 D		3 36	20 23	21 14	5 1
15 M	Vit. Veit	3 36	20 24	21 45	6 0
16 D	Kath. Fronleichnam	3 36	20 24	22 10	7 2
17 F		3 36	20 25	22 34	8 8
18 S		3 36	20 25	22 54	9 14
26 Woche	**Prot.** Ev. Der reiche Mann und der arme Lazarus. Luk. 16, 19—31; Ep. 1. Joh. 4, 16—21. — Matth. 13, 31—35; Apostelgesch. 4, 32—35; 5. Mose 6, 4—13. **Kath.** Ev. Das Gleichnis vom großen Gastmahl. Luk. 14, 16—24 Ep. 1. Joh. 3, 13—18.				
19 S	Ev. **1. n. Trin.** Kath. **2. n. Pfingst.**	3 36	20 26	23 14	10 21
20 M		3 36	20 26	23 34	11 30
21 D	☾	3 36	20 26	23 55	12 41
22 M	Sommersanfang	3 36	20 26	—	13 55
23 D		3 37	20 27	0 20	15 11
24 F	Kath. Herz-Jesu-Fest Johannis	3 37	20 27	0 50	16 28
25 S		3 37	20 27	1 27	17 43
27. Woche	**Prot.** Ev. Das große Abendmahl. Luk. 14, 16—24; Ep. 1. Joh. 3, 13—18. — Matth. 9, 9—13; Röm. 10, 1—15; Spr. Sal. 9, 1—10. **Kath.** Ev. Der Freund der Sünder und Zöllner. Luk. 15, 1—10; Ep. 1. Petri 5, 6—11.				
26 S	Ev. **2. n. Trin.** Kath. **3. n. Pfingst.**	3 38	20 27	2 15	18 51
27 M	♍ Siebenschläfer	3 38	20 27	3 16	19 50
28 D		3 39	20 27	4 29	20 36
29 M	Kath. Peter und Paul	3 39	20 27	5 50	21 13
30 D		3 40	20 27	7 13	21 43

Adolf Hitler: „Parteitag der Arbeit 1937."

Noch niemals war in der deutschen Geschichte eine solche innere Einigkeit in Geist, Willensbildung und Führung vorhanden. Das haben viele Generationen vor uns ersehnt, und wir sind die glücklichen Zeugen dieser Erfüllung

Und eine der stolzesten Taten, die der Nationalsozialismus zur Wiederaufrichtung einer kommenden deutschen Volksgemeinschaft vollbracht hat, war die Gründung des Reichsarbeitsdienstes!



Zeichnung von Ernſt Vogel.

Siedlung Milow. Schulhaus mit Gemeindeſaal.

*Nationale Gedenktage * Mai.*

1. 5. Nationaler Feiertag des Deutſchen Volkes.
2. 5. 1892. Manfred von Richthofen geboren.
3. 5. 1849. Der Dichter der „Wacht am Rhein", Max Schneckenburger geſtorben.
9. 5. 1805. Friedrich von Schiller geſtorben.
10. 5. 1871. Frieden zwiſchen Deutſchland und Frankreich; Elſaß Lothringen fällt an Deutſchland zurück.
19. 5. 1762. J. G. Fichte geboren.
21. 5. 1471. Albrecht Dürer geboren.
21. 5. 1921. Erſtürmung des Annaberges in Oberſchleſien.
22. 5. 1813. Richard Wagner geboren.
23. 5. 1900. Reichsminiſter Reichsleiter Dr. Hans Frank geboren.
26. 5. 1923. Albert Leo Schlageter wird von den Franzoſen erſchoſſen.
31. 5. 1809. Schill fällt bei Stralſund.
31. 5. 1916. Seeſchlacht vor dem Skagerrak — Gorch Fock gefallen.

*Nationale Gedenktage * Juni.*

1. 6. 1780. Der preußiſche General und Militärſchriftſteller Karl von Clauſewitz geboren.
6. 6. 1869. Siegfried Wagner geboren.
11. 6. 1923. Blutbad in Dortmund.
16. 6. 1922. Oſtoberſchleſien geht an die Polen verloren.
18. 6. 1916. Der Kampfflieger Max Immelmann gefallen.
20. 6. 1933. Verbot der NSDAP. in Oeſterreich.
21. 6. 1919. Anerkennung des „Friedensvertrages" von Verſailles durch die „Nationalverſammlung" in Weimar.
21. 6. 1919. Admiral von Reuter verſenkt die deutſche Flotte in der Bucht von Scapa Flow.
22. 6. 1767. Wilhelm von Humboldt geboren.
26. 6. 1935. Einführung der Arbeitsdienſtpflicht.
28. 6. 1914. Der Mord von Serajewo.
28. 6. 1919. Unterzeichnung des Friedensdiktates von Verſailles durch Dr. Bell (Zentrum) und Hermann Müller (Marxiſt).

Juli

Datum	Festrechnung	Sonnen-Aufgang	Sonnen-Untergang	Mond-Aufgang	Mond-Untergang
1 F	Kath. Fest des kostbaren Blutes	3 41	20 27	8 36	22 8
2 S	Kath. Mariä Heimsuchung	3 41	20 26	9 57	22 31
28. Woche	**Prot.** Ev. Jesus nimmt die Sünder an. Luk. 15, 1—10; Ep. 1 Petri 5, 5b—11. — Luk. 15, 11—32; Apostelgesch. 3, 1—16; Jes. 12. **Kath.** Ev. Der reiche Fischfang. Luk. 5, 1—11; Ep. Röm. 8, 18—23.				
3 S	Ev. 3. n. Trin. Kath. 4. n. Pfingst.	3 42	20 26	11 13	22 52
4 M	☽	3 42	20 25	12 27	23 15
5 D		3 43	20 25	13 38	23 39
6 M		3 44	20 24	14 47	—
7 D		3 45	20 23	15 52	0 7
8 F		3 46	20 23	16 54	0 39
9 S		3 47	20 22	17 48	1 17
29. Woche	**Prot.** Ev. Seid barmherzig. Luk. 6, 36—42; Ep. Röm 8, 18—27. — Matth. 5, 13—16; Apostelgesch. 4, 1—12; Jes. 65, 17—19, 24, 25. **Kath.** Ev. Die Gerechtigkeit des Neuen Bundes. Matth. 5, 20—24; Ep. 1. Petri 3, 8—15.				
10 S	Ev. 4. n. Trin. Kath. 5. n. Pfingst.	3 48	20 21	18 34	2 3
11 M		3 49	20 20	19 14	2 55
12 D	♌	3 50	20 19	19 49	3 52
13 M		3 52	20 19	20 16	4 54
14 D		3 53	20 18	20 40	5 59
15 F		3 54	20 17	21 1	7 5
16 S	Kath. Skapulierfest	3 55	20 16	21 21	8 11
30. Woche	**Prot.** Ev. Petri Fischzug. Luk. 5, 1—11; Ep. 1. Petri 3, 8—15. Luk 9, 18—26; Apostelgesch. 5, 34—42; Klagel. Jer. 3, 22—32. **Kath.** Ev. Die zweite wunderbare Brotvermehrung. Mark. 8, 1—9; Ep. Röm. 6, 3—11.				
17 S	Ev. 5. n. Trin. Kath. 6. n. Pfingst.	3 56	20 15	21 41	9 20
18 M		3 58	20 13	22 1	10 28
19 D		3 59	20 12	22 24	11 40
20 M	☾	4 0	20 11	22 50	12 52
21 D		4 1	20 10	23 22	14 7
22 F	Maria Magdalena	4 3	20 8	—	15 21
23 S		4 4	20 7	0 4	16 30
31. Woche	**Prot.** Ev. Die bessere Gerechtigkeit. Matth. 5, 20—26; Ep. Röm. 6, 3—11. — Matth. 21, 28—32; Apostelgesch. 8, 26—38; Pf. 1. **Kath.** Ev. Warnung vor falschen Propheten. Matth. 7, 15—21; Ep. Röm. 6, 19—23.				
24 S	Ev. 6. n. Trin. Kath. 7. n. Pfingst.	4 6	20 5	0 57	17 33
25 M	Jakobus	4 7	20 4	2 2	18 25
26 D		4 9	20 3	3 19	19 7
27 M	♍	4 10	20 1	4 42	19 41
28 D		4 12	20 0	6 7	20 9
29 F		4 13	19 58	7 30	20 33
30 S		4 15	19 57	8 51	20 57
32. Woche	**Prot.** Ev. Die Ernte ist groß und der Arbeiter wenig. Matth. 9, 35—38; Ep. Röm. 6, 19—23. — Mark. 4, 26—29; 1. Tim. 6, 6—12; Jes. 62, 6—12. **Kath.** Ev. Der untreue Verwalter. Luk. 16, 1—9; Ep. Röm. 8, 12—17.				
31 S	Ev. 7. n. Trin. Kath. 8. n. Pfingst.	4 17	19 55	10 8	21 19

Am 3. Juli Sonne in Erdferne.

August

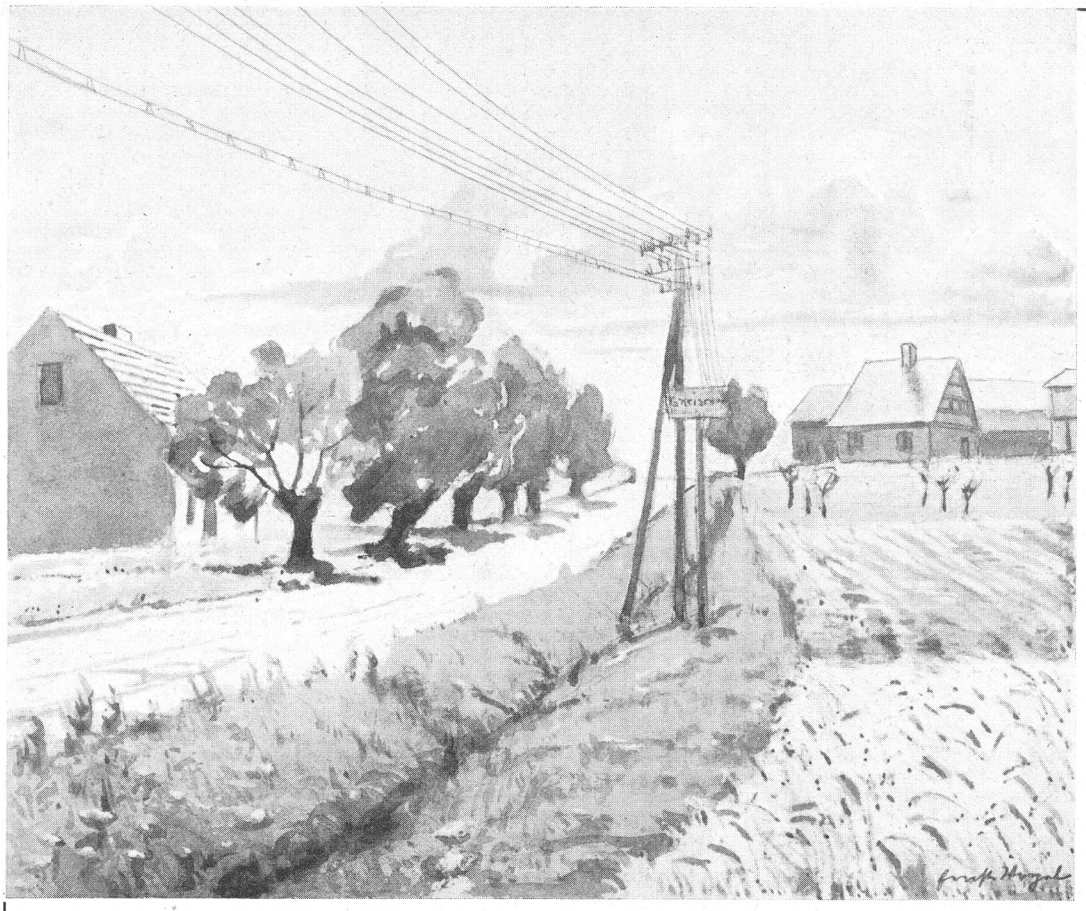
Datum	Festrechnung	Sonnen-Aufgang	Sonnen-Untergang	Mond-Aufgang	Mond-Untergang
1 M	Kath. Petri Kettenfeier	4 18	19 53	11 23	21 44
2 D		4 20	19 52	12 34	22 11
3 M	☽	4 21	19 50	13 42	22 42
4 D		4 23	19 48	14 46	23 18
5 F		4 25	19 46	15 42	—
6 S	Kath. Verklärung des Herrn	4 26	19 44	16 31	0 0
33. Woche	**Prot.** Ev. Von den falschen Propheten. Matth. 7, 13—23; Ep. Röm. 8, 12—17. — Matth. 12, 46—50; Apostelgesch. 16, 16—32; Jerem. 23, 16—29. **Kath.** Ev. Jesus weint über Jerusalem. Luk. 19, 41—47; Ep. 1. Kor. 10, 6—13.				
7 S	Ev. 8. n. Trin. Kath. 9. n. Pfingst.	4 28	19 43	17 14	0 50
8 M		4 29	19 41	17 50	1 47
9 D		4 31	19 39	18 20	2 47
10 M	Laurentius	4 33	19 37	18 45	3 49
11 D	♌	4 34	19 35	19 8	4 56
12 F		4 36	19 33	19 28	6 2
13 S		4 37	19 31	19 49	7 11
34. Woche	**Prot.** Ev. Der ungerechte Haushalter. Luk. 16, 1—12; Ep. 1. Kor. 10, 1—13. — Matth. 13, 44—46; Apostelgesch. 17, 16—34; Spr. Sal. 16, 1—9. **Kath.** Ev. Das Gleichnis vom Pharisäer und Zöllner. Luk. 18, 9—14; Ep. 1. Kor. 12, 2—11.				
14 S	Ev. 9. n. Trin. Kath. 10. n. Pfingst.	4 39	19 29	20 8	8 19
15 M	Kath. Mariä Himmelfahrt	4 41	19 27	20 31	9 30
16 D		4 42	19 25	20 56	10 41
17 M		4 44	19 23	21 25	11 54
18 D	☾	4 45	19 21	22 2	13 6
19 F		4 47	19 19	22 49	14 15
20 S		4 49	19 17	23 46	15 19
35. Woche	**Prot.** Ev. Der Herr weint über Jerusalem. Luk. 19, 41—48; Ep. 1. Kor. 12, 1—11. — Matth. 23, 34—39; Apostelgesch. 20, 17—38; Jer. 7, 1—11. **Kath.** Ev. Heilung eines Taubstummen. Mark. 7, 31—37; Ep. 1. Kor. 15, 1—10.				
21 S	Ev. 10. n. Tr. Kath. 11. n. Pfingst.	4 51	19 15	—	16 14
22 M		4 52	19 12	0 56	16 59
23 D		4 54	19 10	2 14	17 36
24 M	Bartholomäus	4 56	19 8	3 36	18 7
25 D	♍	4 58	19 6	5 0	18 33
26 F		4 59	19 4	6 22	18 58
27 S		5 1	19 1	7 42	19 21
36. Woche	**Prot.** Ev. Pharisäer und Zöllner. Luk. 18, 9—14; Ep. 1. Kor. 15, 1—10. — Luk. 7, 36—50; Röm. 8, 33—39; Dan. 9, 15—18. **Kath.** Ev. Das Gleichnis vom barmherzigen Samariter. Luk. 10, 23—37; Ep. 2. Kor. 3, 4—9.				
28 S	Ev. 11. n. Tr. Kath. 12. n. Pfingst.	5 2	18 59	9 0	19 46
29 M		5 4	18 57	10 14	20 12
30 D		5 6	18 55	11 26	20 43
31 M		5 7	18 53	12 31	21 17

Adolf Hitler: „Parteitag der Ehre" 1936.

In vier Jahren muß Deutschland in allen jenen Stoffen vom Ausland gänzlich unabhängig sein, die irgendwie durch die deutsche Fähigkeit, durch unsere Chemie und Maschinenindustrie sowie durch unseren Bergbau selbst beschafft werden können!

Adolf Hitler: „Parteitag der Arbeit" 1937.

Wenn Deutschland nach außen hin die Macht seines Selbstschutzes zeigt, dann zeigt es nach innen zugleich aber auch die Kraft seiner Arbeit. In beiden sehen wir die Sicherheit des Lebens des Volkes, dem wir mit Stolz angehören.



Zeichnung von Ernst Vogel.

Siedlung Gneisenau.

*Nationale Gedenktage * Juli.*

1. 7. 1646. Gottfried Wilhelm von Leibniz geboren.
1. 6. 1890. Deutschland tauscht von England Helgoland gegen Sansibar und Witu ein.
3. 7. 1676. Leopold I., Fürst von Anhalt Dessau (der alte Dessauer), geboren.
4. 7. 1926. Zweiter Reichsparteitag der NSDAP. in Weimar.
5. 7. 1884. Nachtigall hißt an der Togo-Küste die deutsche Flagge.
8. 7. 1838. Ferdinand Graf von Zeppelin geboren.
10. 7. 1916. Das deutsche Handelsunterseeboot Deutschland landet in Baltimore.
10. 7. 1916. (bis 9. August) zweite Durchbruchsschlacht bei Baranowitschi.
12. 7. 1919. Aufhebung der Hungerblockade gegen Deutschland.
12. 7. 1920. Ost- und Westpreußen entscheiden sich bei der Volksabstimmung mit großer Mehrheit für Deutschland.
13. 7. 1915. (bis 26. August) die Narew-Bobr-Schlacht.
14. 7. 1867. Otto von Bismarck wird Kanzler des norddeutschen Bundes.
14. 7. 1884. An der Mündung des Kamerun-Flusses wird die deutsche Flagge gehißt.
14. 7. 1895. Reichsminister R. W. Darré geboren.
17. 7. 1842. Der österreichische völkische Vorkämpfer von Schönerer geboren.
17. 7. 1922. Hermann Fischer und Erwin Korn auf Burg Saaleck gefallen.
18. 7. 1870. Auf dem vatikanischen Konzil in Rom wird die „Unfehlbarkeit" des Papstes proklamiert!
19. 7. 1819. Gottfried Keller geboren.
22. 7. 1917. (bis 14. Sept.) zweite große Flandernschlacht.
26. 7. 1932. Untergang des deutschen Segelschulschiffes „Niobe" mit 69 Mann im Fehmarn-Belt.
26. 7. 1933. Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses.
28. 7. 1914. Oesterreich-Ungarn erklärt Serbien den Krieg.
29. 7. 1831. Freiherr vom Stein gestorben.
30. 7. 1898. Otto von Bismarck gestorben.

*Nationale Gedenktage * August.*

1. 8. 1914. Beginn des Weltkrieges.
1. 8. 1929. Vierter Reichsparteitag in Nürnberg.
2. 8. 1934. Reichspräsident von Hindenburg gestorben.
2. 8. 1935. München wird „Hauptstadt der Bewegung".
3. 8. 1921. Gründung der SA.
6. 8. 1195. Heinrich der Löwe gestorben.
7. 8. 1914. General Ludendorff erzwingt die Übergabe der Zitadelle von Lüttich.
11. 8. 1778. Turnvater Friedrich Ludwig Jahn geboren.
12. 8. 1894. Albert Leo Schlageter geboren.
13. 8. 1809. Sieg Andreas Hofers am Berge Isel.
14. 8. 1921. Der österreichische völkische Vorkämpfer Georg von Schönerer gest.
17. 8. 1786. Friedrich der Große gestorben.
18. 8. 1915 Deutsche Truppen unter General Litzmann erstürmen Kowno.
19. 8. 1927. (bis 21. 8.) Dritter Reichsparteitag der NSDAP. in Nürnberg.
22. 8. 1880. Gorch Fock geboren.
24. 8. 1936. Einführung der zweijährigen Dienstzeit.
25. 8. 1900. Friedrich Nietzsche gestorben.
25. 8. 1914. Deutscher Sieg bei Longwy.
25. 8. 1914. Kampf um Tsingtau.
26. 8. 1806. In Braunau am Inn wird der Buchhändler Palm auf Befehl Napoleons erschossen.
26. 8. 1813. Theodor Körner fällt bei Gadebusch.
26. 8. 1915. Eroberung von Brest-Litowsk.
27. 8. 1914. Sieg bei Tannenberg.
27. 8. 1928. Unterzeichnung des „Kriegsächtungs"-(Kellogg)Paktes.
28. 8. 1749. Johann Wolfgang von Goethe geboren.
28. 8. 1916. Italien und Rumänien erklären Deutschland den Krieg.
29. 8. 1866. Herman Löns geboren.
29. 8. 1916. Hindenburg übernimmt mit Ludendorff die Führung der O.H.L.
29. 8. 1924. Annahme der Dawes-Pläne im Reichstag.

September

Datum	Festrechnung	Sonnen-Aufgang	Sonnen-Untergang	Mond-Aufgang	Mond-Untergang
1 D	☽ Ägidius	5 9	18 50	13 32	21 58
2 F		5 10	18 48	14 25	22 45
3 S		5 12	18 46	15 10	23 39
37. Woche	**Prot.** Ev. Hephata! Mark. 7, 31—37; Ep. 2. Kor. 3, 4—9. Joh. 8, 31—36; Apostelgesch. 16, 9—15; Jes. 29, 18—21. **Kath.** Ev. Die zehn Aussätzigen. Luk. 17, 11—19; Ep. Gal. 3, 16—22.				
4 S	Ev. 12. n. Trin. Kath. Schutzengelf.	5 14	18 44	15 49	—
5 M		5 16	18 41	16 21	0 38
6 D		5 17	18 39	16 48	1 39
7 M		5 19	18 36	17 12	2 44
8 D	Kath. Mariä Geburt	5 21	18 34	17 33	3 51
9 F	♍	5 23	18 32	17 54	4 59
10 S		5 24	18 29	18 15	6 8
38. Woche	**Prot.** Ev. Der barmherzige Samariter. Luk. 10, 23—37; Ep. Röm. 3, 21—28. — Mark. 12, 41—44; 1. Petri 2, 1—10; Sach. 7, 4—10. **Kath.** Ev. Gottes Vatergüte. Matth. 6, 24—33; Ep. Gal. 5, 16—24.				
11 S	Ev. 13. n. Trin. Kath. 14. n. Pfingst.	5 26	18 27	18 37	7 19
12 M	Kath. Name Mariä	5 27	18 24	19 2	8 31
13 D		5 29	18 22	19 30	9 43
14 M	Kath. Kreuzerhöhung	5 31	18 20	20 4	10 56
15 D	Kath. Sieben Schmerzen Mariä	5 33	18 17	20 47	12 6
16 F		5 34	18 15	21 41	13 10
17 S	☾	5 36	18 12	22 44	14 7
39. Woche	**Prot.** Ev. Die zehn Aussätzigen. Luk. 17, 11—19; Ep. Gal. 5, 16—24. — Joh. 5, 1—14; 1. Tim. 1, 12—17; Ps. 50, 14—23. **Kath.** Ev. Der Jüngling von Nain. Luk. 7, 11—16; Ep. Gal. 5, 25—6, 10.				
18 S	Ev. 14. n. Trin. Kath. 15. n. Pfingst.	5 38	18 10	23 56	14 54
19 M		5 40	18 8	—	15 34
20 D		5 41	18 5	1 14	16 6
21 M	Matthäus (Quatember)	5 43	18 3	2 35	16 34
22 D		5 44	18 0	3 55	16 58
23 F	♎ Herbstanfang	5 46	17 58	5 15	17 23
24 S		5 48	17 56	6 34	17 47
40. Woche	**Prot.** Ev. Sorget nicht. Matth. 6, 24—34; Ep. Gal. 5, 25—6, 10. — Joh. 11, 1—11; 2. Thess. 3, 6—13; 1. Kön. 17, 8—16. **Kath.** Ev. Beim Gastmahl des Pharisäers. Luk. 14, 1—11; Ep. Eph. 3, 13—21.				
25 S	Ev. 15. n. Trin. Kath. 16. n. Pfingst.	5 50	17 54	7 50	18 13
26 M		5 51	17 51	9 4	18 42
27 D		5 52	17 48	10 14	19 15
28 M		5 54	17 46	11 18	19 54
29 D	Michaelis	5 56	17 44	12 15	20 39
30 F		5 58	17 42	13 3	21 31

Oktober

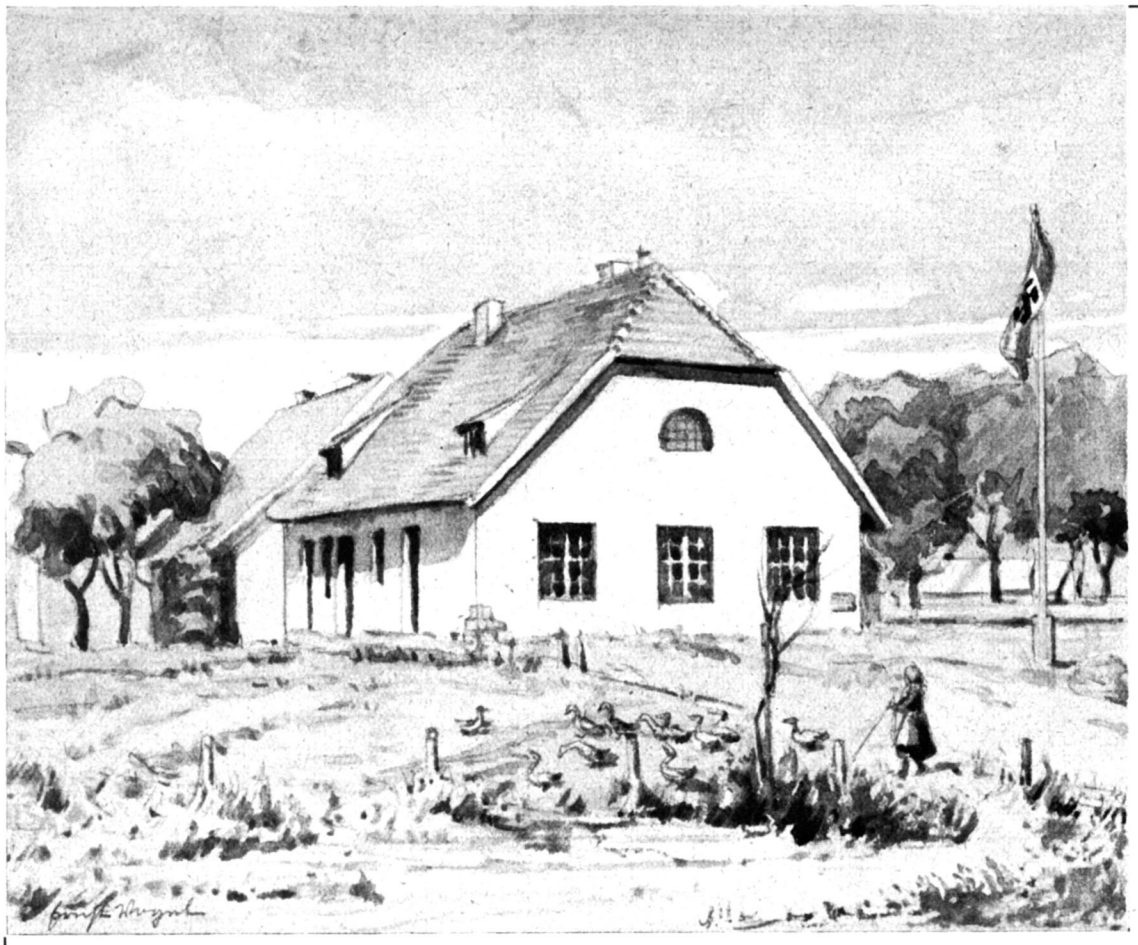
Datum	Festrechnung	Sonnen-Aufgang	Sonnen-Untergang	Mond-Aufgang	Mond-Untergang
1 S	☽	5 59	17 39	13 44	22 28
41. Woche	**Prot.** Ev. Der reiche Narr. Luk. 12, 15—21; Ep. Ps. 145, 15—21. — Joh. 6, 24—29; 2. Kor. 9, 6—11; Ps. 34, 2—9. **Kath.** Ev. Das Hauptgebot. Matth. 22, 35—46; Ep. Eph. 4, 1—6.				
2 S	Ev. 16. n. Trin. Kath. 17. n. Pfingst. Erntedanktag	6 1	17 37	14 20	23 27
3 M		6 3	17 35	14 49	—
4 D		6 5	17 33	15 14	0 31
5 M		6 6	17 30	15 37	1 37
6 D		6 8	17 28	15 57	2 43
7 F	Kath. Rosenkranzfest	6 9	17 25	16 19	3 53
8 S		6 11	17 23	16 40	5 3
42. Woche	**Prot.** Ev. Sabbatfeier in Liebe und Demut. Luk. 14, 1—11; Ep. Eph. 4, 1—6. — Matth. 12, 1—8; Hebr. 4, 9—13; Ps. 75, 5—8. **Kath.** Ev. Die Heilung eines Gelähmten. Matth. 9, 1—8; Ep. 1. Kor. 1, 4—8.				
9 S	♍ Ev. 17. n. Trin. Kath. 18. n. Pfingst.	6 13	17 21	17 5	6 16
10 M		6 15	17 18	17 32	7 29
11 D		6 16	17 16	18 5	8 44
12 M		6 18	17 13	18 47	9 56
13 D		6 20	17 11	19 37	11 3
14 F		6 22	17 9	20 37	12 3
15 S		6 24	17 7	21 47	12 52
43. Woche	**Prot.** Ev. Das vornehmste Gebot und die vornehmste Frage; Matth. 22, 34—46; Ep. 1. Kor. 1, 4—9. — Mark. 10, 17—27. Jak. 2, 10—17; 2. Chron. 1, 7—12. **Kath.** Ev. Das Gleichnis vom königlichen Hochzeitsmahl. Matth. 22, 1—14; Ep. Eph. 4, 23—28.				
16 S	☾ Ev. 18. n. Trin. Kath. 19. n. Pfingst. Gallus	6 25	17 4	23 2	13 33
17 M		6 27	17 2	—	14 7
18 D		6 29	17 0	0 20	14 36
19 M		6 31	16 58	1 38	15 0
20 D		6 33	16 56	2 56	15 25
21 F		6 34	16 54	4 13	15 48
22 S		6 36	16 52	5 29	16 13
44. Woche	**Prot.** Ev. Der Gichtbrüchige. Matth. 9, 1—8; Ep. Eph. 4, 22—32. — Joh. 9, 24—41; Jak. 5, 13—20; Ps. 32, 1—7. **Kath.** Ev. Jesus heilt den Sohn eines königlichen Beamten. Joh. 4, 46—53; Ep. Eph. 5, 15—21.				
23 S	♎ Ev. 19. n. Trin. Kath. 20. n. Pfingst.	6 38	16 50	6 43	16 40
24 M		6 40	16 48	7 55	17 12
25 D		6 42	16 46	9 1	17 49
26 M		6 43	16 44	10 2	18 31
27 D		6 45	16 42	10 55	19 21
28 F	Simon und Juda	6 47	16 40	11 40	20 17
29 S		6 49	16 38	12 18	21 15
45. Woche	**Prot.** Ev. Die königliche Hochzeit. Matth. 22, 1—14; Ep. Eph. 5, 15—21. — Joh. 15, 1—8; Röm. 14, 1—9; Spr. Sal. 2, 1—8. **Kath.** Ev. Das Königtum Jesu Christi. Joh. 18, 33—37; Ep. Kol. 1, 12—20.				
30 S	Ev. 20. n. Trin. Kath. Christus König	6 51	16 36	12 49	22 17
31 M	☽	6 52	16 34	13 15	23 21

Eintopf-Sonntag: 9. Oktober.

Adolf Hitler: „Mein Kampf".

Die beste Staatsverfassung und Staatsform ist diejenige, die mit natürlichster Sicherheit die besten Köpfe der Volksgemeinschaft zu führender Bedeutung und zu leitendem Einfluß bringt.

Alle großen Bewegungen, mochten sie religiöser oder politischer Natur sein, haben ihre gewaltigen Erfolge nur der Erkenntnis und Anwendung dieser Grundsätze zuzuschreiben, besonders aber alle dauerhaften Erfolge sind ohne Berücksichtigung dieser Gesetze gar nicht denkbar.



Zeichnung von Ernst Vogel.

Siedlung Caselow . Gemeindehaus.

*Nationale Gedenktage * September.*

1. 9. 1933. (bis 3. 9.) Parteitag des Sieges.
1. 9. 1523. Ulrich von Hutten gestorben.
1. 9. 1916. (bis 30. 9.) Schlacht in den Karpathen.
2. 9. 1870. Sieg bei Sedan.
2. 9. 1878. Reichskriegsminister von Blomberg geboren.
3. 9. 1914. Einnahme von Reims. Deutsche Kavallerie vor Paris.
3. 9. 1917. Die Deutschen erobern Riga.
5. 9. 1774. Der Maler Kaspar David Friedrich geboren.
7. 9. 1914. Marne-Schlacht.
8. 9. 1933. Der völkische Vorkämpfer Theodor Fritsch gestorben.
9. 9. 9. Arminius siegt im Teuteburger Wald über die Römer.
10. 9. 1936. Verkündung des zweiten Vierjahresplanes (Parteitag der Ehre).
10. 9. 1919. Der Marxist Dr. Renner unterzeichnet für das Bruderland Oesterreich den Schandvertrag von St. Germain. Sudetendeutschland fällt damit an die Tschechoslowakei.
11. 9. 1926. Aufnahme Deutschlands in den Völkerbund.
12. 9. 1819. Feldmarschall Leberecht von Blücher gestorben.
12. 9. 1829. Der Maler Anselm Feuerbach geboren.
14. 9. 1817. Theodor Storm geboren.
15. 9. 1834. Heinrich von Treitschke geboren.
15. 9. 1935. Reichsflaggengesetz: Hakenkreuzflagge wird Reichs-, National- und Handelsflagge.
16. 9. 1809. Erschießung der Schillschen Offiziere zu Wesel.
17. 9. 1914. (bis 10. 10.) Schlacht von Antwerpen.
18. 9. 1915. Wilna von deutschen Truppen besetzt.
19. 9. 1914. Lüderitzbucht (Deutsch-Südwestafrika) von den Engländern besetzt.
20. 9. 1863. Der Sprach- und Altertumsforscher Jakob Grimm gestorben.
20. 9. 1898. Theodor Fontane gestorben.
21. 9. 1860. Arthur Schopenhauer gestorben.
22. 9. 1914. Kapitänleutnant Weddingen (U 9) versenkt drei engl. Panzerkreuzer.
23. 9. 1791. Theodor Körner geboren.
24. 9. 1473. Der Landsknechtsführer Georg von Frundsberg geboren.
24. 9. 1862. Bismarck wird preußischer Staatsminister.
25. 9. 1915. (bis 13. 10.) Beginn der Herbstschlacht bei La Bassée und Arras.
26. 9. 1759. Generalfeldmarschall Joh. Ludwig Graf York v. Wartenburg geb.
26. 9. 1914. Hermann Löns vor Reims gefallen.
27. 9. 1856. Der Kolonialpolitiker Karl Peters geboren.
29. 9. 1933. Reichserbhofgesetz.
30. 9. 1883. Reichsminister Reichsleiter Rust geboren.

*Nationale Gedenktage * Oktober.*

2. 10. 1847. Reichspräsident von Hindenburg geboren.
6. 10. 1891. Hans Schemm geboren.
7. 10. 1917. (bis 9. 10.) deutscher Sieg bei Kronstadt (Siebenbürgen).
9. 10. 1841. Der Architekt Friedrich Schinkel gestorben.
9. 10. 1907. Horst Wessel in Bielefeld geboren.
9. 10. 1914. Eroberung von Antwerpen.
10. 10. 1920. Volksabstimmung in Kärnten.
14. 10. 1806. Niederlage bei Jena und Auerstedt.
14. 10. 1922. Adolf Hitlers Zug nach Coburg.
14. 10. 1933. Deutschland tritt aus dem Völkerbund aus.
15. 10. 1844. Friedrich Nietzsche geboren.
15. 10. 1852. Friedrich Ludwig Jahn gestorben.
16. 10. 1917. Walter Flex auf Oesel gefallen.
18. 10. 1777. Heinrich von Kleist geboren.
18. 10. 1813. (14—18.) Völkerschlacht bei Leipzig.
20. 10. 1921. Zerstückelung Oberschlesiens durch den Obersten Rat der Alliierten.
24. 10. 1648. Friede zu Münster und Osnabrück; Ende des 30jähr. Krieges.
24. 10. 1917. (bis 27. 10.) deutscher Durchbruch der italienischen Front am Isonzo.
26. 10. 1757. Freiherr vom Stein geboren.
26. 10. 1800. Generalfeldmarschall Helmuth Graf von Moltke geboren.
27. 10. 1760. General August Graf Neidhardt von Gneisenau geboren.
28. 10. 1852. Der völkische Vorkämpfer Theodor Fritsch geboren.
28. 10. 1916. Der Fliegerhauptmann Oswald Boelcke gefallen.
29. 10. 1897. Reichsminister Dr. Goebbels geboren.
29. 10. 1918. Auflösung der österreichisch-ungarischen Monarchie.

November

Datum	Festrechnung	Sonnen-Aufgang	Sonnen-Untergang	Mond-Aufgang	Mond-Untergang
1 D	Kath. Allerheiligen	6 54	16 32	13 39	—
2 M	Kath. Allerseelen	6 56	16 30	14 0	0 27
3 D		6 58	16 28	14 21	1 34
4 F		7 0	16 26	14 42	2 43
5 S	Kath. Reliquienfest	7 2	16 25	15 5	3 54
46. Woche	**Prot.** Ev. Die Seligpreisungen. Matth. 5, 1—12; Ep. Gal. 5, 1—15. — Joh. 2, 13—17; 1. Kor. 3, 11—23; Pf. 46. **Kath.** Ev. Die Steuerfrage. Matth. 22, 15—21; Ep. Phil. 1, 6—11.				
6 S	Ev. **Ref.-Fest** Kath. **22. n. Pfingst.**	7 4	16 23	15 32	5 8
7 M	☾	7 6	16 21	16 3	6 23
8 D		7 8	16 19	16 41	7 38
9 M		7 10	16 18	17 29	8 49
10 D		7 11	16 16	18 28	9 55
11 F	Martinstag	7 13	16 15	19 37	10 49
12 S		7 15	16 13	20 51	11 34
47. Woche	**Prot.** Ev. Der Schalksknecht. Matth. 18, 21—35; Ep. Phil. 1, 3—11. — Luk. 9, 57—62; Hebr. 13, 1—9; Spr. Sal. 24, 14—20. **Kath.** Ev. Die Auferweckung der Tochter des Jairus. Matth. 9, 18—26; Ep. Phil. 3, 17—4, 3.				
13 S	Ev. **22. n. Trin.** Kath. **23. n. Pfingst.**	7 17	16 11	22 9	12 10
14 M	☾	7 19	16 10	23 27	12 40
15 D		7 20	16 8	—	13 5
16 M	**Buß- und Bettag**	7 22	16 7	0 44	13 29
17 D		7 24	16 5	2 0	13 52
18 F		7 26	16 4	3 15	14 16
19 S		7 27	16 3	4 28	14 42
48. Woche	**Prot.** Ev. Gleichnis von den zehn Jungfrauen. Matth. 25, 1—13; Ep. 2. Petri 3, 3—14. — Luk. 12, 35—43; Offenb. Joh. 7, 9—17; Jes. 35, 3—10. **Kath.** Ev. Der Untergang Jerusalems und das Ende der Welt. Matth. 24, 15—35; Ep. Kol. 1, 9—14.				
20 S	Ev. **Totenfest** Kath. **24. n. Pfingst.**	7 29	16 1	5 39	15 11
21 M	Kath. Mariä Opferung	7 30	16 0	6 47	15 45
22 D	●	7 32	15 59	7 51	16 25
23 M		7 34	15 58	8 46	17 12
24 D		7 35	15 57	9 34	18 5
25 F		7 37	15 56	10 15	19 4
26 S		7 38	15 55	10 50	20 4
49. Woche	**Prot.** Ev. Gelobt sei, der da kommt im Namen des Herrn. Matth. 21, 1—9; Ep. Röm. 13, 11—14. — Luk. 1, 68—79; Hebr. 10, 19—25; Jerem. 31, 31—34. **Kath.** Ev. Die Wiederkunft Christi zum Gericht. Luk. 21, 25—33; Ep. Röm. 13, 11—14.				
27 S	Ev. **1. Advent** Kath. **1. Adventsf.**	7 40	15 54	11 17	21 7
28 M		7 42	15 53	11 42	22 12
29 D		7 43	15 52	12 4	23 17
30 M	☽ Andreas	7 45	15 52	12 24	—

Am 7./8. November totale Mondfinsternis, in Mitteleuropa sichtbar. — Am 21./22. November partielle Sonnenfinsternis, in Mitteleuropa nicht sichtbar.

Dezember

Datum	Festrechnung	Sonnen-Aufgang	Sonnen-Untergang	Mond-Aufgang	Mond-Untergang
1 D		7 46	15 51	12 45	0 24
2 F		7 48	15 50	13 6	1 32
3 S		7 49	15 49	13 30	2 43
50. Woche	**Prot.** Ev. Die Zukunft des Herrn. Luk. 21, 25—36; Ep. Röm. 15, 4—13. — Luk. 17, 20—30; 2. Petri 1, 3—11; Mal. 3, 19—24. **Kath.** Ev. Die Gesandtschaft des Täufers. Matth. 11, 2—10; Ep. Röm. 15, 4—13.				
4 S	Ev. **2. Advent** Kath. **2. Adventsf.**	7 51	15 49	13 58	3 56
5 M		7 52	15 48	14 32	5 12
6 D	Nikolaus	7 54	15 48	15 16	6 26
7 M	☾	7 55	15 47	16 10	7 35
8 D	Kath. unbefleckte Empfängnis	7 56	15 47	17 17	8 38
9 F		7 57	15 47	18 32	9 28
10 S		7 59	15 46	19 52	10 9
51. Woche	**Prot.** Ev. Bist du, der da kommen soll? Matth. 11, 2—10; Ep. 1. Kor. 4, 1—5. — Matth. 3, 1—11; 2. Tim. 4, 5—8; Jes. 40, 1—8. **Kath.** Ev. Der Herr ist da. Joh. 1, 19—28; Ep. Phil. 4, 4—7.				
11 S	Ev. **3. Advent** Kath. **3. Adventsf.**	8 0	15 46	21 13	10 43
12 M		8 1	15 46	22 32	11 11
13 D		8 2	15 46	23 50	11 35
14 M	☾ (Quatember)	8 3	15 46	—	11 59
15 D		8 4	15 46	1 5	12 22
16 F		8 5	15 46	2 18	12 47
17 S		8 6	15 46	3 29	13 14
52. Woche	**Prot.** Ev. Das Zeugnis Johannis des Täufers. Joh. 1, 19—28; Ep. Phil. 4, 4—7. — Joh. 1, 15—18; 1. Joh. 1, 1—4; 5. Mose 18, 15—19. **Kath.** Ev. Als die Zeit erfüllt war. Luk. 3, 1—6; Ep. 1. Kor. 4, 1—5.				
18 S	Ev. **4. Advent** Kath. **4. Adventsf.**	8 7	15 46	4 37	13 46
19 M	Kath. Mariä Erwartung	8 7	15 47	5 41	14 23
20 D		8 8	15 47	6 40	15 7
21 M	●	8 8	15 48	7 31	15 57
22 D	Wintersanfang	8 9	15 48	8 14	16 54
23 F		8 9	15 49	8 51	17 53
24 S		8 10	15 49	9 21	18 55
53. Woche	**Prot.** Ev. Euch ist heute der Heiland geboren. Luk. 2, 1—14; Ep. Tit. 2, 11—14. — Matth. 1, 18—23; 1. Joh. 3, 1—5; Jes. 9, 6—7. **Kath.** Ev. Text wie vor. Luk. 2, 1—14; Ep. Tit. 2, 11—15				
25 S	**1. Weihnachtstag**	8 10	15 50	9 46	20 0
26 M	**2. Weihnachtstag**	8 11	15 50	10 9	21 4
27 D	Kath. Stephanus	8 11	15 51	10 29	22 10
28 M	Kath. Unschuldige Kinder	8 11	15 52	10 50	23 16
29 D	☽	8 11	15 53	11 10	—
30 F		8 11	15 53	11 32	0 24
31 S	Silvester	8 11	15 54	11 57	1 34

Eintopf-Sonntage: 13. Nov. und 11. Dez.

Adolf Hitler: „Parteitag der Arbeit" 1937.

Die deutsche Frau kann das Bewußtsein besitzen, daß die kommenden Generationen der Männer den Frauen wirklich und wahrhaftig Schutz und Schild sein werden. Die Männer aber können die beglückende Gewißheit haben, daß die deutschen Frauen der Zukunft ihnen mehr noch als je zuvor die treuesten Gefährtinnen ihres Lebens sein werden.

Zeichnung von Ernst Vogel.

Siedlung Rollwitz . Einzelgehöft.

*Nationale Gedenktage * November.*

2. 11. 1827. Paul de Lagarde geboren.
3. 11. 1918. Auftakt zur Judenrevolution in Deutschland durch die Matrosenrevolte in Kiel.
3. 11. 1918. Waffenstillstand zwischen Oesterreich-Ungarn und der Entente.
5. 11. 1916. Gemeinsame Erklärung Deutschlands und Oesterreich-Ungarns über die Errichtung eines selbständigen Polenreiches.
7. 11. 1918. Der jüdische Dokumentenfälscher Kosmanowsky, genannt Eisner, ruft in München die Republik aus.
8. 11. 1923. Adolf Hitler proklamiert in München die nationale Diktatur.
9. 11. 1914. Heldenhafter Untergang des deutschen Kreuzers „Emden" bei den Kokos-Inseln (westlich Sumatra).
9. 11. 1918. Beginn der Revolte.
9. 11. 1923. Die von Adolf Hitler proklamierte nationale Regierung kommt durch Verrat zu Fall. 16 Nationalsozialisten starben zu München den Heldentod.
10. 11. 1759. Friedrich von Schiller geboren.
10. 11. 1914. Deutsche Kriegsfreiwilligen-Regimenter, hauptsächlich aus Studenten bestehend, verbluten in heldenhaftem Kampfe vor Langemark
10. 11. 1917. Beendigung der dritten Flandernschlacht.
10. 11. 1918. Erzberger verrät das deutsche Volk mit leichtfertiger Annahme der Waffenstillstandsbedingungen an die Entente.
12. 11. 1755. General von Scharnhorst geboren.
12. 11. 1914. Kriegserklärung der Türkei an England, Frankreich und Rußland.
12. 11. 1918. Die deutschen Truppen beginnen mit der Räumung des besetzten Gebietes im Westen.
14. 11. 1936. Deutschland kündigt die Versailler Bestimmungen über die deutschen Ströme und Wasserstraßen.
15. 11. 1862 Der völkische Literaturgeschichtler Adolf Bartels geboren.
20. 11. 1917. Tankschlacht bei Cambrai.
22. 11. 1767. Andreas Hofer geboren.
25. 11. 1936. Deutsch-japanisches Abkommen gegen die Komintern.
26. 11. 1857. Freiherr von Eichendorff gestorben.
26. 11. 1831. General Karl von Clausewitz gestorben.
26. 11. 1916. Die Heere der Entente brechen die am 24. 6. begonnene Schlacht an der Somme als erfolglos ab.

*Nationale Gedenktage * Dezember.*

1. 12. 1925. Abschluß der Locarno-Verträge.
5 12. 1757. Schlacht bei Leuthen.
5. 12. 1917. Beendigung der am 20. 11. begonnenen Tankschlacht bei Cambrai durch vernichtende Niederlage der englischen Kavallerie bei Noyelles.
6 12. 1849. Generalfeldmarschall von Mackensen geboren.
6. 12. 1916. Bukarest genommen.
7. 12. 1835. Erste deutsche Eisenbahn Nürnberg-Fürth.
8. 12. 1914. Heldenhafter Untergang des Spee-Geschwaders bei den Falkland-Inseln.
11 12. 1887. Reichsminister Hans Kerrl geboren.
15. 12. 1914. Ende der Schlacht bei Lodz (Beginn 26. 11).
16 12. 1742. Generalfeldmarschall Gebhard Leberecht von Blücher geboren.
16. 12. 1770 Ludwig van Beethoven geboren.
22. 12. 1891. Paul de Lagarde gestorben.
26. 12. 1769. Ernst Moritz Arndt geboren.
26. 12. 1923. Dietrich Eckart an den Folgen der Gefängnishaft gestorben.
30. 12. 1812. Konvention von Tauroggen zwischen Yorck und Diebitsch.

Gedichte von Katharina Block.

Rauhreif.

Baum, du hast alle Blätter verloren
und klagst:
O Sommer! Wäre ich nie geboren! —
Weißt du, was du sagst?

Heut stehst du in deinem klaren Geäst
scharf gezeichnet gegen die Weiße,
und jedes Zweiglein hält Rauhreif fest,
daß es märchenhaft gleiße.

Im Sommer verhüllte dein Blätterkleid
Dein wahres Wesen.
Nun erst kann man zur Winterzeit
Deine Züge lesen.

Den Stamm, die Äste, die Zweige, das Reis
die Blätter verstecken.
Nun hilft das zarte blendende Weiß
deine Schönheit entdecken.

Menschlein im weißen Haar, klag nicht,
daß die Jugend verloren!
In den Linien auf deinem Angesicht
wird die Schönheit geboren!

Was war das für ein Frühling. . . .

Was war das für ein Frühling, da der Ahorn
rotes Laub gebar,
und Weidenschößlinge wie rosa Ähren blühten,
und jeder Windhauch wie ein Streicheln war!
Die Wellen auf dem Fluß wie Rosen glühten!
Was war das für ein Frühling, da ich tiefbeglückt
gebetet, daß doch Gott mich zu sich nähme,
weil schon mein Herz in alle Himmel ward entrückt! —
Ach, wenn doch solch ein Frühling wiederkäme!

Heimweh.

O eilt euch, ihr Tage, entflieht, ihr Stunden,
solang ich noch meiner Heimat fern!
Nicht endet die Sehnsucht,
Nicht heilen die Wunden,
bis ich das Liebste des Lebens gefunden,
bis leuchtet mir meiner Heimat Stern!

Morgen!

Morgen, dir sing ich dies Lied! (Seele,
Schlaf, die Entspannung des Körpers, der
gibt uns dem Rhythmus des Tages wieder,
neulebendig strömt uns die Kraft:
Auferstehung des Leibes!

Morgen, sei mir gegrüßt!
Leben und Sonne schenkst du der Erde,
Freude und Freiheit atmen die Lungen,
Frische kühlt die Augen und Stirn,
Flügel gibst du den Gliedern!

Trennung ist wie der Schlaf.
Wellen der Seele verebben ermüdet,
Hochgefühl senkt voll Ermattung die Schwingen
singt sich mit leisen Tönen zur Ruh —
Trennung, Erlösung von Liebe!

Wiederfinden, oh du!
Leuchtender Morgen erwachter Seele,
prangender Tau auf erblühenden Herzen
süßer Empfindung Lerchengesang —
Auferstehung des Glückes!

Der Dammbruch am Strom.

Eine zeitgeschichtliche Skizze von Kreiswiesenbaumeister Schachtner.

Von einer Ueberschwemmung ganz eigener Art, wenigstens was die Ursachen derselben anbelangt, wurde Ende Januar — Anfang Februar 1937 ein Teil der Prenzlauer Feldmark betroffen. Die Ueberschwemmung erstreckte sich von der Güstower Chaussee und dem Grenzgraben Mühlhof/Prenzlau über das Mühlenland und den westlich der Templiner

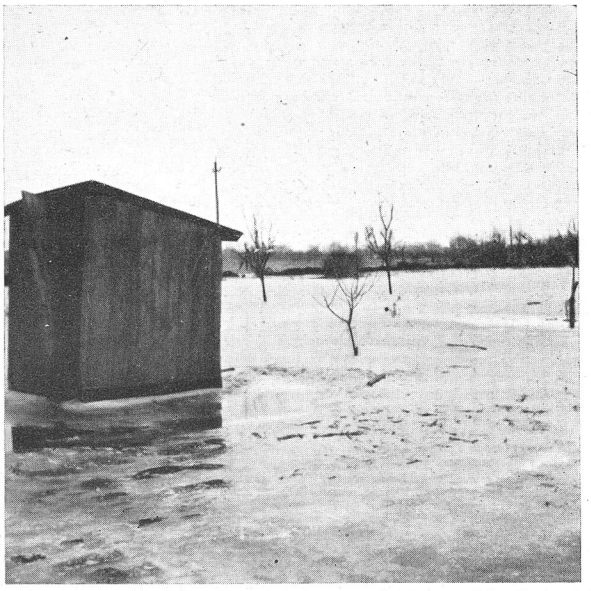
Ueberschwemmung im Mühlenland. Phot. Ebeling.

Bahnstrecke liegenden Teil der Schlächterkoppel und des Alt- und Neustädtischen Fohlenbruches bis zur Neubrandenburger Straße. Es war keine Katastrophenüberschwemmung, die Leib und Leben von Mensch und Tier gefährdete, sondern nur eine langsam von einer durch Feldwege begrenzten Feldkavel zur anderen fortschreitende Ueberschwemmung. Wo sie hinkam, setzte sie aber die Gemüseländereien und Gärten bis zu einem Fuß hoch unter Wasser und richtete an Kohl- und Kartoffelmieten und in Kellern erheblichen Schaden an.

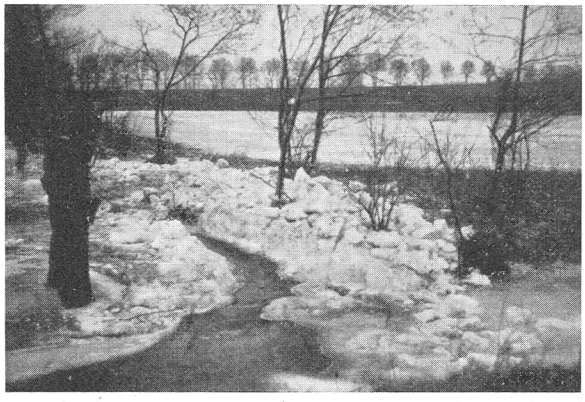
Es sind zwei Ursachen, die durch ihr Zusammenwirken die Ueberschwemmung hervorriefen, eine Grundursache und eine Begleitursache. Die Grundursache war der Bruch des Walles am Strom an der Grenze Mühlhof/Prenzlau. Die Begleitursache war die Schneeverwehung und Vereisung des Grenzgrabens Mühlhof/Prenzlau. Am 28. Januar etwa morgens 3 Uhr mußte der Besitzer der Neuen Mühle in Prenzlau feststellen, daß das Wasser im Strom vor seiner Mühle vollständig versiegte. Nach Tagesbeginn ging er den Strom entlang aufwärts, um die Ursache zu erforschen und fand die Bruchstelle im Wall. Unter der noch wie ein Brückenbogen schwebenden, gefrorenen Walldecke hatte sich das Wasser ein Loch ausgespült so groß, daß das ganze Wasser des Stromes restlos zum Grenzgraben abfließen konnte. Der vereiste und verwehte Grenzgraben konnte diese Wassermenge nicht fassen und so trat es oberhalb und namentlich unterhalb der Chausseebrücke bei Mühlhof über die Ufer und floß, dem natürlichen Geländegefälle folgend, über die oben genannten Ländereien ab.

Sofort nach Bekanntwerden des Unheils wurden von seiten der Kreisbehörde aus Notstandsgründen Anstalten getroffen, um die Bruchstelle im Wall mittels Spundwand von 3 Meter Länge zu schließen. Aber so einfach wie man zuerst glaubte, ging das nicht zu bewerkstelligen. Erstens war es zu dieser Zeit noch nicht klar, worauf eigentlich der Dammbruch zurückzuführen war, und zweitens gingen bei dem schneidendkalten Südost-Sturm bei einer Lufttemperatur von über — 10° C. und wegen der vollständigen Vereisung des Stromes und des Walles die Arbeiten nur sehr langsam vonstatten. Erst am späten Abend des dritten Tages konnte die Bruchstelle geschlossen werden. Leider war damit das Unglück noch nicht gebannt. In der darauffolgenden Nacht, vielleicht schon kurz nach dem Weggang der Arbeiter, brach der Strom neben der Spundwand neuerdings durch, unterspülte einen Teil der Spundwand und erweiterte die ursprüng-

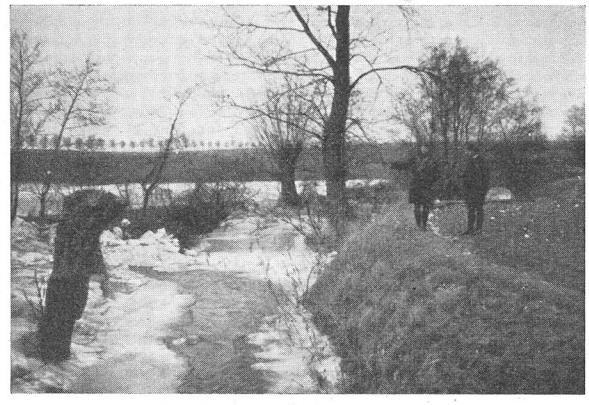
Wall aus Dung zur Fernhaltung des Wassers vom Mühlenland. Phot. Ebeling.



Phot. Pipke. Das überschwemmte Fohlenbruch.



Blickrichtung stromaufwärts.



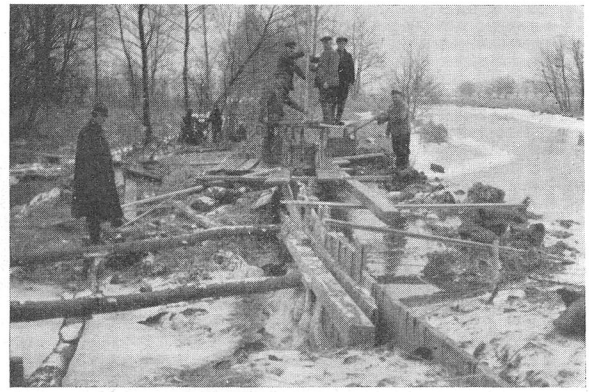
Einmündung des aufgeeisten Grenzgrabens in den Quillow. Phot. Ebeling.

Blickrichtung stromaufwärts im Quillow.

liche Bruchstelle auf 10 Meter. Nach wiederum mehrtägiger Arbeit gelang es unter großen Schwierigkeiten endlich am 3. Februar 11 Uhr die Bruchstelle restlos zu schließen. Doch die Freude war nur von kurzer Dauer. Noch nicht ganz zwei Stunden später brach der Wall an einer 50 Meter weiter oberhalb liegenden bis dahin völlig unversehrten Stelle in gleicher Weise wie an der ersten Stelle. Trotz aller Umsicht gelang auch hier die Schließung der Bruchstelle nicht auf den ersten Hieb, auch hier fand das Wasser um die bereits geschlagene Spundwand herum noch einmal den Weg in den Grenzgraben und erst am 10. Februar konnte das Stromwasser endgültig in sein Bett zurückgedrängt werden.

Während dieser Arbeit zur Schließung der Dammbrüche nahm natürlich die Ueberschwemmung langsam aber sicher ihren Fortgang. Da sich das Beseitigen der Wallbrüche am Strom nicht in der gewünschten und zur Beseitigung der Ueberschwemmung erforderlichen Zeit bewerkstelligen ließ, mußten Maßnahmen getroffen werden, um das Wasser den Grenzgraben entlang nach dem Quillow zu leiten und in diesem breiten Bachbette unschädlich abzuführen. Bereits am 31. Januar wurde auf Veranlassung und unter Oberleitung des Landrats die „Technische Nothilfe" eingesetzt, um der immer größer werdenden Not zu steuern. Zunächst versuchte man durch Errichtung eines Sperrwalles aus Dung und Brettern an der schmalsten Stelle des Ueberlaufes am Grenzgraben parallel zu diesem das Wasser nach dem unteren Grenzgraben und zum Quillow hin abzudrängen, da jede Aufschüttung eines Erdwalles bei dem ½ Meter tief gefrorenen Boden unmöglich war. Der Erfolg war leider so gering, daß weitere Maßnahmen ergriffen werden mußten. In einer Besprechung, an der unter dem Vorsitz des Landrats alle maßgebenden Stellen von Kreis und Stadt teilnahmen, wurde beschlossen, nicht nur die „Technische Nothilfe" in verstärktem Maße einzusetzen, sondern auch noch die Feuerwehr und Arbeitslose zur Beseitigung des Notstandes heranzuziehen. Eine Kolonne bekam die Aufgabe, am Grenzgraben entlang, soweit die Ueberlaufstelle reichte, das Eis aufzuhacken und mit Sandsäcken einen neuen Wall herzustellen, der ein weiteres Austreten des Wassers nach dem Mühlenlande hin verhindern sollte. Der nötige Sand wurde mit Lastwagen aus der Städtischen Sandgrube herangeholt, da anderer ungefrorener Boden nicht zur Verfügung stand. Eine weitere starke Kolonne arbeitete daran, das in drei Schichten übereinander gelagerte Eis des Grenzgrabens aufzubrechen, um dem abfließenden Wasser Platz zu schaffen und eine dritte kleinere Kolonne sorgte dafür, daß etwaige Eisversetzungen im Quillow sofort im Entstehen beseitigt wurden und keine neue Ueberschwemmung verursachen konnten. Zum Glück förderte das inzwischen eingetretene Tauwetter die Enteisungsarbeiten. Am 4. Februar war der Grenzgraben soweit von allen Eisschichten und Schneemassen gereinigt, daß das vom Strom kommende Wasser unschädlich im Grenzgraben nach dem Quillow hin abfließen konnte. Leider hatte inzwischen die Ueberschwemmung die Gehöfte der Gemüsegärtner an der Neubrandenburger Straße erreicht und dort empfindlichen Schaden angerichtet.

Wie war es nun möglich, daß der Wall des Stromes, der zum Teil seit Jahrhunderten besteht, der den größten Hochwassern stand gehalten hatte, plötzlich brechen konnte? Dafür gibt es nur folgende Erklärung; und diese Erklärung erhält durch die Art und Umstände des zweiten Wallbruches ihre Bestätigung. Infolge des bei 10—13° Kälte tagelang anhaltenden Südost-Sturmes hatte sich auf dem Strom eine mehr als fußdicke Eisdecke gebildet. Der rechte Stromwall, der vom Winde nicht nur in seiner

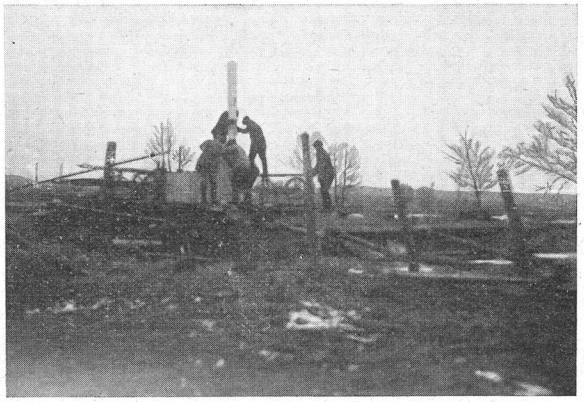


Absperrung der ersten Durchbruchstelle im Stromwall durch Schlagen einer Spundwand, Blickrichtung parallel zum Strom. Phot. Ebeling.

Krone, sondern auch in seiner vollen Böschungsfläche getroffen wurde, war durchwegs einen halben Meter tief gefroren, die Böschungsfläche des linken Stromwalles, die im Windschatten lag, war nur schwach und gegen den Böschungsfuß hin fast gar nicht gefroren und nur die Wallkrone wies tieferen Frost auf und war außerdem mit der Eisdecke des Stromes fest zusammengefroren. Durch das sogenannte Abmahlen des gestauten Wassers an der Neuen Mühle senkte sich mit dem Wasserspiegel des Stromes auch die Eisdecke. Es entstanden am Ufer entlang Risse in der Eisdecke, die sich mit Wasser füllten und wieder zufroren. Beim Wiederanstauen des Wassers für eine neue Betriebsschicht hob sich mit dem Wasser die Eisdecke des Stromes und mit ihr hob sich die mit ihr fest verbundene gefrorene linksseitige Wallkrone. So entstand zwischen der gefrorenen Walldecke und dem darunterliegenden nicht gefrorenen Teil des Walles ein schmaler Spalt, der dem Wasser des Stromes den Durchfluß gestattete. Unter dem Druck des etwa 1,10 Meter über der Sohle des Grenzgrabens liegenden Stromwasserspiegels erweiterte sich dieser Spalt durch Spülwirkung sehr schnell zu einem großen Loch und der Dammbruch war fertig. Daß der Bruch so vor sich gegangen sein muß, beweist das wiederholte Durchbrechen um die Spundwand herum, solange der zwischen Wallkrone und Wallkörper entstandene Spalt nicht vollständig erfaßt war. Das beweist aber ganz besonders der zweite Dammbruch, der an einer Stelle eintrat, an der sich vorher auch nicht der geringste Schaden gezeigt hatte. Ganz unvermittelt, sozusagen vor den Augen der an der ersten Bruchstelle noch beschäftigten Arbeiter, erfolgte dieser zweite Dammbruch, noch nicht ganz zwei Stunden später, als der erste Bruch glücklich dicht gemacht war. Das ins alte Bett zurückgedrängte Stromwasser hob die Eisdecke und mit ihr die Wallkrone. Die gefrorene Walldecke blieb zunächst unversehrt wie eine Brücke stehen und noch Stunden nach dem Bruch konnte man oben auf dieser „Brücke“ stehen, unter der das gesamte Wasser des Stromes hindurchrauschte. Erst über Nacht, als sich das Loch auf etwa 5 Meter erweitert hatte, brach die Wallkrone in sich zusammen.

Der enteiste Grenzgraben, Blick auf die Eisschichten. Phot. Pipke.

Wie kommt es nun, so wird sich mancher fragen, daß früher so ein Dammbruch nicht vorgekommen ist? Die Stromwälle bestehen doch schon so lange



Absperrung der ersten Durchbruchstelle im Stromwall durch Schlagen einer Spundwand, Blickrichtung senkrecht zum Strom. Phot. Schachtner.

Zeit und große Kälte hat es auch schon oft genug gegeben. Früher, als der Wassermühlenbetrieb noch eine sehr gute Rente abwarf, waren die Mühlenbesitzer sehr darauf bedacht, das Bett des die Mühle treibenden Wasserlaufes in gutem Zustande zu erhalten. Die Mühlenbesitzer waren in dieser Zeit auch stets so kapitalkräftig, daß sie sich diese Arbeit etwas kosten lassen konnten; sie machte sich ja wieder bezahlt. So haben auch die Besitzer der Draußenmühle und der Neuen Mühle wiederholt Entschlammungsarbeiten am Strom vorgenommen, trotzdem sie gar nicht dazu verpflichtet waren. Sie mußten es aber tun, weil ihnen sonst das Stromwasser über die Wälle und damit für den Mühlenbetrieb verloren ging. In den letzten Jahrzehnten, in der Kriegs- und Nachkriegszeit wurde die Unterhaltung des Stromes durch die in hartem Existenzkampfe mit den Großmühlenbetrieben stehenden kleinen Wassermühlen nicht mehr freiwillig geleistet; der Unterhaltungspflichtige tat auch nichts,

Absperrung der zweiten Durchbruchstelle, Blickrichtung schräg seitwärts zum Strom. Phot. Schachtner.

Enteisung des Grenzgrabens durch die Technische Nothilfe. Phot. Fischer.

Enteisung des Grenzgrabens durch die Technische Nothilfe.

und so ist inzwischen namentlich im Staubereich der Neuen Mühle eine derartige Verschlammung und Versandung des Stromes eingetreten, daß auch bei normaler Wasserführung die Wallkrone nur noch wenig über dem Wasserspiegel liegt. So ruht auf dem Wall keine Erdlast mehr wie früher und es war der mit dem steigenden Wasser sich hebenden Eisdecke ein leichtes, die angefrorene niedrige Wallkrone mithochzunehmen und von dem unteren nicht gefrorenen Wallkörper ein wenig abzuheben. Ein Spalt von wenigen Millimetern Stärke genügte vollständig, um dem Wasser einen ersten Weg zu bahnen. Die Erweiterung dieses Spaltes bis zum vollen Dammbruch besorgte das unter Ueberdruck stehende Wasser des Stromes selbst durch seine Spülwirkung in kürzester Zeit.

Landfahrerlied.

VON ERNA TAEGE.

Immer nur wandern und wandern,
schreiten landaus und landein –
niemals vertraut mit den andern,
immer nur stumm und allein.
Nimmermehr rasten und weilen
friedlich am heimischen Ort,
immer nur wandern und eilen,
immer nur weiter fort . . . .

Einmal, da möchte man rasten,
wo eine Quelle springt,
ruhen vom Eilen und Hasten,
bis daß die Sonne versinkt;
möchte versunken, vergessen
träumen ins Abendrot,
froh, daß man heute besessen,
was dort in Flammen verloht,

Einmal, da müßte ein Schreiten
still uns zur Seite erblühn,
müßte aus klingenden Weiten
Zweisamkeit flammend erglühn,
müßt' eine Stimme erklingen,
müßt' uns ein Lächeln umwehn,
müßte wie seliges Singen
mit uns den Wanderweg gehn.

Einmal, da müßte uns flammen
wärmend ein traulicher Herd.
Säßen wir glücklich beisammen,
wären nun heimgekehrt,
wüßten von Not nicht und Sorgen,
wären nicht einsam und arm.
Säßen so still und geborgen,
Wär' Leib und Seele uns warm.

Einmal, da müßte man finden
die blaue Blume, das Glück.
Müßte das Sehnen verschwinden,
bliebe nur Frieden zurück.
Einmal ist heut' nicht und morgen,
einmal ist Wolke und Wind . . . .
Wanderer in Hast und in Sorgen,
weißt du, wo einmal beginnt?

Die Wahrhaftigkeit als Staatsgrundſatz.

Die erzieheriſche Aufgabe der NSV. und des WHW.

Faſt in jeder Rede ſpricht der Führer von der „erzieheriſchen Aufgabe gegenüber unſerem Volke“, von „geſchichtlichen Erforderniſſen“ und einer notwendigen „Kraftſteigerung, die zwangsläufig allen gleichmäßig zugute kommen“ muß. Und anderswo, wenn er grundſätzlich zu weltanſchaulichen Fragen Stellung nimmt, hören wir aus ſeinem Munde immer wieder Wendungen wie die über „jene Urkräfte, die beſtimmend und geſtaltend auch im Alltag des Einzelmenſchen“ zur Geltung kommen.

Wer die Führerreden der letzten 10 Jahre aufmerkſam nachlieſt, der findet ſo häufig Gedanken, die ſich auf das Weſen des Nationalſozialismus beziehen, daß es kein Zufall ſein kann, wenn heute in allen Organiſationen der Partei und nach und nach auch in den letzten Zellen des Staates und ſeiner Verwaltung dieſe Erkenntniſſe praktiſche Formen annehmen und von allen Volksgenoſſen als heilige Verpflichtung empfunden werden.

In der Tat war es die geſchichtliche Sendung des Nationalſozialismus, dem deutſchen Volk eine neue Haltung zu vermitteln, einen Geiſt an dieſes Volk heranzutragen, der auch im Privatleben an jenen Heroismus erinnert, der die Vorausſetzung zu dem Heldentum der grauen Front war!

Mit anderen Worten: es galt durch die Organiſationen der Partei und des Staates eine großangelegte Erziehungspolitik durchzuführen. Sinn und Zielſetzung dieſer Schulung könnte nur ſein, mit einem innerlich neuen Volk einen wirklichen neuen Staat zu errichten. Das Weſen dieſes neuen Denkens mußte aber in der Ueberzeugung jedes einzelnen Volksgenoſſen beſtehen, daß das Befolgen der vom nationalſozialiſtiſchen Staat als nötig erachteten Geſetze, Vorſchriften und Anordnungen allein die Vorausſetzung zur Verwirklichung einer allgemeinen Zufriedenheit und damit auch Vorausſetzung zum eigenen Glücke ſei.

Die NSV. und in ihrem Arbeitsbereich das WHW. waren nur Teilgebiete in dieſem allgemeinen Bemühen. Ihre erzieheriſche Arbeit konnte zunächſt kaum in die Augen ſpringen und war von Anfang an ohne viel Aufhebens von kleinen, unbekannten Helfern getan worden. Um ſo größer aber war die Reichweite ihres Wirkens. Mit Stolz können wir NSV.-Helfer heute betonen, daß wir zu den entlegenſten Vorſtadthäuſern gedrungen ſind, daß kein Volksgenoſſe im ganzen deutſchen Reich lebt, der nicht von uns als Helfer, als Spender, als Unterſtützer oder als Förderer irgendwie erfaßt worden wäre. Im erſten und zweiten Jahr fanden wir Einwände über Einwände. Das war gar nicht anders möglich bei einem Volk, das kurz zuvor noch in 15, 20 und 30 Parteien aufgeſpalten war. Wir haben aufgeklärt, falſche Meinungen und Voreingenommenheiten ausgerottet, wir haben Irrtümer beſeitigt und durch unſer ſelbſtloſes Tun ſo manchen Kommuniſten bekehrt, der weder mit Worten, noch mit bloßen Hilfsmaßnahmen zu uns gekommen wäre. Erſt an unſerem eigenen Helferdienſt hat er zutiefſt erkannt, daß es uns ernſt iſt mit dem Neubau des Reiches und daß wir nicht gegen ihn und ſeine „Klaſſe“, ſondern für ihn und für jeden Volksgenoſſen eintreten, der irgendwelcher Not gegenüberſteht, mit der er allein nicht mehr fertig wird! Die NSV. und vor allem das WHW. haben in dieſen Jahren eine Erziehungsarbeit geleiſtet, die planmäßig zur Schaffung einer Tatgeſinnung führte. Wir haben Fäuſte, die dem jungen Staat hätten gefährlich werden können, nur durch unſer Beiſpiel aufgebrochen. Als wir ſpäter wieder in die armſeligen Wohnungen ehemaliger Kommuniſten kamen, grüßte uns das Bild des Führers von der Wand. Es mag nur ein billiger Oeldruck geweſen ſein, aber es war ein Symbol dafür, daß wir durch Güte, Liebe und den Einſatz der Tat die Seelen einſt verführter Volksgenoſſen entgiftet hatten.

Das gleiche Ausland, das früher unſere Bemühungen um einen neuen deutſchen Staat verläſterte, hat den Satz geprägt, daß in Deutſchland durch die Wahrhaftigkeit regiert werde.

Das kann man in Wahrheit nur unterſtreichen. In vergangenen Zeiten hat man gerade den Armen und Aermſten viel verſprochen. Jede Partei hat die andere im Wettbewerb der Verheißungen eines goldenen Zeitalters überboten. Man hat Nächſtenliebe geheuchelt und dachte dabei oftmals nur an ſich und an den eigenen Gewinn. Erſt die NSV. hat eindeutig im Bewußtſein aller Deutſchen die Erkenntnis der Wege zu einer grundlegenden Beſſerung und den Willen zum Begehen dieſer Wege geweckt. Die Erkenntnis ſagte den Armen, daß ihr Los nicht durch müde Reſignationen gebeſſert werden kann. Nur wenn jeder an ſeinem Platz ſich für einen allgemeinen Aufſtieg einſetzt, kann es auch mit ſeiner eigenen Lage beſſer werden. Damit wurde aber gerade den Volkskreiſen neuer Lebenswillen vermittelt, die früher ſtumpf und gleichgültig ſich mit ihrer Not als einem unabwendbaren Schickſal ſchon faſt abgefunden hatten.

Wie der Nationalſozialismus ſtaatspolitiſch, ſo brachte die NSV. volkspolitiſch wieder eine Wahrhaftigkeit zur Geltung, die dem Volk aus dem Herzen geſprochen war. Der Arbeitsloſe wußte auch früher, daß jede Hilfe ſolange nicht ſein Schickſal gründlich ändern konnte, als ſie die Arbeitsloſigkeit nicht beſeitigte. Daß man ihm das Gegenteil ſagte, verbitterte ihn nur noch mehr. Die NSV. dagegen verſprach ihm keine goldenen Berge; ſie fütterte ihn nicht mit Redensarten, ſie gab ihm Brot und Kartoffeln und Kohle. Der NSV.-Helfer war kein „ſatter Beamter“, ſondern ebenſo wie der Unterſtützte ſelbſt Arbeiter, der in ſeiner Freizeit die Verteilung ehrenamtlich vornahm. Im Dritten Reich

wurde dem Hilfsbedürftigten nichts mehr „vorgemacht“; hier wurde ehrlich und offen geredet. Und dem Wort folgte die Tat. Das war es, was dem „kleinen Mann von der Straße“ einen *ſelbſtverſtändlichen* Reſpekt vor der Partei und dem Staat einflößte.

Die erzieheriſche Aufgabe der NSV. erſtreckte ſich aber auch auf die, die das Werk förderten und durch ihren eigenen Einſatz unterſtützten. *Seitdem der Pfennig der Witwe wieder einen ſo hohen Klang gewonnen hat, werden die 100 Mark des Herrn Generaldirektors nicht mehr ſo laut verkündet.* Jeder Deutſche hat wieder eine richtige Einſchätzung bekommen, weil jeder ſelbſt an dieſem Werk beteiligt iſt und ſich ſagt, daß der eine eben mehr und der andere nur weniger geben kann. Während aber früher das größere Geldſtück höher bewertet wurde, ſieht man heute in jedem Geldſtück eine Geſinnung, die immer ſich gleich bleibt.

Die Wichtigtuer von geſtern, die gern ihren werten Namen in der Zeitung leſen wollten und nicht ſelten nur daraufhin ihre Brieftaſche lockerten, ſind genau ſo verſchwunden, wie die unwirſchen und freudloſen Kritiker, die zuerſt einmal den Helfer beſchimpften, ehe ſie ein paar Kupferpfennige zuſammenſuchten. Was geblieben iſt, das iſt eine große Gemeinſchaft deutſcher Menſchen, die langſam, aber in immer größerem Ausmaß in feſter Bereitſchaft hinter das Winterhilfswerk und hinter den Gedanken der NSV. treten aus dem tiefen Wiſſen, daß wir alle nicht nur zuſammengehören, ſondern das durch die Tat auch immer wieder bekennen müſſen.

Nicht ſo ſehr in äußerlich ſichtbaren Dingen zeigt ſich das Ergebnis der durch die NSV. geleiſteten Erziehungsarbeit, ſondern darin, daß unſer Volk wieder *ein Volk der Bereitſchaft* geworden iſt. Wir ſind bereit zu allem, was die Zukunft bringt und von uns fordert, und dieſe Aufgeſchloſſenheit aller Deutſchen iſt es, die das Reich zu einer *Großmacht in der Welt* werden läßt.

Die NSV. aber — das ſoll nicht nur Stolz, das ſoll zugleich auch *Anſporn* ſein — *marſchiert an der Spitze aller Kräfte, die die Neuwerdung der Deutſchen als Gelöbnis auf ihr Banner geſchrieben haben.* — erbe. —

Wo wi as junge Lüd den Harwſtmarkt begüngen.

Von Sydow, Paſtor i. R. in Lehnitz, früher Schönwerder.

Wer mi hüt füht, mag 't jo woll nicht glöwen, öber ſo is 't doch. Ick bün ok mol jung weſt. Dunn hadd ick noch den ganzen Kopp vull ſchwarte Hoor, un hüt ſünd man noch wenig do, un de ſünd witt, un 'n langen witten Bort hängt mi van 't Geſicht raff. Ick wär dunn noch up de hohge Schol — Gymnaſium ſäden wi doto. Dat was en luſtig Lewen. Wenn wi mol toſamen kämen un en Glas Bier drünken, wär dat ungeheuer wichtig vör uns Bengels. Nich, dat wi uns enen anſupen deden — de Direktor künn uns jo begegnen, wenn wi to Hus güngen, un de wär gefährlich ſtreng — nä, doran dachten wi nich, öber wi müßten doch de Welt irſt 'n bitſchen torechtrücken. Un dat deden wi. Man ſchod, dat de groten Lüd van de Regierung niſcht van dat erfohren deden, wat wi uns utklugten. De ganze Welt hadd ſünſt nen Knax krägen, un wi lewten in 'n anner Zeitoller. Wenn 't recht togohn wär, denn wären wi all Miniſters orer ſowat worrn, un denn hadden wi de Welt ſo torechtſtellt, dat alle Minſchen riek un glücklich worrn wären. Oeber, as geſeggt, de Regierung wüßt niſcht van dat, wat wi uns utdacht hadden. Dorüm is ok keen van uns Miniſter worrn. Oeber luſtig wären wi doch.

Wenn de Harwſtmarkt käm, denn wären wi up 'n Poſten. He wär ümmer up 'n Mittwoch, wo wi Nohmiddag keen Schol hadden. Knapp dat de Schol ut wär un wi Middag äten hadden, denn güng 't los. Uem den Marktplatz güngen wi rüm. Wat fröggt 'n Bengel van föfteihn bet ſösteihn Johr noch nah Kinnerkrom. De Päperkokenbuden — jo de wären nich ſchlicht; öber ſo 'n jungen Minſchen hett doch ok ſine Ehr, un de litt dat doch nich, dat he as 'n klenen Quintaner up de Stroot noch Päperkoken ett orer dormet to Hus kümmt. Nä, wi güngen gliek up 'n Schüttenplatz. Do wären denn doch anner Buden. An de Plons, womit de Buden bedeckt wären, do ſehgen wi gruliche Biller. Dicht dobi ſtünn en Kerl, de drehgte an 'n grotet Rad, un wenn 't ſtill ſtünn, denn wieſte 'n Stück Holt, dat utſehg as 'n Finger, up ne Nummer, un wer grod diſſe Nummer för' n Gröſchen köpt hadd, de kräg nen groten Päperkoken, un wer den ganz upeten däd, de kräg ganz mögliche Bukwehdagen. Un denn dat Kaſperle-Theoter! Wo künnen wi uns högen un lachen, wenn oll Kaſperle den Polizeiſcherſanten verhaute. Un denn wär do en ganz wunnerbores Karuſſell; dat dreghte ſich nich van linkſch noh rechtſch un hadd ken Perd orer anner Diert; nä, dat güng van baben noh unnen. Huch, wo ſuſte dat dörch de Luft. Un denn käm ne Fru mit 'n kleen Mäken to mi ranner un ſäd to mi: O, jung Herr, ſäd ſe, will'n Se nich ſo god ſünd un ees mit de Kleene rümföhren. Ick kann dat nich mehr; öber ſe hett ſich dat mol in'n Kopp ſett't, un denn is mit ehr niſcht mehr antofängen. Ick will 't ok gärn betohlen. Ick denk doch in den Ogenblick nich doran, dat ick dat Karuſſellenföhren nich verdrogen kann, un dat Mäken kek mi ſo fründlich an, dat ick ehr an de Hand nähm un mit ehr inſteg, un nu güng 't los. Huch, wo würd mi, as dat nu ümmer rup un runner güng, ümmer düller un düller! Gott ſei Dank, dat duerte nich lang. Sünſt wier 't mi woll ſchlicht gohn. As 't endlich anhollen ded, dünn nähm ick dat Mäken up 'n Arm un mök,

dat ick rutkäm. Oeber as dat Mäken säd: De Mann sall noch ees mit mi föhren, dat geiht so schön, dunn leep ick all, wat ick künn, dat ick blot nich noch ees in dat Ding rinner müßt.

Dat Schönste wär öber doch en grotet Zelt. Do stünn up: „Eva Hu, der Schrecken Indiens, geboren in Zentralafrika, der furchtbarste aller Indianerhäuptlinge“. Na, dat müßt doch wat sind. Wi blewen stohn, un denn sehgen wi ok de Biller, de do uthüngen. Do stünn Eva Hu, nen gruglichen schwarten Kerl, un öwte de schlimmsten Undaten ut. Dat he Minschen upfräten ded, wär noch dat wenigste. Oeber 't käm noch ganz anners! Mit ees, dunn bloste een van de Bud up so 'n grot Büffelhorn, dat enen dat man den Puckel so lang leep. Un wenn he nog blost hadd, dat dat alle Lüd grugen ded, denn füng he an to reden, natürlich up hochdütsch; denn he was sehr gebildet: Sehen Sie, meine Herrschaften, hier habe ich einen Zahn von Eva Hu. Dobi höll he nen groten Knoken to Höchten, un ut de Bud, do käm en förchterlich Bröllen. Hören Sie, wie furchtbar Eva Hu tobt. Aber Sie brauchen sich nicht zu fürchten. Er ist doppelt gefesselt. Knapp hadd he dat seggt, dunn bröllte dat in dat Zelt noch düller as vörher. Eva Hu käm rut; twe Kedden hüngen an sinen Arm; he hadd se terreten. Mit enen Satz sprüng he van de Bräder runner un lep mang de Lüd. Nu löpen all wechen. De Mann vör de Bud rep: „Retten Sie sich, meine Herrschaften; sonst kann ich für nichts stehen. In Pasewalk hat Eva Hu sechs Menschen und vier Küraſſiere, die sich ihm in den Weg stellen wollten, über den Haufen gelaufen.“ Na, nu rönnt alles dörchenanner. De Lüd van de Dörper nähmen de Rockschlippen unnern Arm un rönnten, as wenn dat hinner ehr brennen ded. De Jöhren rohrten, die Frugenslüd krieschten. Oeber dunn kämen ok all twe grote Männer ut de Bud ruter, jeder hadd twe Kedden in 'n Arm, un se krägen Eva Hu'n, un wat he ok bröllen un üm sich hauen ded, se twüngen em doch un legten em de veer Kedden an. Nu müßt he sich woll gewen. De Manns bröchten em wedder in de Bud, un allens käm werrer to 'n Lewen un lep hinner de Manns un Eva Hu'n her. Un denn kregen de Lüd ok de Sprak wedder un künnen öwer dat, wat se erlewt hadden, reden.

„Au, Vadder, bi mi is he dicht bi west. Ick glöw, wenn de mi kregen hadd, de hadd mi upfreten.“

„I, wat wull dat nich, wenn em all de Küraſſeer nich hebben upholl'n künnt!“

„Na, Vadder, is man god, dat du mit hier büst. Süs glöwen Se mi dat to Hus jo gor nich, wenn ick ehr dat vertellen doh. Na kast du mi dat betügen.“

„Jo, dat kann ick, un dat will ick.“

Do bloste dat all wedder. „Meine Herrschaften, jetzt haben Sie gesehen, wie furchtbar Eva Hu ist. Nun können Sie aber ganz ruhig sein. Vier Ketten sind ihm angelegt; er kann sich kaum rühren. Kommen Sie alle herein und sehen Sie zu, wie er vor Ihnen spielen wird, wie Simson vor den Philistern. Erwachsene zahlen zwanzig Pfennig, Kinder und Militär sogar nur die Hälfte.“

Na, nu drängte dat man so, dat ok allens rin käm. Eva Hu müßt lewige Karninkens upfräten un red't doto in ne Sprok, de ken Minsch verstohn künn. As ick nahstens studeeren lehrte un väle Sproken kennen lehrte, heww ick Eva Hu'n sin doch nich funnen.

Als wi van Eva Hu'n rutkämen, rep uns en forschen Kerl an, wi füllen mol wiesen, dat wi noch Murr in de Knoken hadden un mit 'n groten Hammer up 'n Klotz hauen, dat de Klammer, de an 'ne hoge Stang was, bet baben rup klabbern ded. Na, Murr müßten wi doch in de Knoken hebben. Wi hauten denn ok ganz glupsch drup los. Toletzt trecken wi noch to 'n Schnellphotographen un löten uns afnehmen. Un wenn wi de Biller to Hus an uns Oellern schicken deden, denn verfiehrten de sich ganz möglich, dat wi uns so verännert hadden, un se schrewen uns nen groten Bref un frögen, wat denn mit uns passeert wär, dat wi uns gor nicht mehr glieken deden.

An 'n annern Morgen müßten wi wedder in de Schol. Un wenn denn de Direktor säd: „Fangen Sie an zu übersetzen“, denn krägen wi all dat Stamern, un wenn wi bi 'n Perfesser vertellen füllen, wo dat in de Welt utsehg, as Pipin van Heristal dat Regiment hadd, denn künnen wi uns gor nich dorup besinnen. Un wenn wie denn to Hus güngen, denn wären wi sihr still un säden bi uns: „Na, dat anner Johr geihst du up 'n Harwstmarkt erst, wenn du mit alle Scholarbeiten farig büst.“ Oeber, dat Johr is lang, un wenn wedder de Harwstmarkt käm, denn hadden wi ok all vergäten, wat wi all as Jungs bi 'n Köster lehrt hadden:

Die Freuden, die man übertreibt,
Verwandeln sich in Schmerzen.

Den annern Dag krägen wi wedder nen roden Kopp, wenn de Lehrer dat nich begriepen wullen, dat 'n Gymnasiast an 'n Harwstmarkt nich arbeiten künn. Oeber schön was 't doch.

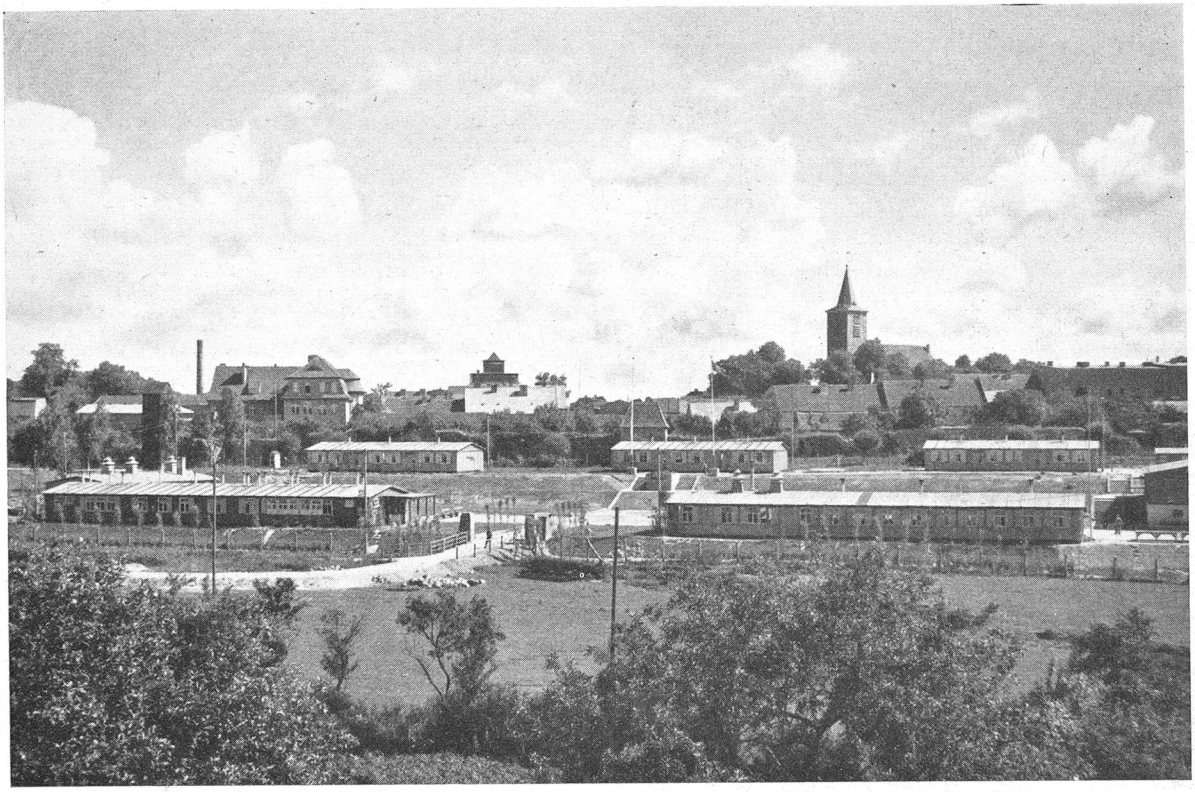
Nu is 't anners as vör föstig Johr. De jungen Herrn will'n jitzt doch 'n anner Vergnögen as wi dunn. Un de Buern grugt dat nich mehr vör Eva Hu'n. Oeber wi Ollen denken ümmer noch gern an den Harwstmarkt.

Wie trägst du es?

Von Gerd Tauchelt.

Der eine steht empört
dem Leide, dem er wehrt,
verzweiflungsvoll entgegen.

Der andre trägt sein Leid
in Sottergebenheit
und wandelt es in Segen.



Brüssow.

Blick vom Süden auf die Stadt.

Im Vordergrund das Lager der Abteilung 2/90 des Reichsarbeitsdienstes, die seit 16. Dez. 1936 in Brüssow stationiert ist. Die Abteilung führt den Namen „General Seydlitz"

✧

PHOTOGRAPHISCHE AUFNAHME VON BUROW, BRÜSSOW

Die Kopfsteuer in der Uckermark von 1620.

Von Staatsarchivrat Dr. Joh. Schultze

Steuerliche Verpflichtungen gab es urſprünglich nur für den Grundbeſitz (Bürger und Bauern), auf dem auch die Laſt der Landesverteidigung lag. Im 15. Jahrhundert (1488) kam in Brandenburg als erſte Verbrauchsſteuer daneben das Biergeld auf, das von dem zum Brauen verbrauchten Malz entrichtet wurde.

Der ſteigende Geldbedarf des Staates führte in der Folge zu neuen Steuerarten, die teils vorübergehende Erſcheinungen waren, teils ſtändige Einrichtungen wurden. Zu erſteren gehört die Kopfſteuer, die nur bei ganz beſonderen Fällen vorübergehend in Brandenburg zur Ausſchreibung gelangt iſt. Eine ſolche wurde 1620 in der Uckermark erhoben, und es ſcheint dies das erſte Mal geweſen zu ſein, daß dieſe Steuerart hier und überhaupt in Brandenburg zur Anwendung kam. Sie trägt ihren Namen daher, daß ſie von jedem Kopf der Bevölkerung erhoben wurde, und war inſofern von beſonderer Bedeutung, als ihr auch der ſonſt ſteuerfreie Adel und die Geiſtlichkeit unterworfen wurden oder ſich ſelbſt unterwarfen.

Drohende Wolken hatten ſich zu Beginn des Jahres 1620 rings um die Mark Brandenburg zuſammengezogen. Im April 1620 tagte aus dieſem Anlaß der Ausſchuß der Brandenburgiſchen Stände in Cölln an der Spree, und man beſchloß, „damit nicht auch hieſige Lande etwa ein unverſehender Unfall treffen und unterlaufen möchte“, „nach vielen langwierigen und ganz ſchwierigen Traktaten“, die 12 Tage ſich hinzogen, ein ſtattliches Kriegsvolk aufzuſtellen und Waffen anzukaufen, wofür die erforderlichen Koſten von den Ständen aufzubringen waren (Rezeß vom 1. Mai 1620). Die Landſchaft der Uckermark und des Landes Stolp entſchloß ſich danach, da die Art und Weiſe der Aufbringung zunächſt dem Gutdünken der Stände ſelbſt überlaſſen blieb, zur Erhebung einer Kopfſteuer. Eine hierzu im Druck vorliegende Verordnung unterrichtet uns des näheren über dieſen Steuerplan.

Der Titel der Verordnung (Geh. Staatsarchiv Berlin-Dahlem, Rep. 54, 6) lautet:

„Capitation oder Stewerordnung nach den Häuptern unſer von Gottes gnaden Georgen Wilhelms Marggraffens zu Brandenburg, des heiligen Römiſchen Reichs Ertzcämmerers und Churfürſtens .... (folgt weiterer Titel).

Nach welcher ſich die in unſerer Uckermark und Lande zu Stolp angeſeſſene auf dem Lande, vom Adel und Unedell, Geiſtlich und Weltlich allenthalben richten ſollen.

Auff ſondern unſern befehl gedruckt im Jhaare Chriſti M.DCXX.“

Der Druck umfaßt 12 Quartſeiten (= 3 in der Mitte gefaltete Folioblätter), von denen die Titelrückſeite und das letzte Blatt unbedruckt geblieben ſind.

Die darin zum Abdruck gebrachte kurfürſtliche Verordnung iſt am Schluß datiert aus „Cölln an der Spree, am 14ten Junii“ 1620. Eingangs wird ausgeführt, daß am vergangenen 3. Mai (Mai 1) von dem ſtändiſchen Ausſchuß der geſamten Mark Brandenburg diesſeits und jenſeits der Oder der einhellige Beſchluß gefaßt worden ſei, zur Verteidigung und Rettung des Vaterlandes eine gewiſſe Zahl Kriegsvolk zu Roß und Fuß zu werben und eine Zeitlang zu unterhalten. Darauf habe die Landſchaft der Uckermark und des Landes Stolp die Bitte ausgeſprochen, zwecks Verteilung des ihnen obliegenden Anteils an den dazu erforderlichen Mitteln ihnen eine Zuſammenkunft und Vereinbarung darüber zu geſtatten. Sie hätten ſich darauf zu Prenzlau verſammelt und dort einen Anſchlag gemacht, wieviel an Steuer von einem jeden Haupte zu entrichten ſei. Dieſe Kopfſteuerſätze werden dann im einzelnen aufgeführt und damit alſo vom Kurfürſten in Geltung geſetzt.

Dieſe Steuerſätze, welche alſo von der Ritterſchaft ſelbſt vorgeſchlagen wurden, erſcheinen, gemeſſen an den damaligen Geld- und Einkommensverhältniſſen, recht beträchtlich, ſie ſind in ihren Abſtufungen von großem Intereſſe, auch erhalten wir ein vollſtändiges Bild von den verſchiedenen Berufszweigen, welche ſich damals in den Dörfern der Uckermark vorfanden. Die Städte waren in dieſe Vereinbarung nicht einbegriffen, ſie brachten den auf ſie entfallenden Anteil an dem Defenſionswerk in anderer Weiſe auf. Auch die Amtsſtädte Vierraden, Schwedt, Zehdenick, Gramzow, Potzlow, die ſonſt mit dem platten Lande ſteuerten, waren in dieſem beſonderen Falle nicht einbegriffen und ſteuerten nach dem Abſchied vom 1. Mai mit den größeren Städten zuſammen. Die Verordnung bemerkt aber ausdrücklich, daß dies für künftige Steuern unverfänglich ſein ſolle, und äußert dabei den frommen Wunſch: „Gott verleihe, daß es deren Auffſatzung nimmer bedürfe“. Ausgenommen wurden von der Steuer laut der Verordnung nur der Pfarrer, die Schulkollegen und alle Schüler der Fürſtenſchule Joachimsthal.

Der Landſchaft wurde zum Schluß dringend auferlegt, fleißig darauf zu ſehen, daß alles Einkommen nur für die Unterhaltung des Kriegsvolkes Verwendung finde, daß nichts unterſchlagen, ſondern alles genau berechnet werde, die Steuer auch nur ſolange erhoben werde, als man ſie zu dem Zwecke nötig habe.

Im einzelnen führt die Steuerliſte nachſtehende Sätze auf:

Einer vom Adel, ſo geheiratet 2 Tlr., ſeine Hausfrau 1 Tlr., jedes Kind 12 Silbergr.
Eine adlige Wittib mit Leibgedinge 4 Tlr., jedes ihrer Kinder 12 Sgr.
Andere adlige Witwen ohne Leibgedinge 2 Tlr.
Ein Unverheirateter vom Adel mit Lehnsbeſitz 6 Tlr.
Ein Unmündiger mit eigenem Lehn 2 Tlr.
Eine Jungfrau vom Adel 12 Sgr.
Ein Penſionarius adliger Güter 2 Tlr., ſeine Frau 1 Tlr., jedes Kind 12 Sgr.
Ein Schreiber, ſo Rittergüter auf Rechnung inne hat, 1½ Tlr., die Frau 18 Sgr., das Kind 9 Sgr.
Schreiber, ſo keine Güter inne haben, 1 Tlr., die Frau 12 Sgr., das Kind 6 Sgr.

Ein Wildſchütz, ein Jäger 18 Sgr., jeder ihrer Jungen 2 Sgr.
Ein Vogt, ein Edelmanns-Fiſcher, ein Kutſcher 12 Sgr.
Eines Vogts Fiſcher, eines Kutſchers Weib 6 Sgr., ihre Kinder je 1½ Sgr.
Ein Koch, ein Schließer 1 Tlr.
Ein Kutſcher- oder Schließerjunge 2 Sgr.
Ein Hofſchneider, Schuſter, Leineweber, Radmacher beim Adel je 18 Sgr., ihr Geſelle 9 Sgr. Lehrjunge 2 Sgr.
Ein Meier, ein Häcker*) 9 Sgr., ihre Frauen 3 Sgr., Kinder 1 Sgr.
Ein Meierknecht 9 Sgr.
Ein Futterſchneider 6 Sgr.
Ein Ochſen- und Schweinehirt 3 Sgr., ihre Frauen 1½ Sgr., Kinder 1 Sgr.
Ein großer Bauknecht bei Adel oder bei Bauern 12 Sgr.
Ein Mittelknecht 6 Sgr.
Ein großer Junge 3 Sgr., der kleinſte 1½ Sgr.
Handwerker in der Fürſtenſchule Joachimsthal 12 Sgr., ihre Frauen 6 Sgr., ihre Kinder 3 Sgr., Geſellen 9 Sgr., Lehrjungen 2 Sgr.
Ein Amtsſchreiber, Kornſchreiber, Zöllner, Heidereiter, Böttcher je 1 Tlr., ihre Frauen 12 Sgr., Kinder 6 Sgr.
Ein Wagenknecht, Heideläufer, Gärtner je 12 Sgr., ihre Frauen und Kinder je 6 Sgr.
Ein Pförtner 9 Sgr., deſſen Frau 4½ Sgr., Kind 2 Sgr.
Eine Altfrau 9 Sgr.
Alles Dienſtvolk: Mägde, Köchin, Amme uſw. je 3 Sgr.
Ein Pfarrer 1 Tlr., deſſen Frau 12 Sgr., Kind 6 Sgr.
Ein Küſter 12 Sgr., deſſen Frau 4½ Sgr., Kind 2 Sgr.
Ein Koſſät u. Fiſcher 4 Sgr., ihre Weiber 2 Sgr., Kinder 1 Sgr.
Ein Schmied 18 Sgr., deſſen Frau 9 Sgr., Kinder 4½ Sgr., Knecht 9 Sgr.
Ein Tagelöhner „oder einer der zu Hauſe innen iſt" 3 Sgr., die Frauen 2 Sgr., Kinder 1 Sgr.
Ein Kornwächter, ſo kein Hausmann, 6 Sgr.
Ein Erb- oder Pachtmüller, Erbkrüger, Lehn- oder Freiſchulze, Dorfhirte u. Pachtſchäfer je 1½ Tlr., deren Frauen 18 Sgr., Kinder 6 Sgr., Knechte 9 Sgr.
Ein Koſtmüller auf Wind- und Waſſermühlen, ein Koſt- u. Hammelknecht je 18 Sgr., ihre Weiber je 9 Sgr., Kinder 4½ Sgr.
Ein Meiſterknecht 18 Sgr.
Ein Mittelknecht 13½ Sgr.
Ein Lämmerknecht 9 Sgr.
Ein Hausknecht 4½ Sgr.
Ein Bau- oder Handwerksmann in Fürſtenwerder 9 Sgr.
Ein Budenmann in Fürſtenwerder 4 Sgr.
Ein Hausmann in Fürſtenwerder 3 Sgr., die Frauen 2 Sgr., Kinder 1 Sgr.
Ein Dienſtbote in Fürſtenwerder 3 Sgr.

*) Was unter „Häcker" zu verſtehen iſt, erſcheint nicht ganz eindeutig. Es finden ſich die Bezeichnungen: Hacker, Häcker, Höker. Einmal bezeichnet man damit den Mann, der mit dem Haken pflügte. Der Haken war noch im 18. Jahrhundert als Pfluggerät in der Mark ſehr verbreitet. In den Regiſtern des Amtes Lidenburg erſcheint neben dem Meier der „Hacker" und „Hackerjunge", auf den Vorwerken des Amtes wird neben dem Schafſtall die „Hökerei" oder „Höckerei" genannt. In einem Vorwerk befindet ſich eine Diele, „worin der Höcker dasjenige, was zum Bauwerk (=Ackerbau) gehörich, fertiget und über winter darin aufgehebet". Danach hatte er wohl das Pfluggerät uſw. anzufertigen und zu betreuen. Falls die Bezeichnung in der Uckermark noch bekannt ſein ſollte, wäre ich für Mitteilung dankbar.

Es handelte ſich hier, wie wir ſehen, um eine Kopfſteuer im wahren Sinne des Wortes, denn ſie betraf neben den Männern nicht nur die Frauen, ſondern ſogar ſämtliche Kinder, was als beſonders belaſtend empfunden werden mußte. Die Sätze ſind geſtaffelt nach Einſchätzung der Leiſtungsfähigkeit, ſo daß es ſich ganz ähnlich wie bei der gegenwärtigen „Bürgerſteuer" dabei auch um eine gewiſſe Art Einkommenſteuer handelt.

An erſter Stelle ſtehen in der Liſte die Mitglieder des Adels und das verſchiedene Perſonal auf den adligen Gütern, es folgen die Beamten und Bedienſteten der kurfürſtlichen Aemter, Geiſtliche, Küſter, die verſchiedenen Berufe auf dem Lande und zum Schluß beſonders die Bewohner der mit dem platten Lande ſteuernden zum Flecken herabgeſunkenen ehemaligen Stadt Fürſtenwerder.

Auffallenderweiſe fehlen dabei die Bauern, ohne daß dieſe im Wortlaut der Verordnung ausgenommen werden, und ſie ſtanden doch zahlenmäßig unter der Landbevölkerung an erſter Stelle. Auf den bäuerlichen Hufen laſteten allerdings faſt ausſchließlich neben den Dienſten die regelmäßigen Landes- und Kirchenſteuern, während Adel und die Mehrzahl der oben aufgeführten Perſonen ſteuerfrei waren. Es wäre daher nicht mehr als billig geweſen, die Bauern bei dieſer außerordentlichen Auflage zu übergehen. Da eine ſolche Ausnahme nicht ausdrücklich ausgeſprochen iſt, muß man jedoch annehmen, daß nur eine verſehentliche Auslaſſung in dem Druck vorliegt. Der Steuerſatz wäre dann für den Kopf des Bauern mit etwa 8—9 Sgr. (wie beim Baumann in Fürſtenwerder oder der doppelte Satz des Koſſäten) zu ergänzen.

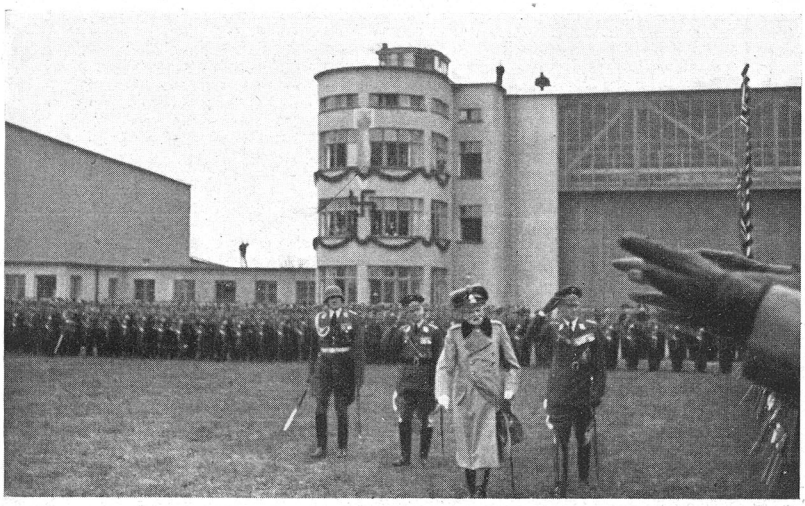
Von beſonderem Intereſſe ſind die Steuerſätze, denen offenbar eine gewiſſe Einkommenſchätzung zu Grunde liegt. Der Taler iſt dabei zu 24 Silbergroſchen zu rechnen. Auch eine Sonderbeſteuerung des Junggeſellen wird bereits hier, wohl zum erſten Male in der Mark, in Anwendung gebracht. Der unverheiratete Adlige zahlt 6 Tlr., d. h. das Dreifache des Verheirateten oder ebenſoviel wie ein Verheirateter mit Frau und 6 Kindern, auch die adlige Witwe zahlt mehr als ein Ehepaar ohne Kinder. Unter dem adligen Perſonal ſind, abgeſehen von einem Pächter, der Koch und der Schließer am höchſten mit je 1 Tlr. angeſetzt, ebenſo hoch wie die Amtsbedienſteten und der Pfarrer, die jedoch bemerkenswerterweiſe nicht nur von den Erbkrügern, Lehnſchulzen, Müllern, ſondern auch von den Dorfhirten und Pachtſchäfern um die Hälfte überboten werden, dieſe ſind jeder auf 1½ Tlr. veranſchlagt. Die Stellung der Schäfer und Hirten galt alſo als außerordentlich einträglich. Die Frauen zahlen in der Regel die Hälfte des auf den Mann entfallenden Betrages und die Kinder davon wiederum die Hälfte.

Leider liegen uns Angaben über die Erhebung der Steuer und ihren örtlichen und Geſamtertrag nicht vor, ſie würden uns ſonſt eine genaue Berechnung der ländlichen Volkszahl für jenes Jahr ermöglichen.

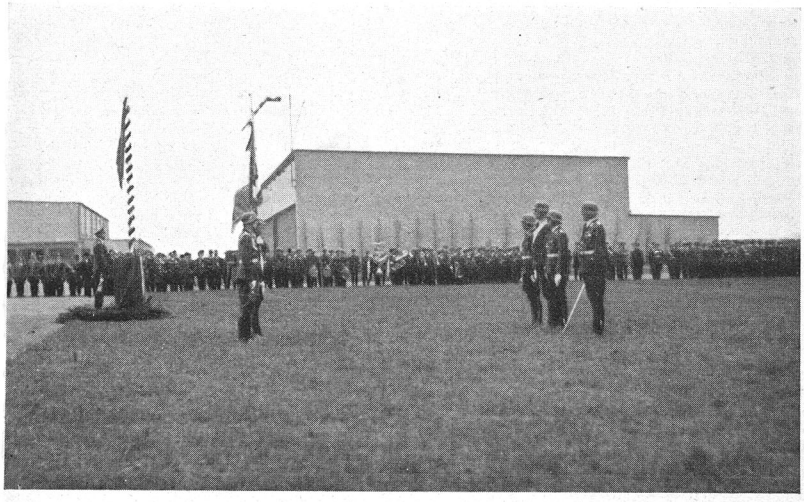
Fahnenübergabe an die Aufklärungsgruppe 122 Prenzlau

Von Ernst Fürstenau.

5 Aufnahmen von Phot. Bertuch, Prenzlau.



Generalfeldmarschall v. Mackensen schreitet die Front ab. In seiner Begleitung der Kommandierende General im Luftkreis II (rechts dahinter), der Höh. Fl.-Kommandeur im Luftkreis II und der Kommandeur der Aufkl.-Gruppe 122 (im Stahlhelm).



Anläßlich der Uebergabe der Truppenfahne an die Aufklärungsgruppe Prenzlau spricht der Kommandierende General im Luftkreis II, General Kaupisch.

Am 27. April 1937 fand die feierliche Uebergabe der Fahne an die Aufklärungsgruppe 122 durch den Kommandierenden General im Luftkreis II, General der Flieger Kaupisch, statt.

An der Feier, die sich auf dem Flugplatz abspielte, nahmen neben einer Reihe höherer Offiziere, Vertreter sämtlicher Behörden und der Partei zahlreiche Ehrengäste teil. Eine ganz besondere Weihe erhielt die Feier durch die Anwesenheit des Generalfeldmarschalls von Mackensen.

Die Truppe hatte in einem Viereck auf dem Flugplatz Aufstellung genommen. Generalfeldmarschall von Mackensen schritt, gefolgt von General Kaupisch, Generalmajor Kühl und dem Kommandeur der Aufklärungsgruppe, Oberstleutnant Korten, die Front ab.

Alsdann hielt General Kaupisch eine Ansprache, in der er etwa folgendes ausführte:

„Im Auftrage des Oberbefehlshabers der Luftwaffe soll ich heute den Prenzlauer Fliegern die Fahne übergeben. Wenn zu dieser Feier Generalfeldmarschall von Mackensen erscheint, so ist das eine besonders hohe Ehre und große Freude! Euch Prenzlauer Fliegern muß dieser Tag durch die Anwesenheit des Generalfeldmarschalls, der schon 1870 gegen den Feind ritt und im Weltkriege

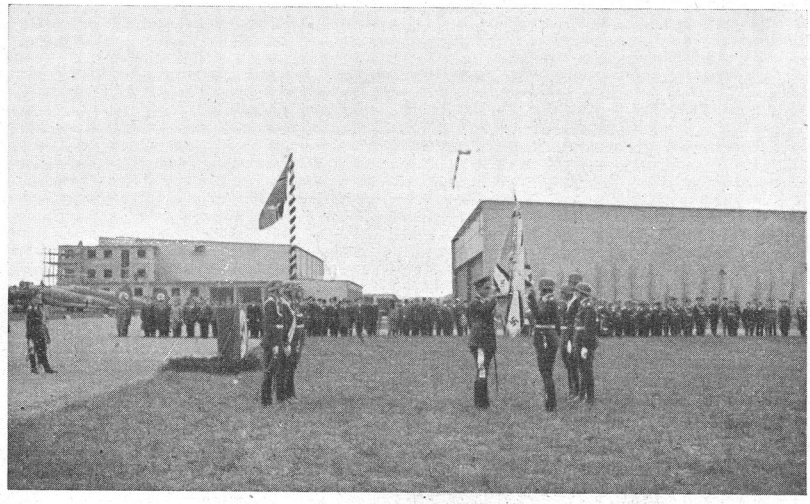
einer der tapfersten und erfolgreichsten Feldherren war, besonders eindrucksvoll und erinnerungsreich sein und bleiben. So, wie einst die Schwarzen Husaren, deren Uniform der Generalfeldmarschall trägt, Aufklärung über den Feind zu schaffen hatten, so haben auch die Prenzlauer Flieger die Aufgabe, Klarheit über den Feind zu bringen, aber in einem weitaus größeren Raum und weitaus schneller.

Daß wir wieder fliegen können, daß wir wieder eine starke und gefürchtete Luftwaffe haben, verdanken wir einzig und allein Adolf Hitler, der Euch heute diese Fahne verleiht. Sie zeigt auf der einen Seite das Eiserne Kreuz als Traditionszeichen der alten Armee, auf der anderen Seite den Reichsadler mit dem Hakenkreuz in den Fängen als Zeichen des neuen Deutschland, das hoffentlich noch größer und mächtiger wird.

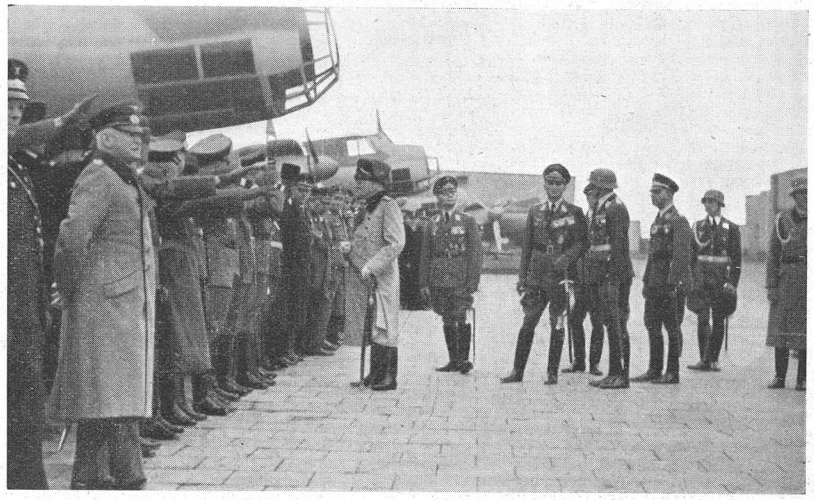
Diese Zeichen sollen Euch ermahnen, tagtäglich Eure äußerste Pflicht zu tun, tagtäglich hart gegen Euch selbst, tapfer und mutig zu sein, wenn einmal Gefahr dem Vaterlande droht, vor allem aber unerschütterliche Treue dem Führer zu beweisen, der uns diese neue Wehrmacht schuf und Deutschland wieder stark machte."

Im Anschluß an seine Ansprache trat General Kaupisch zur Fahnengruppe, nahm die Fahne und überreichte sie dem Kommandeur des Fliegerhorstes, Oberstleutnant Korten. Dieser gab sie dann weiter an den Fahnenträger der Aufklärungsgruppe. Die Truppe präsentierte das Gewehr, während die Fliegerhorstkapelle das Deutschlandlied und das Horst-Wessel-Lied spielte.

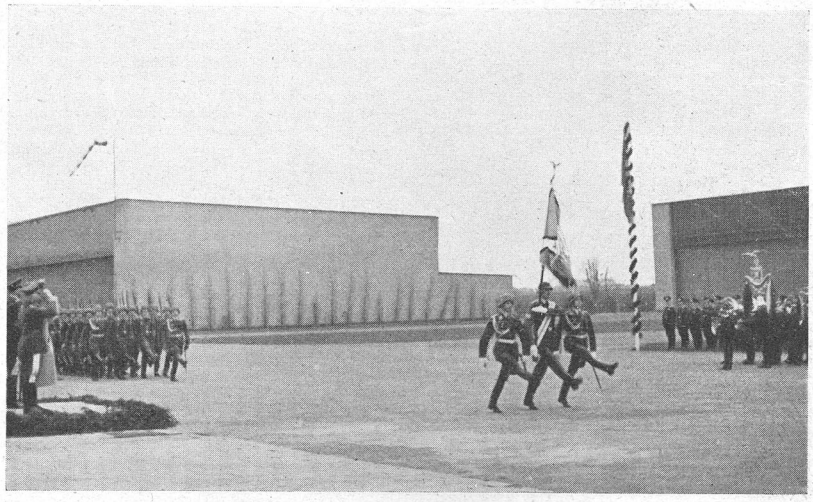
Den Abschluß der großartigen und erhebenden Feier bildete ein Vorbeimarsch vor Generalfeldmarschall von Mackensen und General Kaupisch.



Der Kommandierende General im Luftkreis II übergibt dem Kommandeur der Aufklärungsgr. 122 die Truppenfahne.



Generalfeldmarschall v. Mackensen begrüßt Vertreter der Behörden, der Partei und der nationalen Verbände.



Generalfeldmarschall v. Mackensen, General der Flieger Kaupisch, Generalmajor Kühl nehmen im Anschluß an die Fahnenübergabe den Vorbeimarsch der Truppe ab.

Trudel und Rudel.

Von Max Lindow.

Das Mädel war jung, hatte ſchwarze Augen wie Schuhknöpfe, rote Lippen wie Kirſchen und Wangen wie ein Weihnachtsapfel, obwohl es die böſen Nachkriegszeiten waren. Nichts zu beißen und zu brechen!

Mutter und Tochter hatten eine kleine Stadtwohnung mit der Ausſicht auf zwei Lindenbäume. Aber ſonſt hatten ſie auch keine großen Ausſichten mehr. Der Vater tot, die Mutter Witwe, keine Henne und kein Hahn. Nichts in Kammer und Keller, nichts in Töpfen und Keſſeln. Nur die ſchwarzen Mädchenaugen, die roten Backen und die krauſen Haare! Aber ſonſt nichts!

Die Lindenbäume verloren ihre Blätter. Der Herbſt war ſchon beim Ausfegen. Bisher hatten ſich die beiden Einſamen noch nicht unterkriegen laſſen. Dafür ſorgte die Mutter ſchon. Sie hatte, ſo alt ſie auch war, immer noch ihr Kinderherz. Und ſie hatte auch noch ihren Kinderglauben. Tod und Not hatten ihr beides nicht nehmen können. Dieſe tapfere Frau konnte aus Giftblumen noch Honig ſaugen. Und dann hatte die Mutter einen anſchlägiſchen Kopf und eine geſchickte Hand, verſtand alles und konnte alles! Sie hatte einmal aus dem Zylinder des verſtorbenen Mannes einen Klammerkorb hergeſtellt, den hätte man auf jede Ausſtellung ſchicken können, er war ja ein Wunder mit ſeinem blauen Henkel und ſeinen roten Schleifen. Groß war ſie auch darin, Flickenteppiche zu machen. Sie waren wirklich ſchön zum Verlieben. Die Mutter hatte es ſehr mit den bunten Farben, und den Kreuzſtich wußte ſie ſo anzubringen, daß er auch in die Augen fiel. Und wie fein wurden die Kanten aus Papier, die ſie für den Küchenſchrank mit der Schere ſchnitt. Das war eine Augenblicksſache, und es ſaß doch Kunſt darin. Mutters Flickenpuppen waren von je das Wunder unterm Weihnachtsbaum geweſen. — — Schöne Zeiten, ſchöne Zeiten, nur ſchade, daß ſie vorbei waren!

Jetzt war Mutters größte Kunſt, den Magen zu betrügen. Trudel war für gewöhnlich ein bißchen nachdenklicher und ernſter; aber lachen mußte ſie doch, wenn Mutter das Eſſen auf den Tiſch brachte, alle Tage etwas Neues, immer etwas „Apartiges“. Und es roch ſo gut und ſah ſo lecker aus.

Als der Holunder blühte, gab es oft Kotelette. Dabei war ein Geheimnis, das Mutter erſt verriet, wie es keine Holunderblüten mehr gab. Sie hatte die Blüten ein paar Tage in Milch gelegt, dann in Fett und Eier gebacken und immer viel, ſehr viel Pfeffer hinzugetan. Aber die Finger hätteſt du dir geleckt, wenn du einmal hätteſt miteſſen können. Durſt? Was heißt Durſt? Waſſer gab es noch ohne Marken! Woher aber Mutter das Fett bekommen hatte, das ſie verbrauchte, das iſt nie herausgekommen.

Als es mit der Karbonadenzeit vorbei war, weil es keine Holunderblüten mehr gab, wußte die Mutter ſchon wieder ein anderes Rezept! Sie machte „Bregen“! Aber Bregen ohne Bregen! Das war etwas für Feinſchmecker. Sie quoll Haferflocken in Milch auf, und der Brei kam mit Fett und viel Zwiebeln, viel Salz und Pfeffer in den Tiegel. Das ganze Haus roch nach Bregen! Katzen und Hunde krauſten die Naſen, wenn ſie in die Nähe kamen. Die beiden Frauen aßen trockenes Brot dazu und machten „mmm“, „mmmm“! Nachts aber hatten ſie einen Zweilitertopf mit Waſſer vor dem Bett zu ſtehen; denn der Durſt war ſchwer zu ſtillen. Kartoffelpuffer gab es auch, feinen, leckeren Kartoffelpuffer. Die Mutter war einmal zum Hamſtern in das Heimatdorf gegangen. Sie hatte dort zuerſt gar kein Glück gehabt. Die Hühner hatten nicht gelegt, Schmalz, nein, Schmalz konnten ſie nicht entbehren, Butter hatten ſie ſelbſt nicht. Zuletzt, ganz zuletzt aber war ſie bei einem Bauern geweſen, da hatte es geglückt. Die Leute ſaßen gerade beim Abendbrot, hatten nichts weiter als Schmalzenſchnitten (zwei Würſte waren ſchnell in den Tiſchkaſten gerutſcht, als es klopfte). Die Mutter mußte ſich mit an den Tiſch ſetzen, bekam eine Taſſe Kaffee und zwei Schmalzenſtullen und mußte erzählen. Als ſie dann ſpäter mit ihrem Anliegen kam, hieß es, nein, Butter, Mehl und Schmalz hätten ſie nicht übrig, aber eine Speckſchwarte, wenn ſie die haben wollte, die könnte ſie gern bekommen, und da ſäße noch gut etwas dran.

Dieſe Speckſchwarte war nachher beinahe wie der Oelkrug der Witwe zu Zarpath, ihre Fettigkeit blieb ſich lange Zeit gleich. Wenn die beiden lieben Frauen einmal Appetit auf etwas ganz Gutes hatten, dann nahm die Mutter das Reibeeiſen und begann, Kartoffeln zu reiben. Dann nahm ſie die Speckſchwarte, holte den Tiegel vom Brett und rieb ihn ein, daß er vom Fett blitzte und blinkte, und das Kartoffelpufferbacken begann. Bald war eine Seite gut. Der Puffer wurde mit einem Schwupp in die Luft und auf die andere Seite geworfen. Das ziſchte und ſchmurgelte und duftete! Schon fertig! Bitte ſchön!

Doch ein Leben hat auch eine Speckſchwarte nur. Es kam die Zeit, da wollte ſie nichts Fettiges mehr hergeben. Zum Wegwerfen war ſie natürlich immer noch zu ſchade. Die Mutter kochte damit Erbſenſuppe mit Speck. Dieſe Erbſen wurden ein Feſteſſen; denn die Speckſchwarte hatte ihre Seele hergegeben. In der Zukunft war ſie nur noch ein Märchen. Wenn ſie nicht geſtorben wäre, dann lebte ſie heute noch. Aber jammerſchade war es um den Tod dieſer Tröſterin, und daß ſie nicht mehr war, denn wie geſagt, der Herbſt war beim Ausfegen.

Butter und Schmalz wurden immer knapper. Sollte die Mutter noch einmal hamſtern gehen? Nein, ſie konnte die guten Leute nicht wieder in Verlegenheit bringen, lieber wollte ſie trockenes Brot eſſen. Aber in ihrem Kopf liefen die Gedanken immer hin und her, griffen und jagten ſich, wirbelten und kreiſelten ſich, und plötzlich tauchte eine Idee auf: Sirup mußte man kochen! — Woraus und wovon aber? Das war ganz egal! Aus Rüben, Runkeln, Zucker — ja, aus Zuckerrüben! Zuckerrüben waren ſchon zu bekommen. Sie hatte ja ihre treue Landbekanntſchaft! Schmalz und Butter konnte die nicht liefern, aber Zuckerrüben gab es genug, die hatte ſie übrig.

Es traf ſich bald eine Gelegenheit zur Anfrage. Ja, gewiß, der Milchwagen könne einen Zentner Zuckerrüben bringen, man ſolle nur einen Sack mitſchicken!

Die Mutter war obenauf! Sie hatte nun wieder etwas zu denken, etwas auszuprobieren, zu ſorgen und zu beſorgen.

Der Sack ging mit, die Zuckerrüben kamen. Nun gleich an die Arbeit. Die Frauen ſaßen in der Küche und freuten ſich über den zuckerſüßen Schatz. Jetzt war es vorbei mit der ſchlimmen Zeit, nun ſollten die leckeren Tage kommen. Die Zuckerrüben wurden ſauber gewaſchen und gebürſtet und kamen in eine große Wanne. „Wenn ſich Herz und Mund will laben, muß das Auge auch was haben!“ deklamierte Mutter und betrachtete die blinkenden und blitzenden Leiber der Rüben.

Dann ging es an das Schneiden und Brocken. Das war ein langweiliger Kram. Bald hatten ſich die Frauen in den Daumen geſchnitten. Mit einemmal ſprang die Mutter auf. Es war ihr eine neue Erleuchtung gekommen. „Trudel“, rief ſie, „wir ſchneiden lange Streifen und jagen alles durch die Hackmaſchine!“ Das wurde gemacht und ging fein. Bald war eine Wanne bis zum Rande mit Zuckerrübenbrei gefüllt. Der mußte nun ausgepreßt werden. Mutter hatte ſchnell einige Leinewandbeutel genäht. Hinein damit und dann mit den Händen gepreßt und gewrungen. Es war eine umſtändliche und mühſelige Sache. Die Fäuſte wollten erlahmen, die Finger ſchmerzten, und ſchnell ſollte es doch gehen.

Bei der Mutter griffen ſich ſchon wieder die Gedanken. Sollte dies hier nicht anders und leichter gemacht werden können? Zunächſt wurde ein Auswringen in einem Tiſchlaken probiert, aber das ging nicht beſſer und ſchaffte auch gar nicht. Bald konnten die Frauen einfach nicht mehr. Sie ſetzten ſich auf die Küchenbank und ruhten ſich aus. „Eine Preſſe müßte man haben“, ſagte Trudel und ſah auf ihre Hände, die ſo grobe Arbeit nicht gewöhnt waren. Mutter antwortete nicht. Sie ſah ſtarr in eine Ecke. Dort ſtand der Küchenſtuhl. Trudel hatte einen halbausgepreßten Beutel daraufgelegt. Der Saft tropfte heraus, und die Dielen waren ſchon feucht. Dieſes Tropfen brachte die Mutter auf einen ganz neuen Gedanken. Der Küchenſtuhl hatte ein Sitzbrett mit Löchern, die in Reihen über die ganze Fläche gingen. Wenn man nun auf den Beutel drücken würde, dann lief der Saft durch die Löcher auf die Erde, oder wenn man es wollte, in ein Gefäß, das man unter den Stuhl ſtellen müßte. „Ich weiß es!“ rief die Mutter und ſtellte den Stuhl mitten in die Küche. „Trudel, hole ein Plättbrett!“ Während Trudel den Auftrag ausführte und in der Kammer war, hatte Mutter den Stuhl in eine Waſchbalge geſtellt. Batſch, kam der neugefüllte Beutel auf das Löcherbrett und dann hieß es: „So, Trudel, nun lege einmal das Plättbrett auf den Beutel.“ — „Wie, Mutter, wie?“ — „Leg nur, leg nur! — So iſt 's recht! Und nun ſetze dich auf das Brettende dort, ich ſetze mich hier auf dieſes Ende. Wir wippen beide und preſſen ſo den Rübenſaft aus!“ — — —

Es ging großartig! In vielen kleinen Strahlen rann der Saft in die Wanne. Bald ſangen beide Frauen dazu: „Wippwapp, wippwapp!“ — Ein Beutel platzte auf, dieſe Preſſe hatte viel, ſehr viel Druck! Aber Mutter hatte noch eigengewebte Leinewand, die hielt und ließ ſich nicht entzweiwippen. Es dauerte nicht lange, da war die erſte Singſtrophe fertig:

„Wippwapp, wippwapp,
ach, wie iſt das Schmalz knapp!
Doch nun ſoll es Sirup geben,
o, was wird das für ein Leben!
Wippwapp, wippwapp,
ach, uns iſt das Schmalz knapp!“

Jetzt machte das Preſſen erſt Vergnügen. Bald war wieder eine Strophe fertig:

Wippwapp, wippwapp,
o, mir iſt die Luft knapp!
Beutel, willſt du raſcher drippen!
Wir woll'n ſüßen Sirup ſtippen!
Wippwapp, wippwapp,
o, mir iſt die Luft knapp!

Dabei ging es immer ſchneller und höher! Trudel hatte ſchon das Küchenfenſter ſchließen müſſen, daß die Leute nicht ſtehen blieben. Und wie die Arbeit ſchaffte! Es ging wie die Eiſenbahn! Das Mädel aber war nun ins Lachen gekommen, und bei ihm war es ſo, wenn es mit dem Lachen erſt angefangen hatte, konnte es einfach nicht mehr aufhören. So konnte es vor lauter Lachen kaum die nächſte Strophe herausbringen:

„Wippwapp, wippwapp,
unten geht es ſchwippſchwapp!
Laß die Wippwapp ſchneller fliegen,
daß wir unſern Sirup kriegen!
Wippwapp, wippwapp,
unten geht es ſchwippſchwapp!“

Sie konnten nun aber beide nicht mehr wippen, hatten es beinahe mit dem Schwindel bekommen. Das alte Plättbrett war auch zu lang, und es ſaß viel zu viel Druck dahinter. In der Kammer war ein kürzeres Brett, das wurde geholt und ausprobiert. Ja, es ging noch beſſer. Rücken gegen Rücken ſaßen jetzt die Frauen und wippten nach Herzensluſt. Der Uebermut kam wieder auf:

„Wippwapp, wipp————„Trrrrrrrrrrr!“

Die Türklingel! Die Mutter ſchoß gleich hoch, und Trudel — lag auf der Erde! Schnell band die Mutter die Küchenſchürze ab, trocknete die Hände am Handtuch. Trudel war von der Erde aufgeſprungen und ſah ſchnell in den Spiegel! — — „Trrrrrrrrrrrrr!“ Ja doch, ja doch! Wer hatte es denn ſo eilig? — Der Rudolf, der Rudel war es, der alte Freund aus dem Heimatdorfe. In vier Jahren hatte man ſich nicht geſehen, und nun ſtand er in der Tür und dienerte. Er war lang und rank. Seine Backen waren ſchmal, und im ganzen war der Rudel ein bißchen trocken, aber ſonſt war es Rudel ganz und gar, der Freund aus ſeliger Kinderzeit. Ein wenig wunderlich war er immer geweſen, und er begann auch gleich mit dem Kopf zu ſchütteln und mit den Händen zu ſchlagen und geſtand, daß er am liebſten wieder ausgekniffen wäre, als die Klingel ſo hell geläutet hätte.

Aber nun ging es erſt einmal hinein in die Stube, Mutter hatte immer drei Fragen mit einem Male, ſagte gleich Rudel, erſt Herr Rudel und dann ſchlechthin Rudel. Rudel ſelbſt machte aus Gertrud ſchnell eine Trudel, und dann dauerte es nicht lange, dann „rudelten und trudelten“ ſie, daß es eine Luſt war.

Rudel wollte ſich gar nicht aufhalten; aber die beiden lieben Frauen ließen ihn einfach nicht weg; denn mit Rudel war ein Stück Heimat in ihre einſame Stube gekommen und hatte ſie hell gemacht. So

mußte er auf dem Sofa ſitzen, und die Mutter wollte gleich etwas auf den Tiſch bringen, wollte „Bregen“ machen. Nein, das wollte Rudel aber nicht! Die kurze Zeit, meinte er, ſollten ſie ausnutzen und ſich etwas erzählen. Als aber Mutter gar nicht anders wollte und ſich nicht reden ließ, da ſprang Rudel auf, bekam Trudel bei der Hand zu faſſen und ſagte: „Trudel, dann gehen wir mit nach der Küche, ſetzen uns auf die Küchenbank und leiſten deiner Mutter Geſellſchaft.“

In der Küche ſtand der Löcherſtuhl immer noch in der Waſchbalge. Der Beutel lag breitgedrückt auf dem Stuhl, und nur das Brett war umgekippt, lag halb auf der Erde, halb auf der Wanne. Gleich platzte Trudel los, kam wieder ins Lachen; denn ſie dachte daran, wie ſie bei dem Klingelzeichen plötzlich auf der Erde geſeſſen hatte. Mutter aber hielt dem Rudel einen langen und gelehrten Vortrag über das Sirupkochen. Das kam ſehr ſpaßig heraus, und als Mutter dann von der Wippe erzählte, da bekam Rudel auch das Lachen und das Freuen. Er ließ nicht nach, wollte es mit eigenen Augen ſehen, und Mutter und Trudel mußten hinauf auf das Wippbrett. Erſt wippten ſie ſchweigend, aber dann ſetzte Mutter mit ihrer hellen Stimme ein:

„Wippwapp, wippwapp,
ach, wie iſt das Schmalz knapp!“

Nun war es richtig! Alle Strophen wurden geſungen, und der Beutel bekam noch einmal ſeine volle Ladung. Der ſüße Saft aber lief hoffnungsvoll in die Waſchbalge.

Die Mutter wollte aber doch für den Rudel etwas beſonders Gutes auf den Tiſch bringen, wollte Ehre mit ihrem „Bregengericht“ einlegen, und darum ſollte nun die Preſſe ihren Stillſtand bekommen. Das wollte Rudolf auf keinen Fall leiden. Um ſeinetwegen ſollte dieſe notwendige Arbeit nicht unterbrochen werden. Wenn Mutter gar nicht anders wollte, dann ſollte ſie tun, was ſie nicht laſſen konnte; aber dann wollte er ſolange dafür wippen.

Nun hatte ſich Rudel für dieſe Reiſe ſehr fein gemacht, trug einen ſchwarzen Rock und geſtreifte Beinkleider. Aber das hinderte ihn nicht. Er nahm die Rockſchöße auseinander, ſetzte ſich rücklings auf das Brett, und Trudel nahm lachend am andern Ende ihren Platz ein.

Mutter nahm ihre Geheimtüten heraus, ſchlug die zwei letzten Eier in die Pfanne, ſah ſich vorſichtig um, als ſie in die Pfeffertüte griff, und dann knatterte und kniſterte es in dem Tiegel. Die jungen Leute wurden auf ihrer Wippe ſchnell ausgelaſſen. Es ging bald zweiſtimmig:

„Wippwapp, wippwapp,
unten geht es ſchwippſchwapp!
Laß die Wippe ſchneller fliegen,
daß wir unſern Sirup kriegen!
Wippwapp, wippwapp,
unten geht es ſchwippſchwapp!“

Der lange Rudel warf ſich beim Wippen hintenüber, daß Trudels krauſes Haar ſeinen Hals kitzelte. Die Beine aber warf er, daß das Mädel dachte: „Wenn ich jetzt aufſpringe, fällt er mit ſeinem Schlippenrock in die Waſchbalge!“

„Zu Tiſch! Zu Tiſch!“ Mutter hatte angerichtet. Wie hatte ſie es wieder fein gemacht! Die Teller waren mit Rübenblättern garniert! Und eine Menge Bregen! Es war zum Erſtaunen.

Stimmung war, an Hunger fehlte es nicht in jenen Zeiten! Jung war der Rudel auch. Und darum verzehrte er eine gehörige Portion von dem Bregen, wenn ihm der Hals auch wie Feuer brannte. Er lobte das Feſteſſen nach allen Ecken und Kanten, ſagte immer wieder, daß er ſich nicht beſinnen könnte, in ſeinem Leben ſchon ſo etwas Pikantes gegeſſen zu haben.

Als Trudel beim Abräumen half, flüſterte ſie der Mutter zu: „Du, der trinkt in dieſer Nacht einen Pferdeeimer voll Waſſer aus!“ Mutter war beleidigt, wollte nur eine Priſe Pfeffer genommen haben, aber ſie freute ſich, als Rudel nachher noch einmal auf die Wippe hinaufwollte. Das mochte ſie leiden!

Rudel ſetzte ſich nun quer hin und neben die Trudel. Er ergriff das Mädel bei der Hand, und nach einer Weile ſang er:

„Wippwapp, wippwapp,
ach, mir wird die Luft knapp!
Mußt mir mal 'n Süßen geben,
ſonſt mag ich nicht weiterleben!
Wippwapp, wippwapp,
ach, mir wird die Luft knapp!“

Mutter ließ die beiden ſich abarbeiten. Sie war dabei, aus gebrannten Hagebuttenkernen Kaffee zu kochen; denn das war auch eines von ihren Nachkriegszeitenrezepten, aber wer ihn trinken wollte, durfte kein ſchwaches Herz haben. — — —

Rudel und Trudel wippten ſich zuſammen. Bei einem Süßen blieb es nicht. Heute ſind ſie längſt Mann und Frau. Rudel lobt alles, was ſeine Frau kocht, nur „Bregen“ darf ſie nicht auf den Tiſch bringen, den kann er nicht ſehen.

Een'n beſſern as du.

Von Paſtor i. R. Sydow-Lehnitz, früher Schönwerder.

Oll Buer Hinz föhrt mit 'n Föder Weiten to Stadt. He ſatt up 'n Wogen mang de Säck, un ſin öllſt Söhn, nen jungen Minſchen van twintig un etzliche Johr, föhrt van 'n Sadel ut. As ſe hinner Elling an de Schaſſeh kämen, ſchlög de Jung nen klenen Draff an. „Jung“, röppt de Oll, wo kaſt du woll mit 'n vullen Wogen jogen! Wiſt du denn mit Gewalt de Perd tonicht moken?“

„Jh, Voter“, ſeggt de Jung, „wenn ſe dat nich uthollen könen, denn kaſt ehr man to 'n Schinner ſchicken.“

„Jung“, fohrt em de Oll an, „dat hadd ick man minen Voter ſeggen füllt. De hadd mi gliek 'n poor in 't Gnick gewt.“

„Na“, ment de Jung, „du magſt ok nen ſchnurrigen Voter hadd hewwen.“

Dunn würd de Oll öber falſch un ſäd ſo recht giftig: „Oeber 'n beſſern as du. Dat kann ick di man ſeggen.“

Prenzlauer Pfingſten 1374.

Von Rechtsanwalt Dr. Schwartz.

Durch den Vertrag zu Fürſtenwalde vom 15. Auguſt 1373 war es dem Kaiſer Karl IV. gelungen, die Mark Brandenburg den Markgrafen aus dem bayeriſchen Fürſtenhauſe zu entwinden und in ſeinen eigenen Beſitz zu bringen. Damit war er der Verwirklichung ſeiner weitreichenden Pläne für die Neugeſtaltung des oſtdeutſchen Raumes ein erhebliches Stück näher gekommen; denn er hatte das Ziel, ſein Königreich Böhmen im Süden über die Donau bis zu den Alpen und im Norden bis an die Oſtſee auszudehnen. Prag, das er durch prächtige Bauten zierte, ſollte die Hauptſtadt dieſes Staates und der Mittelpunkt des Handelsverkehrs von den Oſtſeeländern nach Venedig und dem Morgenlande werden.

Um das zu erreichen, galt es für den Kaiſer, eine möglichſt große Ländermaſſe politiſch feſt zuſammen zu ſchließen und, ſoweit ſie nicht ſogleich in ſeiner eigenen Hand vereinigt werden konnte, durch Bündniſſe und Staatsverträge die andern Fürſten ſeinen Plänen dienſtbar zu machen. Vor allen Dingen mußte aber die Sicherheit für Leben und Gut des reiſenden Kaufmanns auf den Landſtraßen wiederhergeſtellt werden, woran es gerade in der Mark nach den entſetzlichen Wirren der vorhergegangenen Jahrzehnte ſehr gebrach.

Karl kehrte, nachdem er im Sommer 1373 die Huldigung der wichtigſten märkiſchen Städte entgegengenommen hatte, — am 29. Auguſt empfing er dazu in Strausberg die Abgeſandten Prenzlaus — erſt noch einmal nach Prag zurück. Im Februar 1374 aber brach er mit ſeinem ganzen Hofe nach der Mark Brandenburg auf und blieb dort bis in den Monat Auguſt. Im März hielt er ſich in Berlin auf, am 5. April war er in Brandenburg an der Havel, am 10. April in Stendal. Von hier ſchrieb er an den Rat zu Straßburg im Elſaß, er habe dort vierzig Fuder Wein liegen, ſein Diener Wicker ſolle dieſen Vorrat zollfrei den Rhein hinab nach Dordrecht und von da ab über See in die Mark Brandenburg führen; ein Beweis, daß der Kaiſer ſich länger in der Mark aufzuhalten und viele Gäſte dort zu bewirten gedachte.

Gegen Ende des Monats April finden wir den Kaiſer in Tangermünde, wo er die Anlegung einer Reſidenz begann. Ueberall, wohin er kam, ſchaffte er Frieden und Ruhe. Von Tangermünde zog Karl nach Prenzlau. Wir wiſſen nicht, welchen Weg der Kaiſer einſchlug. Da er aber ſchon am 5. Mai in Prenzlau war, wählte er vermutlich die kürzeſte Strecke, überſchritt die Elbe bei Lenzen und reiſte durch die Prignitz, über Zehdenick und Templin; im Jahre 1375 zog er in umgekehrter Richtung ebendort entlang. Wenn er ſich auf dieſer Straße der Stadt näherte, ſo bot ſich ihm von der Höhe der Radensberge, die damals noch der Familie von Beenz gehörten, jetzt aber als ſogenannte Kleine Heide im Beſitz der Stadt ſind, ein herrliches Bild. Vor ihm lag der Uckerſee und dahinter die junge Stadt, die eben die Zeit ihrer größten Blüte erlebte. Die ſtarken Mauern und Weichhäuſer waren vollendet, und über den beſcheidenen Wohnungen der Bürger erhoben ſich die hohen Giebel und Türme der Kirchen, vor allem der Doppelturm von St. Marien, zu jener Zeit mit zwei ſchlanken kupfernen Helmen gedeckt, auf denen die Frühlingsſonne glänzte.

Welche äußeren Ereigniſſe ſich in den nächſten Wochen in Prenzlau abſpielten, iſt uns leider durch keinen Bericht der Zeitgenoſſen überliefert. Wir müſſen daher verſuchen, uns aus den Urkunden jener Tage ein Bild von dem Leben und Treiben in der Stadt zu machen.

Da der Kaiſer wichtige politiſche Abſichten mit ſeiner Reiſe verfolgte, begleitete ihn, wie erwähnt, ſein ganzer Hof. Darunter war, wie mehrere Urkunden zeigen, der aus Rieſenburg in Weſtpreußen gebürtige Propſt Nicolaus aus Kemberg in Sachſen, der als Protonotar der Reichskanzlei in des Kaiſers Dienſten ſtand, ein hochgelehrter Mann, der 1397 als Biſchof von Olmütz ſtarb. Wahrſcheinlich war auch der andere Protonotar der Reichskanzlei Dietrich Damerau, ein Geiſtlicher von humaniſtiſcher Bildung, der ſpäter den Biſchofsſtuhl von Dorpat beſtieg, in Prenzlau anweſend. Zum Gefolge des Kaiſers gehörte ferner ſein älteſter Sohn, Wenzel, damals ſchon zum König von Böhmen gekrönt, auch Markgraf zu Brandenburg, der freilich erſt dreizehn Jahre zählte. Die beiden jüngeren Söhne aus ſeiner vierten Ehe mit Eliſabeth, der Tochter Herzog Bogislaws V. von Hinterpommern namens Sigismund und Johann, die noch in ſehr jugendlichem Alter waren, ſcheint der Vater in Tangermünde zurückgelaſſen zu haben.

Der Zweck des kaiſerlichen Aufenthalts in Prenzlau war die Herſtellung geordneter Beziehungen zu den die Mark im Norden begrenzenden Ländern. Deshalb lud Karl hierher die Fürſten aus Mecklenburg und Pommern, denn er liebte es, wichtige Angelegenheiten nicht durch ſeine Räte, ſondern ſelbſt zu erledigen. So finden wir denn an ſeinem Hoflager in den folgenden Wochen die Herzöge Swantibor III., Bogislaw VII. von Pommern-Stettin, — dieſelben, die im Jahre 1399 die Stadt Prenzlau auf faſt ein Menſchenalter unter ihre Herrſchaft bringen ſollten —, und ihren Bruder Kaſimir, die Herzöge Bogislaw VI. und Wartislaw VI. von Pommern-Wolgaſt, und Philipp von Rehberg, den Biſchof von Kammin, ferner die Herzöge Albrecht I. und Johann I. von Mecklenburg und Fürſt Bernhard von Mecklenburg-Werle mit ſeinem Sohne Johann und ſeinen Neffen Johann IV. und Lorenz, wie auch den mit dieſen verwandten Grafen Albrecht von Ruppin.

Im Gefolge dieſer Herren befanden ſich natürlich ihre Räte, meiſt Männer adeligen Standes, aber auch viele Geiſtliche und Bürger. Wie groß die Begleiterſcharen waren, kann man ſich vorſtellen, wenn man lieſt, daß allein ſchon die vier Herren von Werle die Ritter Heinrich von Bülow, Heinrich Smek, Heinrich von Linſtow, Heyne von Linſtow, den Pfarrer Heinrich von Plauen aus Parchim, den Pfarrer Heinrich Stowe von Kalant, und die Knappen Heinrich von Barnekow, Hermann Voß, Heinrich Linſtow, Merten

Distelow und Henning Kampfe bei sich hatten. Noch umfangreicher sind die Listen des Gefolges der pommerschen Herzöge, mit denen u. a. Heinrich von Schwerin, der Vogt zu Angermünde, Heinrich von Klützow und verschiedene Maltzahns erschienen waren. Mit den Herren kamen viele reisige Knechte zu Pferde und zu Fuß, Bediente, Köche, Küchenjungen und Pferdeburschen. Prenzlau bot also Anfang Mai 1374 den Anblick eines großen Heerlagers. Natürlich konnte es nicht fehlen, daß auf die Kunde von der Anwesenheit des Kaisers und so vieler Fürstlichkeiten in der Stadt auch viele andere Menschen dort zusammenströmten, daß reisende Handelsleute ihre Waren hier an den Mann zu bringen suchten und Gaukler und allerlei fahrendes Volk für die Zerstreuung der vielen Fremden und zum eigenen Gewinn sich einfanden. Wir werden uns also das Leben und Treiben in der Stadt um das Pfingstfest des Jahres 1374 so bunt und lebhaft wie nur möglich zu denken haben. Schwerlich konnten alle Gäste in der Stadt selbst Unterkunft finden, hatte man doch damals nur mit etwa achthundert Haushaltungen und höchstens achttausend Einwohnern zu rechnen. Viele werden daher vor der Stadt in Zeltlagern untergebracht worden sein.

Wo der Kaiser die Fürsten und Räte empfing, vermögen wir nicht zu sagen. Vielleicht hatte er, wie wir es von anderen Fürstenbesuchen des Mittelalters wissen, seine Herberge in den um jene Zeit vollendeten Gemächern des Dominikanerklosters, und haben wir dort die Stätte der Verhandlungen zu suchen; vielleicht traf man sich auch in den oberen Räumen des Rathauses, der Ratsstube und dem großen Saale, welch letzterer sonst zur Versammlung der Bürger, aber auch zur Feier der Hochzeiten diente.

Den wichtigsten Teil der Geschäfte bildete die Errichtung eines Landfriedens. Zunächst trafen am 16. Mai die Pommernherzöge unter sich eine Vereinbarung über die Verfolgung von Räubern und Missetätern in ihren Ländern und setzten ihre anwesenden Vasallen zu Bürgen für ihre gegenseitigen Verpflichtungen. Am 17. Mai folgte die Beurkundung des allgemeinen Landfriedens für den Herrschaftsbereich aller anwesenden Fürsten. Er umfaßte danach das ganze, recht ansehnliche Gebiet von der Südgrenze der Mark Brandenburg bis an die Ostsee und von der Elbe bis an die Grenze des Königreichs Polen. Die Fürsten gelobten sich eidlich vom bevorstehenden Pfingstfest ab drei Jahre lang die getroffenen Vereinbarungen zu halten, deren Verlängerung nach Ablauf der Zeit wohl stillschweigend vorausgesetzt wurde. Zur Durchführung des Landfriedens wurde ein besonderes Gericht berufen, das seinen Sitz in Prenzlau haben und zum ersten Male vierzehn Tage nach Pfingsten und danach immer am Montag nach jedem Quatember — das sind die Tage Mittwoch bis Sonnabend nach dem Sonntag Invokavit, Pfingsten, Kreuzerhöhung (14. September) und Luciä (13. Dezember) — zusammentreten sollte. Zum Hauptmann des Landfriedens und Vorsitzenden des Gerichtshofes setzte man einen Lehnsmann des Kaisers, den Herrn Johann von Kottbus, zu Mitgliedern des Gerichtshofes bestellten die beteiligten Fürsten insgesamt sechs Ritter oder Knappen und sechs Bürger, während der Kaiser für sich und seine Söhne auch sechs Ritter oder Knappen und sechs Bürger berief. Diese alle sollten sofort benannt werden und bei ihrer ersten Zusammenkunft eidlich geloben, dem Landfrieden getreulich vorzustehen. Ihrem Urteil unterlagen alle Fälle von Raub, Diebstahl, Mordbrand, Fehden und alle Missetaten, die aus dem rechtswidrigen Gebrauch des Faustrechts entstanden. Wer schuldig befunden wurde, der sollte als des Landfriedens Feind betrachtet und von allen Teilnehmern des Landfriedens mit Waffengewalt verfolgt werden. Zu dem militärischen Aufgebot sollten nach Befehl des Hauptmannes des Landfriedens der Bischof von Kammin 15, die Herzöge von Mecklenburg 50, die Herzöge von Stettin 40, die von Wolgast 40, Herzog Kasimir auch 40, die Herren von Werle 20 Gewappnete stellen und der Kaiser soviele Gewappnete entsenden, als der Hauptmann von andern Fürsten für den jeweiligen Zweck anforderte. Mit dieser Kriegsmacht sollte der Landfrieden die Friedensbrecher ergreifen, die Schlösser, in die sie sich etwa flüchteten, brechen und dem Erdboden gleichmachen und mit den Schuldigen selbst nach dem Rechte verfahren. Wie weit die Mannschaft jedes der angeschlossenen Fürsten dem Hauptmann des Landfriedens Heeresfolge zu leisten hatte, wurde genau bestimmt. — Leider ist über die Auswirkung des Landfriedens nichts überliefert, doch wird er sicherlich für die bisher so gequälten Länder höchst heilsam gewesen sein, so lange Karls IV. Hand über dem Ganzen noch waltete.

Mit dem Landfrieden ließ es der Kaiser aber nicht bewenden. Er war darauf bedacht, Mecklenburg und Pommern auch politisch fest an sich und sein Haus zu knüpfen. Deshalb hatte er sich schon am 28. April in Tangermünde von Herzog Albrecht von Mecklenburg, der ihn ja auch nach Prenzlau begleitete, versprechen lassen, daß dieser und sein Sohn Albrecht, König von Schweden, dabei behilflich sein wollten, daß die Mark bei dem Kaiser und seinen Söhnen bliebe. Auf der gleichen Linie liegt eine Urkunde, die Albrechts Bruder Johann in Neubrandenburg, offenbar auf dem Wege nach Prenzlau, am 20. Mai, ausstellte, und in der er sich verpflichtete, dem Kaiser und seinen Söhnen und Nachkommen im Besitz der Mark Brandenburg nicht hinderlich zu sein und ihnen alle dazu gehörigen Schlösser und Städte zur Wiedereinlösung offen zu halten, welche die früheren Markgrafen den Mecklenburgern verpfändet hatten. Noch weiter ging die Bindung, die der Kaiser den Fürsten von Werle aufzuerlegen wußte. Diese Vettern der Mecklenburger Herzöge hatten den Mittelpunkt ihrer Macht in Güstrow und waren als nächste Nachbarn der Prignitz mit der Mark vielfach in kriegerische Verwicklungen geraten. Sie verzichteten in einer am 24. Mai in Prenzlau ausgestellten Urkunde nicht allein auf alle Ansprüche, die sie etwa aus den Zugeständnissen früherer Markgrafen zu Brandenburg hatten, sondern nahmen sogar ihre Städte und Lande Parchim, Plau und Penzlin mit den dazu gehörigen Landschaften und ritterlichen Vasallen vom Kaiser Karl und seinem Sohne Wenzel als Königen zu Böhmen zu Lehn und leisteten ihnen als ihren Erbherren deswegen den Huldigungseid, so daß sie damit in ein unmittelbares Abhängigkeitsverhältnis zum Kaiser traten. Am folgenden Tage erteilte ihnen der Kaiser die Gegenbestätigung und versicherte sie als seine Lehnsleute lehnsherrlichen Schutzes ihrer Rechte.

Die Pommernherzöge verfügten über eine erheblich größere Macht als die Mecklenburger. Sie brauchten sich deshalb dem Kaiser gegenüber nicht soweit

zu demütigen, wie es jene taten. Aber ſowohl die beiden Wolgaſter Herzöge Bogislaw und Wartislaw, wie auch die beiden Stettiner Herzöge Swantibor und Bogislaw hielten es doch für geraten, in ein Schutz- und Trutzbündnis mit dem Kaiſer zu willigen, über das die Urkunden am 17. und 18. Mai ausgefertigt wurden. In ihnen verſprach der Kaiſer den Herzögen, zu ſchützen und zu ſchirmen ihre Fürſtentümer, Lande, Schlöſſer, Städte, Leute, Güter und Zubehörungen, die auf dieſer Seite der „Salzen See“ gelegen ſeien; er gewährleiſtete ihnen alſo ihre Beſitzungen bis an die Oſtſee. Dafür verſprachen die Herzöge dem Kaiſer, ihm mit ganzer Macht Heeresfolge zu leiſten, wenn er ſie dazu entböte. Beide Teile verſprachen, einander Koſt und Futter für die Kriegsmacht zu geben, „wenn man das auf dem Felde nicht haben mag,“ ein anſchauliches Beiſpiel, wie damals die Kriege auf Koſten der Landbevölkerung geführt zu werden pflegten. Ueber das Bündnis mit Swantibor und Bogislaw ſtellte der Kaiſer am 20. Mai noch eine weitere, gleichlautende Urkunde aus.

Mit den erreichten Erfolgen konnte Karl ſehr zufrieden ſein; in der Tat ſchrieb auch ein Geiſtlicher ſeiner Kanzlei, Nikolaus von Poſen, einige Zeit ſpäter aus Mittenwalde in der Mark an den Biſchof Lampert von Straßburg in Elſaß, dem Kaiſer ſei bei den Verhandlungen mit den Fürſten von Mecklenburg und Pommern alles nach Wunſch gegangen; beſonders betonte er, daß die Herren von Werle, die früher der Mark ſoviel Schaden getan hätten, Vaſallen der Krone Böhmen geworden ſeien und einer von ihnen ſogar im ſtändigen Gefolge des Kaiſers alsbald nach Süddeutſchland mitkommen werde.

Neben den märkiſchen Angelegenheiten erledigte der Kaiſer in Prenzlau auch die laufenden Geſchäfte des Reiches. Am 5. und 7. Mai ſtellte er Urkunden für die Stadt Friedberg in Heſſen, am 18. Mai eine andere für Frankfurt a. O. aus, und unter dem 13. Mai erging eine Botſchaft an die Biſchöfe und Aebte in Dänemark, in der die Empfänger aufgefordert wurden, ihren König Waldemar III. zur baldigen Wiederverheiratung und Krönung zu veranlaſſen. Daneben fand der Kaiſer noch Zeit, ſich mit Einzelheiten der Mark zu beſchäftigen; am 15. Mai beſtätigte er dem Nonnenkloſter in Boitzenburg den Beſitz des Dorfes Labuzick (Libbeſicke), das die Nonnen von den Brüdern Gryfko, Reinbold und Bertram von Greifenberg gekauft hatten.

Das Pfingſtfeſt, das in jenem Jahre auf den 21. und 22. Mai fiel, hat der Kaiſer umgeben von der großen Schar geiſtlicher Würdenträger und weltlicher Fürſten, ſicherlich ſtreng nach den Vorſchriften der Kirche gefeiert, wie es ſeinen Anſchauungen entſprach. Die Herrlichkeit der Marienkirche wird dazu den feierlichſten Rahmen, den man ſich nur denken kann, geboten haben, denn Karl hielt es, ſo einfach er ſonſt in ſeinen Lebensgewohnheiten war, für ſeine königliche Pflicht, auch Glanz zu entfalten, wenn Anlaß dazu geboten war. Seine Perſönlichkeit war freilich nicht beſonders eindrucksvoll. Er war nur von mittlerem Wuchs, und hielt ſich etwas geneigt, wie es Leute zu tun pflegen, die ſich vornehmlich geiſtiger Arbeit widmen. Das Vorderhaupt mit flacher Stirn wurde früh kahl, doch umrahmte ein voller Bart Lippen und Kinn. Dem Geſicht gaben vorſtehende Backenknochen Breite und Fülle, die Augen waren dunkel, groß und lebhaft, die Naſe ſtark. So zeigt ihn auch das Thronſiegel an einer Urkunde des Prenzlauer Stadtarchivs von 1363, das hier wiedergegeben iſt.

Siegel Kaiſer Karls IV. an einer Urkunde des Prenzlauer Stadtarchivs von 1363.
Phot. Bertuch.

Vom Pfingſttage ſelbſt datieren nicht weniger als neununddreißig Urkunden, die von neununddreißig Städten der Mark, dem Wortlaut nach in jeder Stadt ſelbſt ausgefertigt ſind und in denen dieſe Städte ihre Zuſtimmung zu der Erbvereinigung der Mark Brandenburg mit dem Königreich Böhmen auf ewige Zeiten erklären, und Wenzel und ſeinen Brüdern und Nachkommen die Huldigung bei ihrem Eide leiſten. Es iſt nicht wohl denkbar, daß dieſe wörtlich gleichlautenden Urkunden alle an demſelben Tage in den verſchiedenen Städten ausgeſtellt ſein ſollten, vielmehr erſcheint die Vermutung begründet, daß dieſe Urkunden, die nach einem einheitlichen Plane vorbereitet waren, von den Abgeſandten der Städte am Pfingſttage in Prenzlau dem Kaiſer eingehändigt wurden. Das wäre eine bedeutſame Kundgebung geweſen, die auch ihren Eindruck auf die auswärtigen Fürſten nicht hätte verfehlen können. Dem ſtaatsmänniſchen Geſchick Karls iſt eine ſolche Veranſtaltung durchaus zuzutrauen. Damit waren die Wünſche des Kaiſers auch nach der innerpolitiſchen Seite erfüllt. Nachdem er am folgenden Mittwoch und Donnerstag noch die Unterwerfung der Fürſten von Werle unter ſeine Lehnsherrlichkeit entgegengenommen hatte, brach er eilends nach Guben auf, wo er ſchon am 28. Mai bezeugt iſt und die Verkündung der Vereinigung der Mark Brandenburg mit der Krone Böhmens für ewige Zeiten durch ſeinen Sohn Wenzel vornehmen ließ.

Auffallend iſt es, daß die lange Anweſenheit des Kaiſers in Prenzlau nicht zu einer Begnadung der Stadt in irgend einer Form führte. Daß die Dokumente darüber verlorengegangen ſein ſollten, iſt nicht wahrſcheinlich. Die Stadt hatte ſich damals aber ſchon ſo viele Vorrechte geſichert, daß ihr zu wünſchen kaum noch etwas übrig bleiben mochte, und eine Beſtätigung aller ihrer Rechte durch den Kaiſer ſelbſt hatte ſie ſchon früher erwirkt. Der Stadt mochte es auch genügen, daß ſie als Sitz des Landfriedensgerichts in gewiſſer Beziehung zum Mittelpunkt eines großen Gebietes gemacht wurde; dies und ihre Lage auf der Nord-Süd-Achſe des von Karl zuſammengefaßten Raumes eröffneten ihr glänzende Ausſichten. So mögen die Prenzlauer Ratsherren in jenen Pfingſttagen für die Zukunft große Erwartungen gehegt haben. Leider erfüllten ſich dieſe nicht, weil des Kaiſers Pläne durch ſeinen vier Jahre ſpäter eintretenden Tod und das mangelnde Verſtändnis ſeiner Nachfolger für die Bedeutung ſeiner Gedanken vereitelt wurden.

Feldwebel Probſt . 18. April 1864.

Von Guſtav Metſcher.

Schon hahnenfrüh über Bucht und Belt
der Morgen heute den Einzug hält;
mit Donnerkrachen künd't er ſich an
den Dänen da drüben, Mann für Mann.
Unſ're Preußen haben — unentdeckt! —
zum Ziel ſich die Düppler Schanzen geſteckt.
Hart peitſcht Aprilſchnee kalt und dicht
den Kriegern ins bärtige Angeſicht.
Moor und Moraſt hemmt jeden Tritt,
viel Stacheldrähte den Vorwärtsſchritt.
Doch als der Tambour die Trommel ſchlug,
die auf lautem Wirbel den Angriff trug,
da haben urplötzlich aus allen Batterien
94 Geſchütze das Feuer geſpien;
den Sturmmarſch ſetzte die Muſik drauf,
drei Kapellen ſpielten „Ich bin ein Preuße“ auf.
Und vorwärts gings mit „Hurra! — Hurra!“
dem Feinde ans Leder, eh er ſichs verſah.
Voran die Märker vom 64. Regiment,
das Prinz Friedrich Karl ſeinen Führer nennt.
Hei Wetter, ſchlugen die Kerle drein,
ſie fegten die Schanzen wie Tennen rein.
Feldwebel Probſt, der treffliche Held,
hoch in der Fauſt die Sturmfahne hält.
In der Rechten den Degen zum Hieb gezückt.
„Auf, auf! Marſch, marſch!“ — Sein Ruf beglückt
„Schanze fünf, Kameraden, was gilt der Kauf?!
Tot oder lebendig! Wir müſſen rauf!“
Er reißt die Mannſchaft mutig mit,
ſie folgt ihm willig, Schritt auf Schritt.
Die Sturmfahne flattert und knattert voran.
Der Feind, der trägt ihr die Kugel an!
Bald iſt das Tuch ſchon durchlöchert, zerfetzt,
auf den Träger aber hat man den Preis geſetzt.
Feldwebel Probſt hält die Fahne feſt in der Fauſt.
Die Trommel wirbelt. Das Hurra erbrauſt.
Sie ſtürmen die Schanze. Der Tod hält Schau.
So mancher bleibt auf blutiger Au.
„Noch ein paar Fuß breit . . . dann iſt unſer das Land!“
Hoch hält er die Fahne mit zitternder Hand.
Da ſtreckt ihn die Kugel nieder . . . Zu früh!
Noch kann er nicht ſterben. „Die Fahne!“ er ſchrie,
„die Fahne! . . die Fahne!“ er krallt ſich ins Tuch.
Eine neue Kugel durch den Leib ihm ſchlug.
Rot rinnt das Blut ihm über den Rock.
Seine Fauſt aber hält krampfhaft den Fahnenſtock.
Ein Däne ſpringt vor und will auf ihn zu,
die Fahne ihm rauben im ſchnellen Nu.
Da wuchtet ein Kolben von ſeitwärts her
den Dänen nieder. Er röchelt ſchwer.
Feldwebel Probſt raunt leiſe mit gebrochenem Blick:
„Gut gemacht, Kamrad! Bring Du die Fahne in die Heimat zurück!“
Er gibt ihm das Kleinod als Unterpfand
und reicht ihm zum Abſchied die blutige Hand.
Ein glückliches Lächeln liegt groß und ſchlicht
auf dem blaſſen, bärtigen Kriegergeſicht.
Mag der Tod nun kommen . . . wie Gott es will! . .
Die Fahne blieb unſer! Das macht ihn ſtill! . .

Die Herzen jubeln. Die Glocken gehn.
Die Schlacht iſt geſchlagen. Auf Schanze eins bis zehn
die Siegesfahnen der Preußen wehn!

Prinz Friedrich Karl zur ſelben Stund
hält Umſchau rings in weiter Rund.
Das Aug wird feucht ihm, das Herz ihm ſchwer.
Sein Feldwebel Probſt . . . er iſt nicht mehr.
Er ſammelt die Sieger zum ſtummen Gebet,
und leiſe, ganz leiſe durch die Stille geht
das Lied vom „guten Kameraden“ dann,
es galt auch ihm, dem tapferen Mann!

Olle Kamellen.

Upwarmt van W. Groß.

1.

Dor weer mol ees een Mäken, dat deent lang Tied up een Good. As er de Sach öwer weer, treckt se foorts no Berlin un güng dor in Stellung.

Ees keem se midden in'n Auft no Hus, uppgedunnert as 'n Pingstoß. De Perrück harr se hochspädt un bobenup drög se een breetkrämpigen Kalabreser. Up de bloten Arms harr se lang Handschen, un alle Doog treckt se 'n niget Kleed an. Voter un Mudder schuften sich in'n Auft. Se awer deer keen Handschlag un scharwenzelt Dag för Dag dörch dat Dörp.

Ees güng se to Middag mit 'n Sunnenknicker de Dörpstroot lang. Allens lacht hinner er her un mök lang Hälf'. As se nu ok bi de Schmäd vörbi keem, frög ehr de Schmädd, de öfters 'n Hosenpoot in 't Tasch harr: „Na, Mäken, wo geföllt di dat in Berlin?" Se awer eftmeert em kum un lacht recht spitz: „O, ich sehne mich gar nicht nach Deutschland zurück."

2.

Dor weer mol ees een Mudder, de fär to ehr Mäken: „Wenn he nu anfrogen kümmt, denn holt di nich väl in de Stuw up, versteihst mi? Denn bindst du die de Warpschört vör un regeerst dull buten rüm. He fall doch sehn, dat du düchtig büst." Un dat Mäken verstünd er Muddern.

Kum weer er Tokünftiger een kort Tied dor, dunn stünd dat Mäken up un fär: „Ja, ik müdd man, 't is Forerstied". Un denn bünd se sich de Warpschört vör un maracht in Hus un Hof ümher as 'n böf' Kluck, rönnt hoch upgeschörzelt van 'n Stall noh d' Schün, klappert as unklook mit Emmer un Bütten un wuracht un deer, as wenn se den ganzen Buernhof alleen regeert.

„Dat müdd ik segg'n", schwögt de Junggesell, un em weer sogar de Piep utgohn, „düchtig is se jo. Kriggt se ook good wat mit?" Voter schweeg still. Awer Mudder antword't: „Ach jo, 'n good Mudderarw." Dunn keem dat Mäken, hochrot in 't Gesicht, mit ehr Holttüffel in de Dör geklappt un röp: „Mudder, hebb'n de Schwien all Heu?"

Tein Minuten güng't in de Stuw bloot dree Wörd stillschwigens. Dunn fär de Junggesell: „Ja, ik müdd man", geew adchee un stök sich buten de Piep werrer in Brand. Up ditmool harr he noog.

3.

Dor weer mool ees een Mäken, de deent in Berlin. As se werrer ees no Hus keem, markten all Lüd, dat se bannig fien word'n weer. Plattreden künn se ook nicht mehr, un de Lüd fär'n: „De is in Berlein weßt, se kann bloot noch sprichen."

Un dat weer ganz gewiß so, denn to „Arwten" fär dat Mäken „Irbsen", to „Stachelbeern" „Stichelbirnen" un to „Hark" „Hirke".

Ees nohmiddags löt se sich so wiet run un güng mit ehr Muddern noh Heuwen'n. Dorbi — se wüßt alleen nich, wo 't kom'n weer — leeg er een Hark vör de Föt. Se würr 's awer nich gewohr un treed up de Tähn, dat er de Stäl vör 'n Dömel schlög. Mit ees schreeg se up: „Au, so 'n oll dömlich Hark!"

4.

Dor weer mol ees 'n Kossät, de schlög sich recht un schlecht dörch de Welt un weer froh, dat he 'n Poor Holtschohstäwel tum Meßloden un tum Plögen harr. Sünndogsschoh kennt he nich. He wichste sich de schwarten Holtschoh mit Rooß un Rohm, wenn he noh de Kirch wull.

De Welt güng er'n Gang wirer. De Wollstand mehrt sich, de schwarten Holtschoh kemen mit de Wiel af, un de Sünndogsschoh weer'n an de Rehg. Bloot de Kossät weer noch nich sowiet kom. Dunn kanzelt de Prester es af, dat de Manns doch nich mehr mit Holtschoh noh d' Kirch kom müchten. He wull dat twors nich bestimmen, awer he bitt't doch sehr dorüm.

De Kossät öwerlär sich de Sach, tellt sien Gröschens hen un her, künn sich awer noch keen köpen, offschoonst he gärn mücht. De goden Schoh weer'n em eenmol to düer. Dor güng he noh 'n Preester, stellt em die Sach vör un meint toletzt: „Herr Paster, kön se mi nich sünndogs 'n Poor Schoh dohn?" De Preester weer 'n goden Mann, keem awer nu openbor in 't Gedräng. He meint: „Wochentags, mein Lieber, da kann er sie ja haben, aber Sonntags brauche ich sie selber."

De Kossät keem van de Tied an nich mehr noh d' Kirch. Wenn em een frög, worüm he nich mehr Gottswoord hört, denn harr he ümmer de Uträd: „Lüd, ik heww mit unf' Herrn Paster man een Poor Schoh. Alldogs hör'n se mi, denn kann ik se awer nich bruken. Un sünndogs hör'n se mi nich, denn brukt unf' Herr Paster se sülben."

5.

Dor weer'n mol ees dree Jungkärls up Wannerschaft. As dat kolt würr, kehrten se bi een Gasthof an, üm werrer in 'n richtig Bedd to schlopen. Awer se kregen kum dat Schlopgeld tohoop. De een harr rein gor nüscht, un de annern beiden man recht wenig. Doch wiel se all lang sölwdrütt wannert weer'n, wull'n se ok sölwdrütt schlopen. Se schmuggelten den drüdden mit in dat Bedd un lär'n em in de Midd, dat em de Kröger nich sehg.

In d' Nacht wookt de Vörrerster up. Em weer ganz kolt, un he markt, dat he keen Todeck harr. Ohn lang Besinnen treckt he sich de Todeck ran un deckt sich unner. Dunn awer wookt ball dornoh de tweter an d' Wand up. He bäwert för Küll. Un as he markt, dat he bloot leeg, treckt he sich de Todeck ran. So güng dat nu 'n Wiel hen un her. Toletzt kregen de beiden sich dat Striden. De Middelster awer schweeg rein still un deer, as wenn he schlöp. Dunn stött'n de beiden em an: „Segg du doch wat dorto!" He awer grient as 'n Hämster in sich rin. Un wiel he keen affstohn wull, meint he ganz drög: „Dor heww ik nüscht to gewt, dor kann ik nüscht to segg'n.

6.

Dor weer mol ees 'n Mann, denn' weer'n al dree Frugens storben. As em nu ook de veert stürw, weer em dat wirer nich wunnerlich. „Dat is nu mol

ſo in de Welt," dacht he un güng noh 'n Preeſter, üm de Sach antomell'n. As he bi 'n Kroog vörbikeem, weer em awer doch 'n bät löſig. „Wißt man erſt een drinken," ſär he. Un he drünk een un denn noch een un noch een. Toletzt weer em all bäter. Un as he bi 'n Preeſter vör de Dör ſtünd, fleut he ſogar een vör ſich hen. De Preeſter mök em up. Un wil he 'n luſtig Geſicht ſehg, frög he fründlich: „Na, mein Lieber, hat er eine Taufe anzumelden?" „Ach, Herr Paſter," ſär dunn de Mann un grieflacht, „dat gerod nich. Awer, Herr Paſter, ik müdd ſülwſt lachen, mien Fru is al werrer dood."

7.

Dor weer mol ees 'n Schmäddmeiſter, de weer ümlangs un ook wiet öwer de Uckermark weg as ſtark Mann bekannt. Dat löt Hoſenknoop keen Ruh, denn he föhlt ſich ook un harr Rögen in de Boſt. He künn awer nie nich rutkriegen, wo de ſtark Mann egentlich wohnt. He wannert un wannert dörch all Dörper un frög öwerall: „Wohnt hier de ſtark Mann?" Keen künn em awer Beſcheid ſeggen.

Dunn tröf Hoſenknoop ees den Schmädd, de arbeit't vör ſien Schmäd an 'n Ploog. Hoſenknoop frög em: „Wettſt du nich, of hier de ſtark Mann wohnt?" De Schmädd richt ſich up, wiſcht ſich den Schweet van 'n Kopp un frög dorgegen: „Wußt du di mit em foten?" „Jo," ſär Hoſenknoop. Dunn grient de Schmädd, dat em de witten Tähn man ſo lüchten deer'n, nehm den Ploog an 'n Steert, böhrt 'n hoch un wieſt mit em noh de Schmäd. „Dor wohnt he," ſär he kort. Hoſenknoop kreeg groot Ogen, keek ſich da noch 'n Wiel mit an un rönnt denn in een Draww ut dat Dörp rut.

De Sach würr awer ludbor. Un van de Tied an nömten em de Lüd bloot noch: „Stark Mann ſien Hoſenknoop."

8.

Dor weer mol ees 'n Daglöhner, de heet Stolzmann. He harr nich bloot Murr in de Knoken, he harr ook hell Ogen un künn ſich fix begripen. He red't awer nich väl. Doch wenn he wat ſär, denn tröf he den Nogel up 'n Kopp. Deswegen mücht ook keen ſo recht mit em anbinden. Bloot wem em nich kennt, föhrt em öfters an 'n Wogen.

Den Herrn ſien Oellſter weer nich wenig kärlſch, wenn he up Ferien tohus weer. He löp mit ſien bunt Mütz, de prall up ſinen dicken Kopp ſeet, in 't Dörp ümher un deer bannig wichtig. „Stolzmann, reiß er mal 'nen Witz", lacht he ees den Ollen drieſt an. De deer awer, as wenn he nüſcht hört harr un ſchorwarkt ruhig wirer. „Stolzmann, hat er nicht gehört, reiß er mal 'nen Witz", dremmelte de jung Herr wirer. Dunn richt' ſich Stolzmann langſom up, keek den jungen Mann prick in de Ogen, grient 'n bäten unner ſien Strubbelboort un ſär ganz drög: „Dank dien Herrgott, dat du nich 'n oll Zick büſt, du kregſt mit dinen dicken Kopp keen handvull Heu ut de Benn." Un denn füng he ſien Arbeit werrer an.

De jung Herr ſtutzt, drehgt ſich üm un güng rot as 'n Puter ſien Gang. He het nie nich werrer prokotert: „Stolzmann, reiß er mal 'nen Witz."

9.

Dor weer mol ees 'n Mann, de ſpält gor to gärn Schopskopp. Un all Sünnobend weer he de erſter in 'n Kroog. Eh de annern kemen, harr he de Korten al dreemol miſcht. Un denn würr bett noh Middernacht tuckt un an un af ook een rümlücht. Wull een van de Kolonn früher noh Hus gohn, denn ſchimpt he: „So is 't richtig, wenn ik in 't Pech ſitt, denn moken ji Schluß." Un weer 't ſpäd word'n, denn wröhnt he: „Mi grult rein, noh Hus to gohn, mien Ollſch is gewiß al werrer munter."

Es keem he nu erſt gegen Morgen noh Hus. De Stäwel treckt he al up 'n Floor ut. Ganz ſacht klinkt he de Dör noh de Schloopſtuw up. Dunn kreeg he 'n Schreck. Sien Fru ſeet in 't Bedd tohücht un luert up em. „Kumm mi man rin, du Lorbas," ſchreeg ſe. Dunn kreeg he 't mit de Angſt. He wull ſich un ſien Fru tröſten un ſär ganz todohnlich: „Loot doch man, Mudder, wenn 't ook 'n bäten ſpäd word'n is. Awer ik heww doch 'n Doler gewunnen." „Doh 'n her," reep ſe. „Mudder", klogt he dunn, „ik heww 'n glieks werrer verlor'n."

10.

Dor weer mol ees 'n Schmädd, de wohnt in Woddow. Uem de Franzoſentied weer 't, dunn hölen em die franzöſ'ſchen Küraſſier mit Beſchlogen in Hitt. Betohlen deer keen een van ehr, doch weer'n ſe ſehr fründlich un bedankten ſich välmol.

De Schmädd dacht, dit holl ik nich mehr lang ut, un grübelt noh, wo he de Herrn Franzoſen dat bibringen künn. He ſpunnt ſich ſien groten ſchwarten Koter in een Burken un ſtellt 'n in de Schmäd. Un jedesmol, wenn een van de Küraſſeer lachmülig ſär: Merci beaucoup, ſchmeet he den Schöndank mit 'n Handbewegung ſien Koter hen un röp dorbi: „Pß-ta, frett up!" De Koter racht denn gegen den Burken, langt ook öfters mit de Poten dörch un mauzt up 'n ganz gefährlich Oort.

Et duert nich dägers, dunn röhrt ſich de Koter nich mehr väl. Un ball leeg he muſendoot dor. De Franzoſen harren oft grient, wenn ſe den Koter ſehn deer'n. As he awer ſtürw, markten ſe, wat de Schmädd er dormit ſeggen wull. Un nu betohlten ſe em wenigſtens de Iſen. Van de Tied an ſeggen väl, de mit Schöndank aflohnt ward'n: „Mit Schöndank het de Woddow'ſch Schmädd ſinen Koter vergift."

11.

Dunntomolen keem Kösters ehr Oellſter öfters in 't Dörp un red't oltverſtännig mit de Lüd, offchonſt he man erſt fief Johr weer. Tum leewſten keek he de Knecht ehr Hanterung af, wil he ſich ſtramm vörnohm harr, vok ees Peerdknecht to ward'n.

Bi all dat Hen un Her frög em een van de Knecht, Hannes nömten ſe em: „Segg mol, wat mökt denn dien Voter den ganzen Dag?"

De Jung antwoord't: „He arbeit't."

„Na, wo mökt he denn dat Arbeiten?" frög Hannes wirer. „He ſchriwwt," ſär de Jung.

„Schriben, dat is doch gor keen Arbeit nich", meint Hannes dunn. „Kiek, wat ik mook, dat is Arbeit."

De Köſterjung würr ganz ſtill un güng noh ſien Tante. De klogt he ſien Leed: „Tante, wenn ik ſegg, mien Voter ſchriwwt, denn wettſt du, dat he arbeit. Awer Hannes ſeggt, dat is keen Arbeit nich."

„Jo," ſeggt dunn Tante, „Schriben is nich jedermanns Sach!"

Röpersdorfer Wieſenweg.

Zeichnung von Wilhelm Keding.

Ein tapferer märkiſcher Zimmermeiſter.

Von Guſtav Metſcher.

Die Jahre 1806 und 1807 hatten unſerer märkiſchen Heimat viel Not und Elend gebracht. Die Franzoſenherrſchaft hatte in Dörfern und Städten ihre Spuren hinterlaſſen. Noch tiefer aber war die Enttäuſchung unſerer Märker, als aufs neue im Jahre 1808 die Rothoſen ſich überall unangenehm bemerkbar machten.

„Gevatter Kooſch, rett' uns doch bloß!"

Ganz beſonders arg hauſten in dieſem Jahre die Franzoſen in dem kleinen uckermärkiſchen Städtchen Brüſſow. Selbſt dem Domänenpächter Jackwitz, der anfangs ein großer Franzoſenfreund war, wurde das Leben und Treiben ſeiner franzöſiſchen Freunde mit der Zeit zu viel. Sah er ſich doch ſelbſt bald außerſtande, jene Mengen Wein an die franzöſiſchen Offiziere zu liefern, die dieſe von ihm verlangten. Da ſein Inſpektor ſich durch unbeſonnene Reden hatte hinreißen laſſen, ſeinen Aerger über die Unbotmäßigkeit der Forderungen offen zum Ausdruck zu bringen, hatte man ihn kurzerhand gefeſſelt und in ein Gewahrſam gebracht. Das gleiche Geſchick ereilte den Schuhmachermeiſter Fürſtenau. Am nächſten Tage lud man beide „Rebellen" auf einen Leiterwagen und transportierte ſie unter Bedeckung nach Prenzlau ab, um ſie dort vor ein Kriegsgericht zu ſtellen. Unterwegs begegnete dieſem Transport der Zimmermeiſter Chriſtoph Heinrich Kooſch, der mit ſeinen Geſellen aus dem Caſelower Forſt zurückkehrte, wo er mit ſeinen Getreuen Holz geſchlagen hatte. Plötzlich ſchlug eine ihm bekannte Stimme ans Ohr: „Gevatter Kooſch, rett' uns doch bloß!"

„Aexte runn!"

Gevatter Kooſch war erſtaunt, ſeinen alten Schulkameraden in dieſer Situation zu ſehen. Ein Hüne von Geſtalt, ſtand Kooſch hoch aufgerichtet an der Stelle, wo der Fahrenwalder Weg von der Landſtraße Prenzlau—Brüſſow abbiegt. Sein langer blauer Leinenrock flatterte im Winde. In den langen Stiefeln ſtaken etwas herausgebauſcht die Beinkleider und kühn geſchlungen ſaß um den Hals ihm die ſchwarze Halsbinde. Seine ſtahlgrauen Augen funkelten im Zorn, als ſie die Franzoſen erblickten. Ueber die breite linke Schulter trug er die Zimmermannsaxt. Als alter Soldat — er hatte bei den Pionieren gedient! — wußte er ſofort geiſtesgegenwärtig zu handeln. Mit dem Kommando: „Aexte runn!" riß er ſofort die Axt von der Schulter und mit ihm zugleich ſeine Geſellen, und urplötzlich ſtürmten die beherzten Männer auf die Franzoſen ein, die den Wagen mit den Gefangenen nach Prenzlau bringen wollten. Der Angriff kam dieſen ſo überraſchend, daß die Rothoſen über Hals und Kopf Ferſengeld gaben und das Weite ſuchten. Inſpektor und Schuhmachermeiſter waren gerettet.

Kolbenſchläge und Stimmengewirr.

Für die Befreier und für die Befreiten erwuchs jetzt eine ſehr ernſte Ueberlegung: es galt, ſich ſo ſchnell wie möglich in Sicherheit bringen! Denn man mußte mit der Möglichkeit rechnen, daß man dieſes kühne Stück märkiſchen Heldenmutes nicht ohne Sühne laſſen würde. Kooſch wußte auch hier Rat. Er erteilte ſeinen Landsleuten diesbezügliche Ratſchläge. Er ſelbſt wollte ſich

zum König nach Königsberg i. Pr.

retten. Noch in derſelben Nacht erſchien eine ſtarke franzöſiſche Patrouille in Brüſſow und verlangte mit Kolbenſchlägen Einlaß in Kooſchs Haus. Er ſelbſt ſchlief zu ebener Erde in der Giebelſtube. Als er das Stimmengewirr der fremden Eindringlinge hörte und die Kolbenſchläge vernahm, erkannte er ſofort die Gefahr. Nach kurzem innigem Abſchied von ſeiner Frau und ſeinem kleinen Sohn, und nachdem er ſchnell noch einen Reichstaler zu ſich geſteckt hatte, ſprang er flink und unauffällig aus dem Giebelfenſter in den Garten und ſtürmte mit ſchnellen Sprüngen davon. Als die Franzoſen endlich die Haustür erbrochen hatten, fanden ſie „das Neſt" leer. Der Vogel war ausgeflogen. Sie fanden nur die Frau und das kleine Söhnchen im Bett. Dieſe konnten keine Auskunft über den Aufenthalt des Geſuchten geben. Aergerlich über dieſen Mißerfolg ihrer Miſſion, nahmen die franzöſiſchen Rohlinge den Knaben bei den Beinchen und ſchleuderten ihn mitten ins Zimmer. Unverrichteter Sache mußten die Rothoſen nach Prenzlau zurückkehren.

„Viereinhalb Wochen auf dem Waſſer kampieret."

In Eilmärſchen war Zimmermeiſter Kooſch in Stettin angelangt. Er ſuchte eiligſt nach einem Schiff, das ihn nach Danzig bringen ſollte. Tatſächlich war ihm das Glück hold. Er traf einen Kapitän eines Segelſchiffes, der ihn, nachdem er ihm offenen Herzens ſein Geſchick mitgeteilt hatte, in ein Faß ſteckte und ihn mitnahm. Viereinhalb Wochen hatte er auf dem Waſſer zugebracht. Seiner Frau ließ er über ſein Schickſal folgenden Brief zugehen: „. . . Ich bin bis dato noch immer recht geſund geweſen, habe aber das Malheur gehabt, daß ich an viereinhalb Wochen auf dem Waſſer kampieret habe, indeſſen, liebe Frau, gräme dich nur nicht. Ich gedenke mit Gottes gnädiger Hilfe, daß die Sache wird recht gut werden; denn ich habe jetzt die beſten Freunde gefunden, ſo am Königl. Hofe ſeien, es geht aber ſo geſchwinde nicht, wie ich es mir gedacht habe, daher ſei unbekümmert, auch mein Bruder Johann wird dich gewiß in allem unterſtützen. Ich gedenke bald zu Hauſe zu kommen, die Zeit kann ich zwar nicht beſtimmen. Sobald ich nach Hauſe komme, werde ich dir und allen guten Freunden alles erzählen. Ich wünſche nur, daß ich dich und unſere Kinder und guten Freunde bald mit Geſundheit antreffen möge. Hiermit grüße ich dich und unſere lieben Kinder herzlich, wie auch meine Brüder und Schweſtern, auch ſchönen Gruß an Schwager Schellberg und Herrn Gerſtenmeyer, wie auch Herrn Sembach und Herrn Meyer zu Trampe und Gevatter Rohloff, ſollen alle von mir herzlich gegrüßt ſein!"

Am Gartenzaun des Königl. Landhauſes.

Von Danzig wandte ſich Kooſch nun, aller Mittel bar, auf Schuſters Rappen nach Königsberg.

Dort wollte er unbedingt den König Friedrich Wilhelm III. ſprechen. Tag für Tag ſtellte er ſich an dem Gartenzaun des Königl. Landhauſes auf, um einen günſtigen „Moment“ abzupaſſen. Einige Male war der König bereits an ihm vorübergegangen. Da fiel ihm endlich jener ſeltſame Mann da am Gartenzaun auf. Er fragte ſeine Begleiter, wer dieſer Mann dort ſei, der alltäglich da „herumſtehe“. Man brachte ihn endlich zum König, dem er nun von ſeinem Geſchick erzählen mußte. Der König fand Gefallen an dem märkiſchen Helden, ließ ihn einige Tage auf ſeine Koſten im ſogenannten „Dammkrug“ einlogieren und verabſchiedete ſich von ihm mit den Worten: „Leben Sie wohl, mein lieber Kooſch! Wenn ich viele ſolcher treuen Männer unter meinen Untertanen gehabt hätte, wie Sie, ſo ſäße ich heute nicht hier, dann ſähe es anders um mein Preußen aus!“

Ein ſilberner Aufgebelöffel und der „Amtszimmermeiſtertitel“.

Zum Andenken an dieſe Begegnung und als Zeichen ſeiner königlichen Huld überreichte der König dem Brüſſower Zimmermeiſter einen ſilbernen Aufgebelöffel und verlieh ihm den Titel „Königlicher Amtszimmermeiſter“. Unter Glockengeläut und unter Anteilnahme der ſämtlichen Bevölkerung Brüſſows zog unſer tapfere Held eines Tages wieder in Brüſſow ein. Vor dem Stettiner Tor wurde er von den Herren des Magiſtrats gebührend empfangen. Da gab es nun viel zu erzählen und viel Intereſſantes zu berichten. Keiner aber war froher und glücklicher als ſeine Familie, daß er wieder daheim bei Frau und Kindern ſein konnte und forthin bleiben konnte.

Der Zimmermeiſter in „Paſtell“.

Als im Jahre 1820 der König auf ſeiner Durchfahrt nach Berlin auch Brüſſow berührte, da ließ es ſich der königliche Herr nicht nehmen, auch ſeinen alten getreuen Amtszimmermeiſter Kooſch zu begrüßen. Aufs neue erwies er ihm ſeine Huld und ſeine Anerkennung, indem er ihn aufforderte, ſich auf ſeine Koſten von einem Amſterdamer Künſtler in Paſtell malen zu laſſen. Dieſes Bild ſollte die

Chriſtoph Heinrich Kooſch.

Familie zum Andenken an die Heldentat des Meiſters Kooſch und zur Erinnerung an die ſchwere Zeit und an ihren dankbaren König als Familienbeſitz allezeit bewahren. Das hat die Familie Kooſch auch getreulich getan. Noch heute befindet ſich das Bild im Beſitz jener Nachkommen dieſes tapferen Mannes. Chriſtoph Heinrich Kooſch ſtarb im Jahre 1841 und ruht auf dem Brüſſower Friedhof. Ein ſchlichtes Kreuz trägt die Daten: geb. 30. 12. 1767, geſt. 24. 4. 1841.

De Fleetgroben. VAN MAX LINDOW.

Fleetgroben, wat büſt du ditt Johr
gor ſo hell un blank un kloor!
Büſt as 'n Jung vull Oewermoot,
Fleetgroben, ik bün di goot.

Fleetgroben, wat vertellſt du all?
Meenſt, dat ik glücklich ward'n ſall?
Reed nich dorvan! Dat bruukt jo keen
wierer to weten, as wi alleen!

Fleetgroben, wat löppſt du dull!
Mi is dat Hart bet boven vull!
Größ man de, de ik lieden mag,
größ, un ik wünſch eenen goden Dag!

Fleetgroben, nimm, ach, nimm mi mit!
Segg mi doch dat un ſegg mi ditt!
Wettſt jo goot, wat ik hören will -
Fleetgroben, awer to annern weß ſtill.

Das Tertiär von Röpersdorf.

Ein neuer Einblick in die Erdgeschichte der Uckermark.

Von Professor Dr. Martin Rudolph.

Mit 4 photographischen Aufnahmen vom Verfasser.

Das Hügelgelände westlich des Unteruckersees bei den Dörfern Röpersdorf und Zollchow ist den Geologen bereits seit langem als ein Gebiet bekannt, in welchem dicht unter der Erdoberfläche mit ihren eiszeitlichen Ablagerungen die Schichten einer älteren Erdperiode liegen, die zeitweise auch wirtschaftlich genutzt wurden. Es handelt sich dabei um die verschiedenen, in Nähe von Röpersdorf gelegenen Stellen, an denen früher ein sehr weißer und reiner Sand gewonnen und nach Prenzlau geführt wurde, um dort als Stubenstreu- und als Scheuersand verwertet zu werden. Die Zeiten dieser Nutzung sind lange vorüber, sie lagen in den Vorkriegsjahren. Damals konnte man regelmäßig das „Holt Sand!" der Röpersdorfer in den Straßen der Stadt hören, und sie haben aus den Sandgruben ihrer Dorfflur „so manchen guten Groschen herausgeholt", wie erst kürzlich ein alter Bauer auf Befragen nach der Lage dieser Gruben ausdrücklich bestätigte.

Diese damaligen Abbaustellen sind verfallen, kaum daß man heute noch in einigen Kieslöchern an der weißeren Färbung des Bodens erkennen kann, daß darunter andersartige Schichten liegen. Ein geologisch wertvoller Aufschluß war damit dem Studium durch die Heimatfreunde entzogen worden. Indessen hat nun die stark belebte Bautätigkeit der letzten Jahre in Prenzlau dazu geführt, daß ein bedeutend erhöhter Bedarf an gutem Bausand eingetreten ist, und ihm verdanken wir neuerdings die Möglichkeit, in einem stattlichen neuen Aufschluß zwischen Röpersdorf und Zollchow, wo der Abbau im Großbetrieb erfolgt und eine automatische Kies-Siloanlage ein schnelles Beladen der Lastautos ermöglicht (Firma Philipp Stetter, Prenzlau), die lange verschütteten Schichten eingehend zu studieren. Einem jeden, der nach Erkenntnissen über die Entstehung unserer heimatlichen Landschaft verlangt, ist hier die Möglichkeit gegeben, einen Blick in das Buch der Erdgeschichte zu tun. Wie seinerzeit im Kreiskalender 1928 ein Besuch der Kreidegrube von Ludwigshöhe bei Schmölln geschildert wurde, mag in diesem Jahre beschrieben werden, was alles an Sehenswertem der neue Aufschluß bei Röpersdorf-Zollchow bietet.

Schon bei der Annäherung auf der Landstraße deuten Kiessilo und Feldbahngleise, Kipploren u. a. darauf hin, daß es sich um einen Großbetrieb handelt, der allein schon eben durch diese Größe imponieren würde, selbst wenn es sich nicht um geologisch etwas Besonderes handelte. Ist man zu dem Häuschen bei der Verladerampe emporgestiegen, so überrascht, nachdem man den Feldbahneinschnitt durchschritten hat, die Weite und Größe des Aufschlusses, die Höhe der Wände. Auffällig zeigen sich dem Betrachter sogleich die Farbunterschiede des abgebauten Materials: ein paar im Vordergrund der Grube (Abbildung 1) stehen gebliebene, von den Feldbahngleisen durchfahrene Rücken sowie die untere rechte Grubenwand zeigen auffällig helle, weißliche Färbung, während die grade nach vorn und links gelegene sowie der Oberteil der rechten Wand gelbe bis bräunliche Farbtöne zeigen. Hier muß ganz offenbar ein Wechsel des Materials der verschiedenen Schichten vorliegen. Geht man dieser Beobachtung näher nach, so zeigt sich, daß dieser Farbwechsel sogar mit einer ganz auffälligen Deutlichkeit erfolgt und gleichzeitig mit einem Materialwechsel zusammenfällt: die gelb-braunen Ablagerungen bestehen zu unterst aus groben, abgerollten, daher gerundeten Kiesen und Sanden verschiedenartiger Beschaffenheit, die zumeist sehr fest miteinander verkittet sind durch ein Material, welches durch seine stellenweise gradezu intensiv goldgelbe Farbe sich als eine Eisenverbindung kennzeichnet. Die Verkittung ist so fest, daß ganze zusammenhängende Blöcke dieses Konglomerates mit der Hacke losgebrochen und bequem Handstücke für die geologische Sammlung davon geschlagen werden können. Grobe Gerölle, deren Rundform auf langen Transport und Bearbeitung in fließendem Wasser hinweist, wechseln mit wesentlich feineren, aber nicht minder gelb-braunen Sanden, und stellenweise finden sich darin eingebettet feuchte, nach Art von Schmierseife sich anfühlende, fette graue Tonlinsen. Am Fuß der Grubenwand sammelt man Knollen von Brauneisenstein, die schichtweise um einen Kern herum gleich Zwiebelschalen gewachsen sind und damit ebenfalls ihre Entstehung aus Niederschlägen eisenhaltigen Materials verraten. Sie steckten früher in der beschriebenen Grubenwand und sind beim Abbau herausgefallen oder durch Regen und Wind herunter geworfen worden.

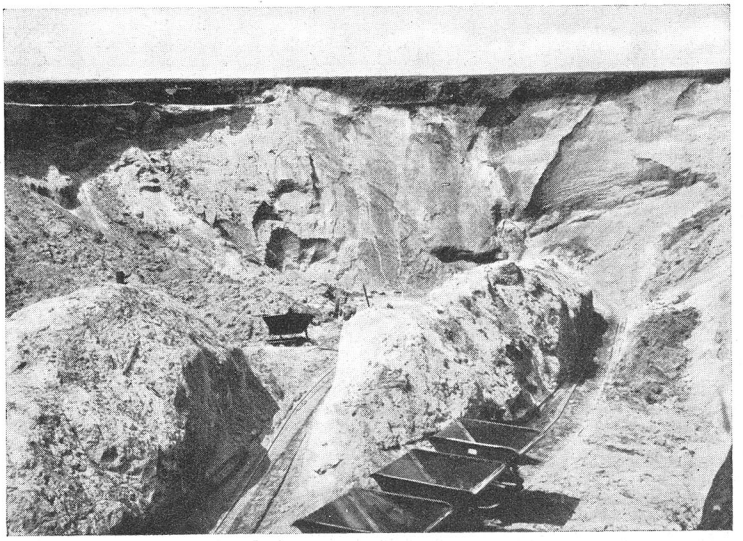


Abbildung 1. Die Kiesgrube von unten, Blick gegen Westen.

Dieses ständige Arbeiten der atmosphärischen Kräfte an der Zerstörung der Grubenwände tritt dem Beobachter auf Schritt und Tritt entgegen: In der Stille des Sonntagsmorgens, den wir zum Besuch des Aufschlusses gewählt haben, um die Abbauarbeiten nicht zu stören und um selbst ungestört uns umsehen zu können, hört man allenthalben an den Abbrüchen ein Knistern, das merkwürdig an das Geräusch erinnert, das entsteht, wenn Feuer sich über trocknen Waldboden frißt und das ausgedörrte Holz zu knistern und knallen anfängt. Hier wird der Laut erzeugt durch das ständige Herabrieseln und Fallen von Sand und Steinen. Oben an der senkrechten Grubenwand, an der der Wind entlangstreichen kann, lösen sie sich und schlagen unterwegs auf andere Sand- und Steinkörnchen auf, im Sturze diese mit herunterreißend. Am Fuß der Wände türmen sich ganze Systeme von ziemlich steilen Schutthalden, die teils neben-, teils verzahnt und übereinander angeordnet sind. — Außer dieser Abtragung durch den Wind arbeitet an Regentagen das abfließende Wasser und hat überall seine deutlichen Spuren hinterlassen. Regenrisse durchfurchen die Wände und am Fuß finden sich wiederum die Schuttkegel, die sich aber von den eben beschriebenen durch ihre weit flacheren Böschungswinkel unterscheiden; das Wasser hat das mitgeführte Feinmaterial weit auf den Grubenboden verspült, das gröbere sank beim Erlahmen der Wasserkraft zuerst nieder, das feinste wurde in Senken und Mulden zusammengeschwemmt und unterlag hier später der sengenden Wirkung der Sonnenstrahlen. Die rasche Austrocknung dieses feinsandigen und tonigen Schlammes erzeugte die Trockenrisse, die sich vielerorts beobachten lassen. Netzwerkartig überziehen sie die ehemaligen Pfützen, an den Rändern haben sich die durch die Risse herausgeschnittenen Stücke infolge der Austrocknung aufgebogen. Tritt man auf eine solche Stelle, so kann es geschehen, daß der Fuß wegrutscht, denn unter dieser knochenharten Schale kann noch durchfeuchteter Schlamm vorhanden sein.

Richtet man nun sein Augenmerk auf die Struktur der Grubenwände, so zeigt sich, daß sie fast allenthalben deutliche Schichtung aufweisen, wie sie vom fließenden Wasser, gegebenenfalls auch vom Wind gebildet wird. Diese beiden unruhigen Kräfte zeigen überall nachhaltige Wirkungen, denn parallel geschichtete (konkordante) Lagen wechseln bunt ab mit kreuz- und schräggeschichteten (diskordanten) Bänken. Nur der oberste Boden ist lehmig und von Humusbestandteilen dunkler gefärbt. Er muß deshalb mit Hilfe eines Feldbahngleises weggeräumt werden (Abb. 1, oben links). In dieser Schicht stecken auch größere Findlingsblöcke, die zum Teil in die Grube hinuntergekollert sind und hier zerschlagen wurden, um zu Schottersteinen verwertet zu werden. Unter der Jahrtausende alten, unansehnlichen Verwitterungsrinde dieser Blöcke zeigen die neuen Schlag- und Spaltflächen das ursprüngliche, frische Gestein in außerordentlicher Schönheit und Farbigkeit: Spiegelnde Kristallflächen der Quarzkristalle liegen vermengt mit den fleischfarbigen Feldspäten und den dunklen bis schwarzen Glimmerplättchen oder andern, am Aufbau der Gesteine beteiligten Mineralien. Auch Feuersteine in ihren knolligen und bizarren Formen können hier aufgelesen werden. Wer ein offenes Auge für die Schönheit dieser Kristallwelt hat, wird vieles finden, was ihn erfreut. Und

Abbildung 2. Die Kiesgrube von oben, Blick gegen Osten auf den Uckersee.

wer einen aufmerksamen Blick für die Fülle der Einzelerscheinungen rund umher besitzt, wird vieles über die aufbauenden und abtragenden Kräfte erfahren, die am Bilde unserer Landschaft modelliert haben und noch heute in ständigem Widerstreit liegen.

Aber alles dies ist es nicht, was zu besonderem Besuch der Röpersdorfer neuen Grube reizt, denn diese Dinge kann man fast in jedem Aufschluß in verschiedener Deutlichkeit studieren. Was diese Stelle auszeichnet, ist das weiße Sand- und Kiesmaterial, von dem eingangs geredet wurde und das wir nun einer besonderen Besichtigung unterziehen. Die Abb. 2, die die Grube von der Oberkante aus gesehen zeigt, von der sich ein prächtiger Blick über den See eröffnet, zeigt deutlich die verschiedenen Farbschattierungen zwischen dem kleinen Stück braunen Bodens zur Rechten und dem helleren Weiß der anderen Bildteile. Wenn man nahe an diese Wände herantritt (Abb. 3), bemerkt man wiederum einen sehr starken Wechsel in der Korngröße der einzelnen Schichten: feine und grobe, kantige Sande und Steine — sehr im Gegensatz zu den abgerollten Kiesen, die darüber lagern! — wechseln ebenso miteinander wie dünne Schichten und dicke Bänke, die zum Teil sehr feinsandig und gebunden sind und in getrocknetem Zustand mit der Spitzhacke losgeschlagen werden können. Nach den Angaben von Hucke (s. u.) enthalten diese Ablagerungen bis zu 99 Prozent Quarz, der glasig-milchiges Aussehen zeigt, daneben weiße Feldspäte und etwas Glimmer und Kaolin. Diese Zusammensetzung läßt ihre Entstehung aus den Zerfallsprodukten von Granit erkennen. Wie einige

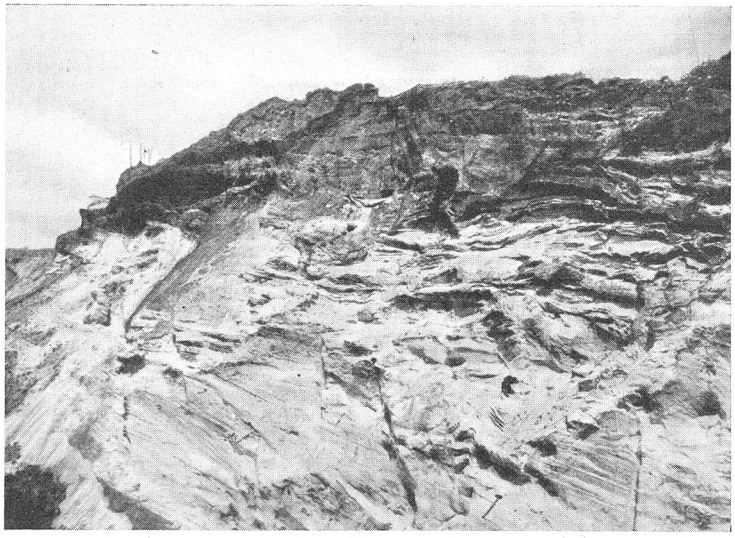


Abbildung 3. Teilansicht aus der Röpersdorfer Kiesgrube.

Arbeiter in der Grube versicherten, soll der weiße Sand einen feinen, salzigen Geschmack aufweisen. — Diese Schichten gaben das Rohmaterial für den ehemaligen Röpersdorfer Sandhandel. Aus Sand von feinster Korngröße besteht auch der Rücken zwischen den beiden Feldbahngleisen in der Grube (Abb. 1—2). Man erkennt deutlich auf den Bildern, wie er sich abstechen läßt und dann in senkrechten, festen Wänden stehen bleibt. Ja, er erlaubt sogar die Anlage von Höhlen, ohne einzustürzen! Die Abb. 4 zeigt den Eingang zu einer solchen Höhle, die neuerdings bei den Abbauarbeiten aufgefunden wurde. Leider ist ihr Zugang wieder stark verschüttet worden und nur ein kleines Loch übrig geblieben, wie auf der Aufnahme der Hammer als Maßstab zeigt. Die Arbeiter erzählten von dieser Höhle, in die man heute noch hineinsehen und in der man feststellen kann, daß sie sich gangartig in das Innere des Hügels verlängert und in der Tiefe gabelt, daß ihre Innenwände mit Kreuzen, Zahlen und Buchstaben oder sonstigen Zeichen bekratzt seien. Offenbar handelt es sich hier um einen alten Abbaustollen für den Röpersdorfer Stubensand, der dann später verschüttet wurde und nun wieder ans Tageslicht gekommen ist. In der Tat muß der feine, gleichmäßige und zusammenhaltende Sand dazu reizen, mit dem Finger, dem Messer oder der Hacke Zeichen oder Ornamente hineinzumodellieren.

Weiter fällt in den Schichtungen der weißen Wände auf, daß dunkle, leicht krümelnde, mulmige Holzreste in ihnen auftreten. Auf Abb. 3 sieht man ein solches Stück aus der Wand herausragen über dem Hammer, der nahe dem unteren Bildrand auf dem Sande liegt. Die Schichten selbst sind stark unregelmäßig gelagert, wie verbogen und zusammengestaucht. Deutlich ist die ursprüngliche, gleichmäßigere Lagerung gestört worden, als die ungeheure, wuchtende Eismasse der diluvialen Vergletscherung darüber hinging und die wasserdurchtränkten, unterlagernden Schichten zusammenpreßte und zerschrammte.

Nicht überall ist der Schichtenwechsel zwischen den eingangs beschriebenen, eiszeitlichen, gelbbraunen Sanden und Kiesen gegenüber diesen weißen Ablagerungen klar aufgeschlossen. Regenverwaschungen und nachträgliche Abbrüche verdecken weithin diese wichtige Grenze. An einzelnen Stellen aber ist doch ein genaues Studium möglich. Man sieht dort gut, wie die Oberfläche der weißen, fest zusammenhaltenden Feinsande geglättet, gerundet und von langen Furchen überzogen erscheint, die offenbar in Richtung auf den See zu einsinken. Dabei dürfte es sich aber weniger um ein allgemeines Einfallen der Oberfläche handeln als vielmehr um die örtliche Neigung eines Buckels der alten voreiszeitlichen Oberfläche, weil gleich weiter westlich in derselben Höhenlage eiszeitliche Sande auftreten. Ueber dieser wechselnd hohen, buckligen und geglätteten Oberfläche lagern nun mit überaus deutlicher Trennungsfläche jene groben gelbbraunen, verkitteten Schotter, deren Färbung sogar so kräftig ist, daß sie auf die alleroberste, dünne Haut der unterlagernden Sande übergegriffen und auch sie leicht verfärbt hat. Mit der Spitzhacke oder dem Hammer ist es ein Leichtes, diese Trennungsfläche herauszupräparieren, indem man das verkittete Material schicht- oder schalenförmig von der Unterlage abheben oder losschlagen kann.

Hier liegt also eine deutliche Grenze vor, die erdgeschichtlich von hoher Bedeutung ist. Oben die Ablagerungen der Eiszeit, unten die einer voraufgegangenen Periode, und zwar in diesem Falle die des Tertiärs (in Ludwigshöhe lag unter dem Diluvium bei Fehlen des gesamten Tertiärs sogleich die nächst-

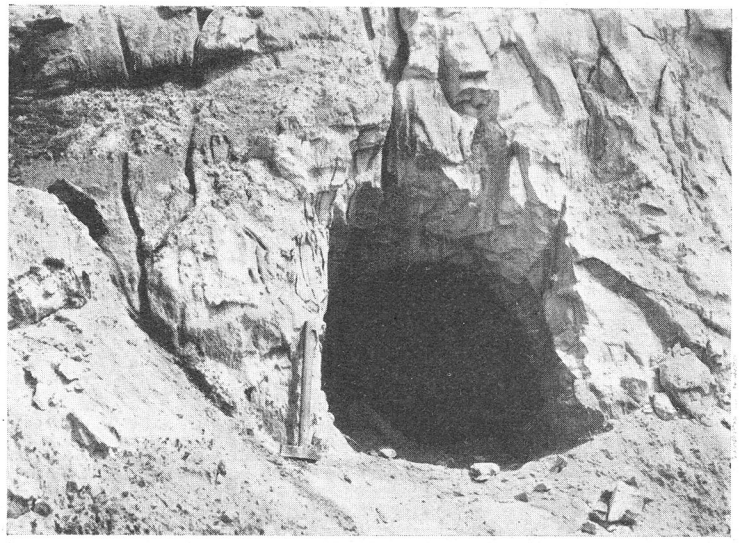


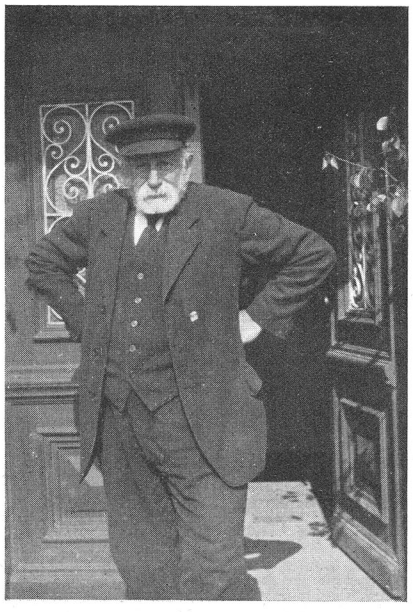
Abbildung 4. Alte Abbaustelle des Stubensandes.

ältere Kreideformation). Das Tertiär aber war eine sehr lange Zeitspanne von ungleichem Gepräge und ist deshalb von den Geologen wieder in eine Reihe von Perioden untergeteilt worden. (Die Folge dieser Perioden ist Eozän, Oligozän, Miozän, Pliozän.) Für die Röpersdorfer Sande war es bis vor einigen Jahren eine noch offene Frage, welcher dieser Unterabteilungen des Tertiärs sie angehörten. Solger schrieb im Märkischen Heimatbuch (Berlin 1924, 1. Auflage, S. 49) von Sanden der Mittel- und Uckermark, die als ober-oligozäne Meeressande bezeichnet würden. Hucke, in seiner Geologie von Brandenburg (Stuttgart 1922, S. 209) und ähnlich Solger (Heimatbuch S. 47) bemerken, daß aus der Mark bisher keine Ablagerungen pliozänen Alters bekannt seien, daß vielmehr die eiszeitlichen Bildungen stets auf miozänen oder älteren Schichten auflagerten. Und der gleiche Verfasser wies die bei Röpersdorf auftretenden Sande in seinem geologischen Excursionsführer (Leipzig 1911, S. 82) dem Miozän zu.

In neuester Zeit hat jedoch Hucke selber den Nachweis erbringen können (Neue Untersuchungen über das Pliozän in Pommern und Brandenburg. Zeitschrift für Geschiebeforschung Bd. IV, Heft 4, 1928), daß der Röpersdorfer gleich dem Freienwalder Sand und anderen g r a d e pliozänen Alters ist und damit derjenigen Erdperiode angehört, die der Eiszeit unmittelbar vorausging. Diese genannten Ablagerungen waren alle lange bekannt, aber zeitlich umstritten, bis es erneuter und verfeinerter Untersuchung gelang, ihre rechte Stellung nunmehr festzulegen. Es kann hier jedoch nicht der Ort sein, im Einzelnen zu zeigen, wie diese Feststellungen getroffen wurden, wie die Ablagerungen sich bildeten, unter welchen besonderen Klimaumständen dies geschah und woher die Materialien in unser Gebiet gefrachtet wurden. Für alle diese Fragen muß auf die Huckesche Arbeit verwiesen werden.

Mit der Feststellung, daß es uns heute möglich ist, in allernächster Nähe von Prenzlau einen Einblick in neueste erdgeschichtliche Aufschlüsse zu tun, über die die Fachleute erst jüngstens das letzte Wort gesprochen haben dürften, während sonstige Vorkommen des Tertiärs in der Umgebung von Prenzlau nur aus zwei alten Bohrprofilen vom Kasernenhof in der Steinstraße und aus der Nähe des Priestergrabens auf der Neustadt (in den Erläuterungen zum geologischen Meßtischblatt) bekannt geworden sind, können wir unsere Schilderung abschließen.

Wer seine Heimat denkend durchwandert, wird gern auch diesen Fragen nachsinnen und die Kiesgrube am Wege seiner Beachtung für wert halten, auch wenn es nicht immer grade eine Erholung sein mag, an steilen, sonnendurchglühten Wänden auf und nieder zu steigen. Die Sonne sengte an jenem Tage, von dem berichtet wurde, hernieder und ihre Strahlen fingen sich im großen Halbrund der Grube wie in einem Brennspiegel. Kein Luftzug kam bis zum Boden des Aufschlusses hernieder, an dessen Oberkante die Gräser sich im Winde neigten und über dem am blauen Himmel große weiße Wolken entlang zogen. Zahllose Uferschwalben hatten die Grubenkante mit ihren Nisthöhlen durchlöchert, unaufhörlich tönte ihr Locken, und mit dem Fernglase folgte man gern ihren flinken Bewegungen in der Luft oder an ihren Nistlöchern, aus denen sie in hohem Bogen losgekratzte Erde herauswarfen. In der Luft kreiste ein Bussard und die Lerchen stiegen in der Sonntagsmorgenstille singend auf und nieder. Kletterte man aber zur Grubenoberkante hinauf, so lag die schöne uckermärkische Heimatlandschaft vor den Blicken ausgebreitet mit dem glitzernden Spiegel des Uckersees inmitten.



Alt-Bürgermeister Lindow-Röpersdorf.

Die Gemeinde Röpersdorf hat den Bauer Ernst Lindow an seinem 85. Geburtstage – 13. März 1937 – zum Alt-Bürgermeister ernannt und ihm in feierlicher Weise eine Ehrenurkunde darüber ausgehändigt. Ernst Lindow war 42 Jahre Gemeindevorsteher der Gemeinde Röpersdorf und hat in vorbildlicher Weise die Gemeinde geleitet.

Der Kreistag der NSDAP. zu Prenzlau am 29. Mai 1937.

Von Kreisschulungsleiter Pg. Felix Kastner.

Nicht jeder Gefolgsmann des Führers kann an einem Reichsparteitag in Nürnberg teilnehmen; wohl aber ist es jedem möglich, alljährlich einmal eine Kreistagung der NSDAP. mitzuerleben, die eine Kraftquelle für die politische Arbeit des kommenden Jahres ist. Die Kreistage sollen dafür sorgen, daß Einheitlichkeit, Straffheit, Zielbewußtsein und Einsatzbereitschaft des gesamten Kreisgebiets gewährleistet sind. Das Werk des Führers muß vollendet werden. Es ist schwer und kann nur von Menschen vollbracht werden, die Herz und Willen immer wieder stählen. Darum sind die Kreistage Arbeitstage und keine Freudenfeste. 1937 kam den Kreistagen in der Kurmark erhöhte Bedeutung zu. Der alljährliche Gautag fiel in diesem Jahre ausnahmsweise fort, da der Gauleiter nach Möglichkeit seine Kreise selbst kennenlernen bzw. sie durch seinen Stellvertreter besuchen lassen wollte.

Schon am frühen Nachmittag des 29. Mai begann der Ausbildungsdienst der Politischen Leiter auf dem Stettiner Platz. Gerade dieser Dienst ist nötig, da es nur selten möglich ist, größere Marschverbände zusammenzustellen. — Ab 17 Uhr wurden in fast allen Sälen Prenzlaus Sondertagungen abgehalten. In den „Hindenburghallen" vereinte der Kreisleiter Pg. Burmeister seine Ortsgruppen- und Stützpunktleiter, um mit ihnen die Aufgaben der nächsten Zeit zu besprechen. Da er selbst erst vor kurzem einer Kreisleitertagung auf der Ordensburg Vogelsang beigewohnt hatte, auf der der Führer und fast alle führenden Männer der nationalsozialistischen Bewegung gesprochen hatten, konnte Pg. Burmeister ein anschauliches Bild vom politischen Kampf unserer Zeit entwerfen. — Die Kassenleiter der Ortsgruppen und Stützpunkte hatte Pg. Dahlenburg zusammengerufen. Der Gauschatzmeister Pg. Schulz erörterte in der Hauptsache kassentechnische Fragen. Die Walter und Warte der NSV. versammelten sich unter ihrem Kreisamtsleiter Pg. Däke im „Kurgarten", wo sie zu ihrer Freude Pg. Jungbluth hören konnten, der ihnen eindeutig auseinandersetzte, daß nationalsozialistische Betreuung unserer Volksgenossen getragen sein muß vom Selbsterhaltungswillen unseres ganzen Volkes. Damit verschwindet aus der Arbeit der NSV. alles Weichliche und Gefühlsverwirrende und macht dem stahlharten Willen Platz, ein gesundes, lebenskräftiges Volk zu schaffen, so weit das menschenmöglich ist. — In der „Gerichtslaube" tagten unter dem Kreispropagandaleiter Pg. Jähner die Männer, die durch ihre Tätigkeit in besonderem Maße verantwortlich sind für die Verbreitung des nationalsozialistischen Gedankengutes und für sein Eindringen in die Herzen der deutschen Menschen. Es handelt sich darum, das deutsche Volk für die Gedanken des Führers reif zu machen. — Bei der Sondertagung der Deutschen Arbeitsfront trat zum erstenmal im Kreisgebiet eine Werkschar an die Oeffentlichkeit, und zwar wurde sie von der Gefolgschaft der Zuckerfabrik Strasburg gestellt. Kreisobmann Pg. Linn und Kreisschulungswalter Pg. Marten sprachen über das Aufgabengebiet der DAF. und über die Notwendigkeit gründlicher und sorgfältiger Schulung, die mehr und mehr zur Selbsterziehung führen müsse, wenn sie Erfolg haben soll. —

Die NS.-Frauenschaft war im „Berliner Hof" versammelt unter Führung der Kreisfrauenschaftsleiterin Pgn. Gloatz. Es sprach der Gauhauptstellenleiter Pg. Weihrauch über Sinn und Wert der Frauenschaftsarbeit, die ganz gewiß auch Kampf bedeutet; denn gerade die deutsche Frau ist berufen, mit starkem Glauben und ganzer Hingabe der Idee des Führers zu dienen. Die deutsche Frau sichert unserm Volke die Zukunft, und darum bedarf es dringend ihrer Mitarbeit beim Aufbau unseres Vaterlandes. — Die Beamtenschaft unter Pg. Konrad hörte in der Gymnasialaula den Gauamtsleiter Pg. Witzel. Als Träger und Vollstrecker eines großen Willens habe der Beamte seinem Führer ganz besonders treu zu sein, weil er damit seinem Volke und dem Staate am besten dienen könne. Der Beamte, der seinen Volksgenossen in Haltung und Pflichterfüllung zu jeder Zeit und Stunde Vorbild sein soll, habe die Aufgabe, immer wieder an sich selbst zu arbeiten. — Im „Hotel zum Löwen" vereinigten sich die Angehörigen des NS.-Rechtwahrerbundes unter Leitung des Landgerichtsdirektors Dr. Kröplin. Im Mittelpunkte dieser Tagung stand ein Vortrag des Amtsgerichtsrats Hampe über „Die Wahrheitspflicht im Zivilprozeß". — Bei J. P. Lang sprach Bürgermeister Pg. Fahrenhorst zu den Mitgliedern des NS.-Lehrerbundes unter Führung des Kreisamtsleiters Pg. Kuschke über „Sippen- und Familienforschung". Im nationalsozialistischen Deutschland soll und muß die Familie wieder im Vordergrunde stehen. Die Sippenforschung als Hüterin der Rasse und Erweckerin des deutschen Rasse- und Volksbewußtseins muß Allgemeingut werden. An zahlreichen Beispielen wies der Redner nach, wie man erfolgreich in die Vergangenheit vorstoßen könne.

In allen Sondertagungen zeigte sich, daß zwar die einzelnen Arbeitsgebiete im Dienste der nationalsozialistischen Bewegung verschieden sein mögen, daß aber der Geist, in dem diese Arbeit geleistet wird, überall derselbe sein muß. So war es also nur folgerichtig, daß am Abend noch einmal die Politischen Leiter und alle Gliederungen und Verbände der Partei auf dem Marktplatz zu einer Großkundgebung aufmarschierten, an der auch Abordnungen der Wehrmacht und des Reichsarbeitsdienstes teilnahmen. Kurz vor 20 Uhr betrat Gauleiter-Stellvertreter Pg. Wegener mit dem Gaustabe die Rathaustreppe, auf der sich bereits die Träger des Goldenen Ehrenabzeichens der Bewegung eingefunden hatten. Von den weiteren Gästen sei Oberstleutnant Korten als Träger des Blutordens besonders genannt. Nach dem Fahnenaufmarsch und kurzer Begrüßung durch den Kreisleiter nahm Gauleiter-Stellvertreter Wegener das Wort, um in seiner Ansprache der breitesten Oeffentlichkeit Sinn und Bedeutung eines Kreistages

der Partei klarzulegen: Arbeit iſt das Lebensziel unſeres Volkes; Arbeit, die uns keine Ruhe gönnen kann, weil jeder Volksgenoſſe ein Anrecht an uns hat. Wir dürfen nicht eher ruhen, als bis unſer Volk aus gleichgeſinnten Menſchen beſteht, die mit unerſchütterlichem Glauben an die Reinheit und Sauberkeit der Idee des Führers unſere Bewegung verfechten. In den Kreis der Kämpfer für dieſe Idee ſollen nach und nach alle aufgenommen werden, die den feſten Willen haben, ſich nach dem Vorbilde des Führers zu formen. Pg. Wegener ſchloß ſeinen Appell mit den Worten: „Deutſches Mädel, deutſcher Junge, deutſcher Vater und deutſche Mutter, verſucht dieſem einzigartigen Manne gleich zu werden, lebt ihm nach! Nicht für euch ſelbſt oder für euer Haus oder eure Familie, ſondern für die große Gemeinſchaft unſerer Nation!“

Nach der Anſprache weihte der Gauleiter-Stellvertreter 23 neue Fahnen, die er mit der alten Sturmfahne der Prenzlauer SA. berührte. Dieſe ſinnbildliche Handlung ſollte zum Ausdruck bringen, daß die alte Kämpferſchar von einſt feſt verbunden bleiben ſoll mit allen denen, die den Kampf weitertragen wollen Schulter an Schulter mit ihnen hinein in eine neue deutſche Zukunft. Die Fahne iſt und bleibt das Zeichen des Kampfes.

Im Anſchluß an die Fahnenweihe überreichte der Gauleiter-Stellvertreter den Siegermannſchaften im Reichsſportwettkampf des BdM. Ehrenurkunden. Nur die Leiſtung ſoll im neuen Deutſchland Anrecht auf Anerkennung haben. „Nur das Volk hat Beſtand, das immer und ewig bereit iſt, zu kämpfen und ſein Letztes herzugeben.“ Nach eindrucksvoller Führerehrung rückten die Verbände ab.

Vor dem Kriegerdenkmal am Uckerſee nahmen der Gauleiter-Stellvertreter Pg. Wegener, SA.-Brigadeführer Pg. Schormann und der Gauarbeitsführer des Gaues IX im Reichsarbeitsdienſt, Oberſtarbeitsführer Bormann, den Vorbeimarſch der Formationen ab. Damit ſchloß die Kreistagung der NSDAP.

Im „Eliſabethgarten“, wo die Ortsgruppe Prenzlau ihr zehnjähriges Beſtehen feierte, bot ſich noch ſo manche Gelegenheit, alte Freunde aus dem Kreisgebiet zu begrüßen; denn auch darauf kommt es an, daß nicht nur der Dienſt die Männer der Bewegung zuſammenführt, ſondern daß ſich darüber hinaus kameradſchaftliche Bande knüpfen, die die Ausübung dieſes Dienſtes erleichtern helfen. Eine ſehr ſchöne Lampionfahrt auf dem Uckerſee, verbunden mit einem herrlichen Großfeuerwerk, gab der Parteiveranſtaltung einen würdigen, eindrucksvollen Abſchluß.

De Möller un de Kobold.

Een uckermarkſch Segg. / Von W. Groß.

Dor weer mool ees een Möller. De weer ümmer flitig un mohlt Dag un Nacht. Wenn he awer ees ſchlöp, denn keem de Kobold in de Möll un dreew dor ſien Spijök. He ſtött' de Säck üm, ſtreut dat Mehl in de Möll ümheer un ſtoppt de Mohlgäng mit Säck to. Un den Möller ſien Arbeit weer ümſüß. He keem mit ſien Fliet nich koppshöhger.

Allens harr he verſökt, üm den Kobold to bannen, awer nüſcht hülp dorgegen. Nogelt he een Hoowiſen up den Süll, ſo weer 't werrer weg, un bünd he Ulenflüchten an de Dör, ſo hüngen de dor bloot ſolang, as he dorbi ſtünd. Väl oll Frugens harr'n mit Beſſens un Fledderwiſchen un mit kort un lang Sprüch verſökt, den Kobold ut de Möll to jogen. Se kregen 't awer ook nich torecht. Toletzt löt de Möller dat gohn as 't wull un leeg rein ſtill up de Obenbank. He löt Möll Möll ſind. Van de Tied an mök de Kobold de Sach noch väl ſchlimmer. De ganzen Nachten dreew he dor ſien Spook, un ſien Düwelslachen klüng ſo ſchuddrig dörch de Möll, dat de Möller ſich de Ohr'n mit Heed toſtoppt un ſien Zippelmütz bet in dat Genick treckt. Toletzt kneckert un knoſtert dat up 'n grülich Oort in de Möll, as wenn de Kobold Knoken mohlt. Dunn künn de Möller dat vör Krach un Stank nich mehr uthollen, bleew de Nachten bi 'n Kröger in 't Dörp un wennt ſich dörbi dat Supen an.

Keem dor ees Obends 'n Borenleider to Dörp mit 'n groten ſchwarten Bor'n an de Kett. Denn' klogt de Möller ſien Leed. „J“, ſeggt de Borenleider, „de Sach will ik krigen, de Kobold ſall ſchonſt ut de Möll, ſo wohr as ik hier ſitten doh!“ Un he nehm gliks den Born, ſpunnt em ohn Mulkümmel in de Möll, lär ſich öwer Nacht up de Obenbank un ſchlöp. De Möller awer ſeet dorbi un künn vör Angſt keen Oog todohn. As de Spökſtunn anfüng, hört he van de Möll her groten Krach. De Bor brummt as unklook un een hell Stimm kriescht un ſchreeg dormank. De Möller röhrt ſich nich, em brök de Schweet ut, un he bäwert an 'n ganzen Liew. De Borenleider würr van den Radau ook wach, horkt 'n klein Ogenblick noh buten, lacht denn awer ludhals up: „Nu hett 'r em, nu hett 'r em!“ Dat Rumor'n bleew woll ſo 'n Stunn lang bi. Denn würr allens ſtill. So güng dat dree Nacht in de Möll. Dunn treckt de Borenleider wirer un weer mit den Möller ſien Schöndank tofreden.

De Möller richt' ſich de Möll werrer in un füng nu an to mohlen. Nachtens awer bleew he up de Obenbank bi liggen. So vergüng een Nacht, ſo vergüng'n twee, ſo vergüng'n ſöben Nachten. Dor kloppt dat üm de Spökſtunn an de Fenſterloden, un een Stimm frög dreemool van buten: „Möller, läwet june grote ſchwarte Katt noch?“ De Möller markt, dat de Kobold buten wer, un he antwoord dreemool: „jo, ſe läwet noch un het ſöben Jungen!“. Dunn geew dat buten een groten Knall, un 't ſtünk bet in de Stuw noh Tunner un Teer. Un van de Tied an keem de Kobold ni nich werrer. Un wenn de Möller nich ſtorben weer, denn läwt he hüt noch.

Schutz den wildwachsenden Pflanzen.

Von Dr. Walter Effenberger,
Regierungsrat in der Reichsstelle für Naturschutz.

„Heute wie einst ist die Natur in Wald und Feld des deutschen Volkes Sehnsucht, Freude und Erholung. Die heimatliche Landschaft ist gegen frühere Zeiten grundlegend verändert, ihr Pflanzenkleid durch intensive Land- und Forstwirtschaft, einseitige Flurbereinigung und Nadelholzkultur vielfach ein anderes geworden. Mit ihren natürlichen Lebensräumen schwand eine artenreiche, Wald und Feld belebende Tierwelt dahin. Diese Entwicklung war häufig wirtschaftliche Notwendigkeit; heute liegen die ideellen, aber auch die wirtschaftlichen Schäden solcher Umgestaltung der deutschen Landschaft klar zutage."

Wer die Gesetze kennt, die das Dritte Reich dem deutschen Volke geschenkt hat, weiß, daß diese Sätze im Vorspruch des Reichsnaturschutzgesetzes stehen, das von allen Freunden der Heimat sehnsüchtig erwartet und bei seiner Verkündung am 26. Juni 1935 freudig und dankbar begrüßt wurde. Dieses Gesetz wurde von der Reichsregierung beschlossen, weil sie, wie es in dem Vorspruch weiter heißt, „es als ihre Pflicht ansieht, auch dem ärmsten Volksgenossen seinen Anteil an deutscher Naturschönheit zu sichern". — Das ist ein feierliches Versprechen, das ist aber auch eine ernste Mahnung an uns alle, sich dieser Fürsorge würdig zu erweisen und an den Aufgaben des Naturschutzes tatbereit mitzuwirken.

Hierzu ist jeder Deutsche ohne Unterschied des Geschlechtes und des Alters in der Lage. Ganz besonders gilt dies im Hinblick auf den Schutz der wildwachsenden Pflanzen, die allen unseren Landschaften zur Zierde gereichen, leider aber vielfach noch immer den Zugriffen derer ausgesetzt sind, die — böswillig oder gedankenlos — von der bunten Pracht nehmen, ohne dabei an ihre Mitbürger zu denken. Alle Volksgenossen wollen draußen in der freien Natur grünende und blühende, nicht aber ihres schönsten Schmuckes beraubte Fluren schauen. Die wildwachsenden Pflanzen stehen allesamt unter dem Schirm des Gesetzes. Freilich ist der Schutz bei den einzelnen Arten verschieden. Ein schlichtes Gänseblümchen bedarf nicht des strengen Schutzes, der etwa dem Edelweiß der Alpen oder der Stranddistel der Ostseeküste zugebilligt ist. Und so lassen sich die wildwachsenden Pflanzen unseres Heimatlandes in vier Gruppen eingliedern.

Die erste Gruppe umfaßt die meistgefährdeten Arten, deren Bestände in den letzten Jahrzehnten immer mehr zurückgegangen sind. Der zweiten Gruppe sind Arten zugewiesen, die wohl noch häufig vorkommen, die aber der Gefahr der Ausrottung verfielen, wenn es erlaubt wäre, sie auszugraben. Zur dritten Gruppe sind alle die Arten zusammengefaßt, für die ein Verbot des Sammelns für den Handel oder für gewerbliche Zwecke besteht. Alle übrigen Arten sind der vierten Gruppe zugewiesen.

Wer das so liest, wird zunächst meinen, sich in den Bestimmungen der „Verordnung zum Schutze der wildwachsenden Pflanzen und der nichtjagdbaren wildlebenden Tiere (Naturschutzverordnung)" vom 18. März 1936[1]) nicht zurechtfinden zu können. Die Sache ist aber nicht so schlimm, wie sie aussieht. Vor allem muß darauf hingewiesen werden, daß in einem engeren Gebiet — wie etwa in der Uckermark — nur ein verhältnismäßig kleiner Teil der Pflanzenarten heimisch ist, mit denen sich die Naturschutzverordnung beschäftigt.

Das, was davon für den Kreis Prenzlau in Betracht kommt, soll in diesem Aufsatze Gegenstand der Besprechung sein.

In § 4 der Verordnung sind die vollkommen geschützten Arten und Gattungen von Pflanzen genannt, für die das Verbot gilt, sie zu beschädigen oder von ihrem Standorte zu entfernen. Man darf sie nicht pflücken, abschneiden oder abbrechen, noch viel weniger ausgraben, ausreißen, ausstechen oder sonstwie aus ihrer Verbindung mit dem Boden, in dem sie wurzeln, lösen. In nur 24 Nummern sind diese besonders bevorzugten Pflanzenarten und -gattungen zusammengefaßt. Nur einige wenige zählen zu den im Kreise Prenzlau beheimateten; von den übrigen sind auch nur etliche in der weiteren Umgebung des Kreises anzutreffen. So ist die Liste der hier zu behandelnden „völlig geschützten" Arten sehr kurz.

Von den Farnkräutern, die völlig geschützt sind, kommt höchstens der stattliche Königsfarn (Osmunda regalis) im Prenzlauer Kreise vor; gesehen habe ich ihn zwar noch nicht im Kreisgebiete, aber vielleicht hütet ein kreiseingesessener Pflanzenkundiger einen Standort. — Das Federgras (Stipa pamata) ist im Nachbarkreise, nämlich im Naturschutzgebiet Bellinchen heimisch. Dort schmückt es mit seinen langen, seidig behaarten Grannen die sonnendurchglühten Oderhänge. In Ungarn und in südosteuropäischen Ländern taucht es weite Fluren in schneeiges Weiß. — Der Türkenbund (Lilium martagon), der gern in Gärten gehalten wird, mag in der Uckermark vorkommen. Sicher aber zählt er dort zu den größten Seltenheiten, während er in vielen deutschen Gebirgswäldern häufiger ist. — Die Knabenkräuter oder Orchideen sind mit mehreren Arten in der Liste der völlig geschützten Pflanzenarten vertreten. An erster Stelle steht die schönste deutsche Orchidee, der mit einer wunderlich gestalteten Blüte ausgestattete Frauenschuh (Cypripedium calceolus). Diese Pflanze, die in unseren Mittelgebirgen, insbesondere auf kalkigem Boden, stellenweise noch zahlreich vertreten ist, gehört in Brandenburg zu den allergrößten Seltenheiten. Sie steht in einem herrlichen Waldgebiete des Angermünder Kreises in einigen wenigen Stücken, oder seien wir vorsichtiger, sie

[1]) Diese Verordnung wurde auf Grund des Reichsnaturschutzgesetzes erlassen. Sie umfaßt dreiunddreißig Paragraphen und trägt als alleinige Unterschrift die des Reichsforstmeisters Göring.

ſtand dort noch im Jahre 1936. Im Jahre 1937 hat ſie einer der beſten Kenner der brandenburgiſchen Pflanzenwelt nicht geſehen. Hoffen wir, daß er ſie nur überſehen hat! — In dem gleichen Walde wachſen zwei weitere völlig geſchützte Orchideenarten, das Weiße und das Rote Waldvögelein (Cephalanthera alba und rubra); mag ſein, daß ſie auch im Prenzlauer Kreiſe Heimatrecht haben. Aehnliches gilt auch von der blaßgelb blühenden, zart duftenden Kuckucksblume (Platanthera bifolia). — Die übrigen Orchideen-Arten, von denen einige im Kreiſe gedeihen, ſind nicht „völlig" geſchützt. Ihrer iſt nachher zu gedenken. — Ebenfalls im Angermünder Kreiſe, aber auch ſtellenweiſe jenſeits des Randowtales, ſteht das wundervolle Wald- oder Große Windröschen (Anemone silvestris), dem kalkiger Boden Lebensbedürfnis iſt. Man ſieht es bei Stolpe und bei Germersdorf, wo auch das prächtige Frühlingsadonisröschen (Adonis vernalis) wächſt, das dort unter dem Namen Tulpe bekannt iſt. Die weithin leuchtenden, buttergelben Blüten dieſer Pflanze ſchmücken die Oderhänge (bis in die Gegend von Frankfurt) aufs freundlichſte. — Ein Kind des Kreiſes Prenzlau iſt die Frühlingskühenſchelle (Pulsatilla pratensis), von der im Jahrgang 1932 dieſes Heimatkalenders („Die Wallberge bei Wilſickow") ſchon einmal die Rede war. — Häufig iſt in dem ſtellenweiſe an ſtehenden Gewäſſern reichen Prenzlauer Kreiſe die Weiße Seeroſe (Nymphaea alba). Man hört in Norddeutſchland oft die Frage, warum denn die ſo häufige Weiße Seeroſe völlig geſchützt worden iſt. Das geſchah, weil in ſehr großen Teilen Mittel- und Süddeutſchlands dieſes ſchöne und daher vielbegehrte Gewächs ſehr ſelten iſt. Darum durfte die Weiße Seeroſe auf der für das ganze Reich gültigen Liſte der völlig geſchützten Pflanzenarten nicht fehlen. — Soweit ich ſehe, kommt eine weitere ſtreng geſchützte Pflanze, der Gemeine Seidelbaſt (Daphne mezereum), der auch Kellerhals genannt wird, nur an einer einzigen Stelle des Kreiſes Prenzlau vor, und zwar im Walde von Klepelshagen. Im zeitigen Frühjahr bereits, wenn der Wald noch unbelaubt und der Boden noch nicht begrünt iſt, entfaltet der niedrige Strauch ſeine pfirſichroten Blüten; was Wunder, wenn dieſem Künder des Frühlings bisher ſo viel nachgeſtellt wurde! — In die Liſte der völlig geſchützten Pflanzenarten wurde auch der Gelbe Fingerhut (Digitalis ambigua) eingereiht, deſſen rotblühender Verwandter ſich als Gartenſchmuck großer Beliebtheit erfreut. In der Uckermark iſt der Gelbe Fingerhut nur ſehr vereinzelt anzutreffen. — Schließlich muß hier noch der Enzianarten gedacht werden. Die meiſten Enzianarten ſind zwar Kinder der Mittelgebirge und vor allem der Alpen; aber einige wachſen im Flachlande. Das gilt vor allem für den Lungen-Enzian (Gentiana pneumonanthe), deſſen bevorzugter Standort moorige Stellen ſind. Ihm gereichen die blauen Blüten der „Wunderblume" der Dichtung zur beſonderen Zierde.

Damit iſt aller völlig geſchützten Pflanzenarten gedacht, die im Prenzlauer Kreiſe und in ſeiner näheren Umgebung vorkommen oder doch vorkommen könnten. Man wird zugeben, daß ihrer nur wenige ſind und es daher jedem, der bemüht iſt, das Pflanzenkleid der Heimat kennen zu lernen, gelingen muß, ſich dieſe beſonders bevorzugten Arten einzuprägen. Freilich, eine bloße Beſchreibung, und ſei ſie noch ſo gut und erſchöpfend, kann dem Laien niemals eine durchaus klare Vorſtellung von dem Ausſehen einer geſchützten Pflanze vermitteln. Dazu gehört vielmehr, daß man ſie ſieht oder, wenn das nicht möglich iſt, ein wirklich naturgetreues Bild eingehend betrachtet.

Um dem Bedürfnis nach guten Abbildungen geſchützter Pflanzen entgegenzukommen und ihre Kenntnis in der Bevölkerung zu verbreiten, hat die Reichsſtelle für Naturſchutz (Berlin-Schöneberg, Grunewaldſtraße 6/7) im Jahre 1937 ein „Taſchenbuch der in Deutſchland geſchützten Pflanzen" herausgegeben. Den Pflanzenbeſchreibungen ſind 72 farbige Kunſtdrucktafeln nach naturgetreuen Farbzeichnungen, die eigens für dieſes Buch angefertigt wurden, beigegeben. Erſchienen iſt das Werk im Hugo Bermühler Verlag in Berlin-Lichterfelde. — Bemerkt ſei in dieſem Zuſammenhang, daß die Reichsſtelle für Naturſchutz in allen Fragen des Pflanzenſchutzes wie des geſamten Naturſchutzes überhaupt jedermann bereitwillig und unentgeltlich Rat und Belehrung erteilt[2]).

In § 5 der Naturſchutzverordnung vom 18. März 1936 ſind die „teilweiſe geſchützten" Pflanzenarten genannt. Die Liſte iſt kurz, ſie umfaßt nur neun Nummern. Davon gehen uns hier nur zwei an: 1. Maiglöckchen (Convallaria majalis) und 9. Himmelſchlüſſel, Primel (Primula), alle einheimiſchen Arten.

Maiglöckchen und Primeln kommen maſſenhaft im Kreiſe Prenzlau vor: man könnte deshalb meinen, es ſei überflüſſig, dieſe Pflanzen zu ſchützen, wie es § 5 tut, in dem es heißt: „es iſt verboten, die unterirdiſchen Teile zu beſchädigen oder von ihrem Standorte zu entfernen". — Und doch iſt es nötig geweſen, dieſe Beſtimmung in die Verordnung aufzunehmen, iſt doch in manchen Teilen Deutſchlands in ſo rückſichtsloſer Weiſe in die Beſtände der Maiglöckchen und der Primeln eingegriffen worden, daß ſie mit Stumpf und Stiel ausgerottet worden ſind.

Nicht verboten iſt es, Maiglöckchen und Himmelſchlüſſel zu pflücken. Doch iſt es durchaus ratſam, hierbei nicht allzu unbeſcheiden zu verfahren, weil man ſonſt gegen die Beſtimmung des § 1 der Naturſchutzverordnung verſtößt, die beſagt, daß es verboten iſt, wildwachſende Pflanzen mißbräuchlich zu nutzen oder ihre Beſtände zu vernichten (wozu beſonders die offenſichtlich übermäßige Entnahme von Blumen und Farnkräutern gehört).

Von der Gattung Himmelſchlüſſel, Schlüſſelblume oder Primel (Primula) ſind im Prenzlauer Kreiſe beheimatet die Echte Primel (Primula officinalis) und die Mehlprimel (Primula farinosa). Während die Echte Primel an ihren dunkelgelben, mit orangefarbenen Flecken verſehenen Blüten erkennbar iſt, trägt die Mehlprimel roſa bis hellpurpur gefärbte Blüten, und ihre länglichen Blätter erſcheinen auf der Unterſeite wie dicht mit Mehl überpudert. Die Echte Primel iſt ſehr häufig im Kreiſe — „gemein", wie ſich der Pflanzenkundige ausdrückt —, die Mehl-

[2]) Die Kreiseingeſeſſenen können ſich auch an den Kreisbeauftragten für Naturſchutz im Kreiſe Penzlau, Herrn Kreisausſchuß-Bürodirektor Fürſtenau, Prenzlau, Landhaus, wenden.

primel ist dagegen auf ein oder vielleicht zwei Standorte beschränkt[3]).

Fassen wir das bisher Vorgetragene kurz zusammen: es ist verboten, die Pflanzen der ersten Gruppe zu beschädigen oder von ihrem Standort zu entnehmen, von denen der zweiten Gruppe die unterirdischen Teile zu beschädigen oder von ihrem Standort zu entnehmen.

Diese Bestimmungen allein reichen aber für einen wirksamen Schutz noch nicht aus. Darum ist in § 6 ein „Verkehrsverbot" ausgesprochen, d. h. es ist verboten, völlig geschützte Pflanzen oder Teile von solchen (Blüten, Blätter, Wurzeln, Knollen usf.) und die unterirdischen Teile der teilweise geschützten Pflanzen „frisch oder trocken mitzuführen, zu versenden, feilzuhalten, ein- oder auszuführen, sie anderen zu überlassen, zu erwerben, in Gewahrsam zu nehmen oder bei solchen Handlungen mitzuwirken". Das sind gewiß strenge Bestimmungen, aber sie sind, wie die Kenner bestätigen, nötig, um eine lückenlose Ueberwachung und Durchführung des Schutzes zu ermöglichen.

Im übrigen ist auch der Eigentümer oder der Nutzungsberechtigte eines Grundstückes, auf dem geschützte Pflanzen wachsen, an die hier mitgeteilten Vorschriften gebunden, es sei denn, daß solche Pflanzen oder Teile davon bei der ordnungsmäßigen Nutzung des Bodens, bei Kulturarbeiten oder bei Bekämpfung von Unkraut oder von Schädlingen vernichtet oder beschädigt werden (§ 1, Absatz 2). Demnach darf ein Bauer, auf dessen Wiese eine geschützte Pflanze steht, diese nicht ausrotten, und wenn sie — etwa bei Bodenverbesserungsarbeiten — ihres Zusammenhanges mit dem Boden beraubt wird, dann darf er sie nicht in den Handel bringen, er darf sie auch nicht verschenken. Es gilt eben, „die Heimatnatur als ideelles Gut vor unnützer Zerstörung zu bewahren und gleichzeitig alle Volksgenossen zur rechten Achtung vor der lebenden Natur ihrer Heimat zu erziehen".

Nun wird hin und wieder die Auffassung vertreten, die strengen Bestimmungen der Naturschutzverordnung brächten vielen ärmeren Volksgenossen, die sich früher aus dem Handel mit wildwachsenden Pflanzen geschützter Arten einen zusätzlichen Erwerb verschaffen konnten, fühlbare wirtschaftliche Nachteile. Dieser Meinung ist aber die Tatsache entgegenzuhalten, daß die Naturschutzverordnung nicht jeden Handel mit geschützten Pflanzen schlechthin untersagt, daß sie vielmehr den Handel mit Pflanzen geschützter Arten zuläßt, sofern diese im Inlande durch Anbau gewonnen sind. Freilich muß der Erzeuger wie auch der Wiederverkäufer sich darüber ausweisen, daß die Pflanzen, die er an den Mann bringen will, tatsächlich durch Anbau gewonnen, d. h. in einem gärtnerischen Betriebe „unter Aufwand besonderer pflegerischer Handlungen gewerbsmäßig gezogen worden sind".

Wichtig nun für jeden, der Blumen, Heilkräuter, Farne usf. oder auch nur deren Blüten, Blätter oder unterirdische Teile sammeln will, um damit zu handeln oder sie gewerblich zu verarbeiten, ist die Kenntnis der Bestimmung des § 9 der Naturschutzverordnung, wonach hierfür ein Erlaubnisschein erforderlich ist, den die Ortspolizei- oder die Forstbehörde für die Dauer eines Kalenderjahres ausstellt. In einem solchen Schein ist vermerkt, wo gesammelt werden darf und welche Pflanzen genutzt werden dürfen.

Gewisse Pflanzenarten dürfen für solches Sammeln nicht oder nur dann freigegeben werden, wenn sie in einer Gegend besonders häufig vorkommen.

Von den hierher gehörigen Arten sind einige auch im Kreise Prenzlau beheimatet.

Das trifft zu auf den allbekannten Wacholder. Seine Beeren sind allerdings von dem Sammelverbot ausgenommen. Ein Verbot des Sammelns für den Handel oder für gewerbliche Zwecke besteht auch für die in Nadelwäldern hier und da anzutreffenden Bärlapparten (Lycopodium). Manche Arten, wie besonders der Keulenbärlapp, wurden früher in so großen Mengen für die Zwecke der Kranzbinderei in die Berliner Markthallen und von da weiter in die Blumengeschäfte gebracht, daß die Gefahr der Ausrottung dieser Pflanze für weite Gebiete und Berlin befürchtet wurde und sie daher unter völligen Schutz gestellt werden mußte. Trotzdem wurde munter weiter mit Bärlapp gehandelt, und wenn die Händler wegen ihres verbotenen Tuns gefaßt und zur Rede gestellt wurden, so suchten sie sich mit der Behauptung aus der Klemme zu ziehen, was sie verkauften, sei ja gar kein Bärlapp, sondern „Schlangenmoos". Aus dieser und mancher ähnlichen Erfahrung hat der Gesetzgeber gelernt, und so stehen in der Naturschutzordnung vom 18. März 1936 neben der wissenschaftlichen Bezeichnung Lycopodium beide Namen: Bärlapp und Schlangenmoos.

Den gleichen Vorzug wie Wacholder und Bärlapp genießen die allbekannten Schwertlilien, von denen die gebblühende auch an den Seen der Uckermark oft in beträchtlichen Mengen wächst, ferner alle einheimischen Arten Knabenkraut, von denen als im Kreise Prenzlau nicht selten das Breitblätterige und das Sumpfknabenkraut (Orchis latifolia und O. palustris) genannt seien. Jenes findet der Pflanzenfreund vielfach auf Wiesen, dieses ist beispielsweise dicht am Uckersee bei Zollchow zu sehen. Wenn hier weiter die Trollblume (Trollius europaeus) genannt wird, so mag sich wohl mancher Leser daran erinnern, daß diesem schönen Gewächs im Jahrgang 1932 unseres Kalenders in dem Aufsatze „Zwei seltene Pflanzen in der Uckermark und ihr Entdecker" ein Abschnitt gewidmet war. Auch von dem Leberblümchen (Hepatica trilota), das in diesem Zusammenhange genannt werden muß, war im Prenzlauer Heimatkalender schon die Rede (Jahrgang 1929, Seite 46). Den seltsamen Rundblätterigen Sonnentau (Drosera rotundifolia) gibt es ebenfalls im Prenzlauer Kreise. Seltsam ist er wegen seines Vermögens, kleine Kerbtiere, wie Mücken und Fliegen, manchmal aber auch größere Insekten festzuhalten und zu verdauen. Von diesem „Ernährungssonderling" schrieb der Verfasser im vorigen Jahrgange (Seite 149). Den Reigen der Pflanzen, die für den Handel oder für gewerbliche Zwecke nicht gesammelt werden dürfen, möge der Sumpfporst (Ledum palustre) beschließen. Sein Name gibt über den Standort Auskunft. Der Sumpf-

[3]) Vergleiche den Aufsatz „Eine Alpenblume im Kreise Prenzlau", Jahrgang 1933, Seite 133.

porst ist am besten bekannt als „Mottenkraut“. Noch heute gilt er als Mittel gegen Mottenfraß. Unter den sonst so hellen Berliner Hausfrauen gibt es nicht wenige, die auf Mottenkraut schwören und daher von diesem würzig duftenden Strauch einen Strauß in den Kleiderschrank hängen oder in die Pelzkiste legen. Ins Fäustchen lachen sich dabei die Mottenkrauthändler aus der Niederlausitz — dort ist das Mottenkraut in manchen Wäldern ein lästiges Forstunkraut und darf daher gesammelt werden —, die ihre Ware in Berlin reißend los werden. Wenn ich den begeisterten Mottenkraut-Freundinnen sage, daß sie den Groschen für das Sträußchen lieber sparen möchten, dann predige ich meist tauben Ohren. Aber mich tröstet die Hoffnung, daß ich bei den Hausfrauen des Prenzlauer Kreises mit meiner These mehr Glauben finden werde.

Mit dieser Verbeugung verabschiede ich mich für dieses Jahr von den Leserinnen und Lesern des Prenzlauer Heimatkalenders. Ich tue das in dem Wunsche, daß diese Zeilen sie alle anregen möchten, die Maßnahmen zum Schutze der blühenden und grünenden Schätze unserer Heimat nach Kräften zu unterstützen.

Heimgefunden.

Eine Skizze von Adolf Meineke.

Vom ewigen Zauber der deutschen Kleinstadt fühlte Ewald Brauer heute einen kleinen Schimmer. Wie konnte er sie nur vergessen haben die Stätte, die ihm Jugend und Jugendglück gegeben hatte.

Heute klopfte sie wieder an sein Herz, heute fühlte er wieder seine Verbundenheit mit ihr.

Wie wohl das tat!

Diese göttliche Ruhe, dieser stille Lebensklang, gleich bleibend und nicht hastend, war ihm wie ein Märchen.

War das Wirklichkeit? — — — —

Ewald Brauer schritt in seligem Entzücken die Straßen auf und ab, auf und ab. Und stiller wurde es in seiner Brust. Dreißig Jahre hatte er von diesem Reichtum nichts gemerkt, dreißig Jahre lebte er in einer anderen Sphäre, die das leise, aber ewige Klingen einer Kleinstadt nicht vernahm.

Die friedlichen, stillen Häuschen blinzelten sorglos in den Tag. An ihren Fenstern grüßten wohlgepflegte Blumen. —

Der Atem einer Kleinstadt, das fühlte Ewald Brauer, hatte etwas Ewiges, Unvergängliches. — Und so schritt er seinen Weg, und jeder Schritt auf heimatlicher Stätte machte ihn sicherer und ruhiger zugleich. Hier war das Haus, in dem er die Augen zum erstenmale aufgeschlagen zu seinem Lebensweg, das Haus, in dem Vater und Mutter sie zum letztenmale geschlossen hatten.

Dort war die Schule, die den wilden Knaben zum Leben gezügelt hatte, dort die Kirche, die ihn hinaus geschickt hatte ins rauhe Land der Tat. — —

Ewald Brauer schritt immer weiter, immer weiter schritt er. Nun war er nicht mehr allein. Erinnerung schritt mit ihm an seiner Seite. Sie tat ihre Tore weit auf, denn nirgends war sie für ihn mehr zu Hause, als in den Mauern dieser Stadt. Dort war der Friedhof. Namen über Namen verschlang sein Auge, die seinem Leben einmal frohe Sonne waren. Hier stand er nachdenklich, dort liebkosten seine Augen einen Namen in erwachtem Gedenken gegenseitigen Erlebnisses. Dann stand er vor den Grabstätten seiner Eltern.

Dreißig Jahre waren zwischen dem Damals und dem Heute. Dreißig Jahre ohne Heimat! — Auf eine einsame Bank setzte sich Ewald Brauer. Lange saß er nicht allein. Ein zögernder Schritt hatte sich seiner Bank genähert, auf der er saß, eine zitternde Hand hatte die Lehne dieser Bank erfaßt. Ein fragender Blick flog zu Ewald Brauer. Der Spaziergänger ließ sich nieder an seiner Seite. Dann wurde von dem Hinzugekommenen das Schweigen gebrochen.

„Auch einmal daheim?“

Ewalds Brust zitterte.

„Seit dreißig Jahren wieder einmal!“

„Und fühlst du dich nun fremd hier?“

„Es war ein uralt-ewiges Lied, das mir meine Heimat sang.“

„Und weißt du noch, wie wir als Knaben mit frohem Mut die Stadt durchtobten?“

Ewald Brauer lauschte . . . . .

„Und weißt du noch, wie oft wir jubelnd durch die Feldmark zogen, wenn roter Mohn und Winde sich im Roggen schaukelten.

Weißt du noch, wie wir den See durchschwammen? — — — —

Wie erste Sehnsucht unsere Brust durchwallte? — — — Weißt du das alles noch?“

„Ein ehrgeiziges Leben hatte alles mir geraubt: Erinnerung — — — Jugendglück — — — und Heimat. — — —

Heute fand ich segnend alles wieder.“

An Ewald Brauers Seite saß ein Spielgefährte seiner Jugend. Sie hatten sich erkannt.

„Mich hat das Leben auch gepackt. — — Doch treu bin ich der Heimat stets geblieben. — — — — Und meine letzten Tage werden mir so leicht, weil Heimaterde mich erwartet.“ — — —

Der Spaziergänger hatte sich erhoben. Ewald Brauer war wieder allein. In seinem Ohre aber klangen noch die Worte: Doch treu bin ich der Heimat stets geblieben. — — — Und Ewalds Seele schrie: „Hierbleiben — — hierbleiben, nicht mehr fortgehen.“

Innenansicht des HJ.-Heims.

HJ.-Heim in Brüssow.

Von Ernst Fürstenau. / Aufnahmen von Phot. Burow-Brüssow.

„Wer kämpft hat Recht,
wer nicht kämpft
hat alles Recht verloren!"
(Inschrift im HJ.-Heim Brüssow.)

Der HJ. in Brüssow wurde ein würdiges Heim geschaffen. Die Uebergabe fand am 1. November 1936 statt.

Der Feier im Heim selbst ging eine Veranstaltung auf dem Marktplatz voraus, an der die Bevölkerung aus Stadt und Land in großem Umfange teilnahm. Als Ehrengäste waren u. a. erschienen: Generalfeldmarschall von Mackensen, Landrat Dr. Conti, Prenzlau, der damalige Kreisleiter der NSDAP., Bürgermeister Fahrenhorst, Prenzlau, Oberarbeitsführer Sommer, Prenzlau, SA.-Sturmbannführer Müller, Wittenhof, Bürgermeister Burow, Brüssow.

Die Gliederungen der HJ. — Hitlerjugend, Jungvolk, BdM. und Jungmädel —, die auf dem Markt Aufstellung genommen hatten, standen unter dem Kommando des Bannführers Sasse.

Der Führer des Gebietes Kurmark, Gebietsführer Werner Kunth, hielt eine Ansprache, in der er etwa ausführte:

„Dieser Tag ist für uns Jungen ein Fest. Er soll aber für uns alle mehr sein als nur die Uebergabe des Namens unseres verehrten Generalfeldmarschalls von Mackensen an die Gefolgschaft Brüssow der HJ. Dieser Tag soll beispielhaft dafür sein, daß wir alle den Namen des Mannes im Herzen tragen wollen, den wir als Kämpfer in vielen Schlachten — ich möchte sagen, durch das Schicksal für uns Jungen aufbewahrt — als Beispiel eines großen Helden vor uns haben. An ihm wollen wir lernen. Er ist einer der Besten, und allezeit sollen die Besten der Jugend voranstehen.

Ihr fandet Euch einst in neuem Glauben, als Adolf Hitler rief, weil Zucht und Ordnung und Anstand in Euch waren, und weil das Blut der zwei Millionen Toten des Weltkrieges in Euch fortlebt. Ihr sollt das, was in Euch ist, keimen und wachsen lassen, damit Deutschland im Frieden wie im Kriege viele anständige Unteroffiziere und viele anständige Mannschaften hat, die es in Zukunft unmöglich machen, daß Deutschland nach siegreichen Schlachten einen Krieg verliert. Noch immer ragten große Menschen aus der Vergangenheit heraus und hinein in die Gegenwart. Ohne sie hätten wir uns nicht finden können. Dieser Tag soll daher ein Bekenntnis dazu sein, daß wir groß und heilig von der Generation denken, der unsere Eltern angehörten. Mit dem Blick auf Adolf Hitler und durch das Blut unserer Eltern haben wir die Verpflichtung, allein den Weg zu gehen, der Deutschland dient.

Und Euch von der Gefolgschaft Brüssow erwächst eine doppelte Verpflichtung. Nichts seid Ihr ohne die Männer, die vor Euch Deutschland stark machten. Ihr sollt Euch immer des Mannes wert zeigen, dessen Namen Ihr auf den Achselstücken tragt. Und Euch allen soll selbstverständlich sein: wir kennen nichts anderes als Deutschland und Adolf Hitler. Als Jungen und später als Männer und Soldaten sollt Ihr Deutschland dienen, und wenn es sein muß, im Sterben.

Wir grüßen den Generalfeldmarschall von Mackensen."

Der Generalfeldmarschall schritt darauf in Begleitung des Gebietsführers, des Bannführers und der Führer der einzelnen Gliederungen die Front der Einheiten ab. Alsdann sprach er selbst zu der Jugend:

„Meine liebe Jugend! Ich danke Eurem Führer für die aus warmem Herzen gesprochenen Worte, die, so hoffe ich, wie mich, so auch Euch ins Herz getroffen haben. Dankbar bin ich für die Worte, die bekennen, daß Ihr als Söhne von Vätern, die das Gewaltigste getan haben, was ein Volk für sein Vaterland tun kann, den Geist dieser Väter tragt."

Zu der Gefolgschaft Brüssow gewandt:

„Ihr seid dazu berufen, meinen Namen zu führen, und ich gebe mit Vertrauen meine Genehmigung dazu. Als ich Euch in die Augen sah, da wurde ich gewiß, daß Ihr dem Namen keine Unehre machen wollt. Ich bin sicher, daß Ihr es mit Freude begrüßt habt, daß der Führer dem deutschen Volke die allgemeine Wehrpflicht wiedergab und die neue Armee, die Euch fortbilden soll. Ich weiß Euch nichts Besseres ans Herz zu legen, als der bedeutendsten Persönlichkeit der Gegenwart, dem Führer Adolf Hitler, allzeit zu dienen. Dies bekräftigt, indem Ihr mit mir ruft: Adolf Hitler, Sieg-Heil!"

Das Deutschland- und das Horst-Wessel-Lied grüßten den Führer.

Im Anschluß an die Kundgebung auf dem Markt fand die Feier in dem HJ.-Heim statt. Generalfeldmarschall von Mackensen ergriff hier nochmals das Wort und gab dem Heim zur Weihe den Wunsch mit, daß in ihm immer der Geist lebendig sein möge, der aus den auf dem Marktplatz gesprochenen Worten leuchtete, und daß die Jungen erzogen werden möchten in Gottesfurcht und Ehrfurcht vor der großen Vergangenheit unseres Volkes, um sie so fähig zu machen, jeden Kampf zu bestehen. Als besonderen Ausdruck seines Vertrauens übergab der Generalfeldmarschall der Gefolgschaft Brüssow sein Bild.

Landrat Dr. Conti gedachte in ehrender Weise der großen Taten des Generalfeldmarschalls und überreichte der HJ. für ihr neues Heim zwei in Holz geschnitzte Tafeln — ein Geschenk des Kreises Prenzlau —, auf denen sämtliche Schlachten, an denen der Generalfeldmarschall teil hatte, verzeichnet sind. Diese Tafeln sind ein besonderer und würdiger Schmuck des Heimes.

Der Kreisleiter der NSDAP. übergab der HJ. das Werk des Führers „Mein Kampf". Bürgermeister Burow überreichte namens der Ortsgruppe Brüssow der NSDAP. ein Bild des Führers. Der Generalfeldmarschall sowie die Stadt Brüssow haben sich im übrigen durch Stiftung erheblicher Barbeträge an den Kosten der Errichtung des Heimes beteiligt.

Die Feier fand einen würdigen Abschluß durch einen Vorbeimarsch der Gliederungen vor dem Generalfeldmarschall von Mackensen.

Tafeln, auf denen sämtliche Schlachten, an denen der Generalfeldmarschall teilgenommen hat, verzeichnet sind. / Geschenk des Kreises Prenzlau. / (Die Tafeln wurden von dem Holzbildhauer Max Kowalske in Frankfurt/Oder gefertigt.)

Der Grenzſtreit zwiſchen Strasburg und Kreckow.

Nach einem Zeugenverhör aus dem Jahre 1746.

Von G. Schulz, Strasburg Um. (Wilhelmsburg).
Zeichnung vom Verfaſſer.

Wenn man von Strasburg nach Kreckow geht, ſtößt man bei halbem Weg auf die mecklenburgiſche Grenze. — Der Wald ſchiebt ſich von links immer näher an den Weg; der Fichtenbeſtand des Schmiedeberges wogt als tiefgrüne Welle aus dem Hochwald und läuft drüben zu Tal. Die Waldkanten kommen in ſpitzem Winkel aufeinander zu und begegnen ſich auf halber Höhe.

Dort, an den letzten Fichten beginnt der Grenzrain. Es iſt, als wenn aus dem grünen Meer der Wipfel ein ſchmales Rinnſal weiterſickert, in die Wieſen und Felder hinein. Alte Eichen breiten ihre Kronen über dichten Dorn. Die Hecke iſt ein Stück Heimat, das nicht Menſchen geſchaffen haben, ſondern der Herrgott ſelber; darum iſt ſie ſo ſchön. Der Menſch hat nur wachſen laſſen, was wachſen wollte. Höchſtens, daß er von den Feldern Steine abgefahren hat und ſie hineinwarf. Die liegen blank zwiſchen dem Rankengewirr von wildem Hopfen und Jelängerjelieber und rieſigen Klettenſtauden. Im Sommer ſonnt ſich die Eidechſe darauf. Bei Neuſchnee ſpürt man den Marder dazwiſchen. — An ſchmalen Stellen durchbricht ein Wildwechſel die Hecke. Manchmal ſtehen darauf die Fährten von Hirſch und Sau; die Rehe ſind ſtändige Gäſte, der Fuchs ſchnürt oft vorbei und trifft ſich bisweilen mit dem Dachs. — Wenn der Dorn blüht und grün iſt, kann man nicht einmal hindurchſehen. Er hütet die tauſend Vögel, die darin brüten, wie ein Geheimnis, das ſich nur in abertauſend Liedern verrät.

Die Grenze quert den Weg und wandert am Rand der Cavelau entlang. — Das iſt eine Wieſe, ein paar hundert Morgen groß, die ſich bis dicht an den Lauenhagenſchen See heranzieht. Im Frühjahr gleicht ſie oft ſelbſt einem See. Dann liegen die Gänſe zu Hunderten und Wildenten zu Tauſenden darauf, der Reiher fiſcht darin, und drüberweg ziehen Kraniche und Schwäne. Wochenlang, vom März bis in den Mai, dauert dies bunte Vogelleben, bis die Kraniche endgültig weitergezogen ſind, die Gänſe im Schilf brüten und das Waſſer in der Cavelau ſich verlaufen hat.

Es ließe ſich ein ganzes Buch voll erzählen von der Schönheit dieſes Stückchens Erde. Aber das iſt nicht der Zweck dieſer Seiten. Ich wollte nur andeuten, wie es mir ans Herz gewachſen war. Und das Herz tat ein paar raſche, erwartungsvolle Schläge, als ich in einem alten Schriftſtück auf Namen ſtieß, die mir von dorther vertraut waren.

Ich ſaß im Archiv des Strasburger Rathauſes und ſuchte nach Unterlagen für die Geſchichte unſeres Hofes. Dabei ſtieß ich auf ein Aktenſtück mit einem endlos langen Titel:

„Zeugen — Rotulus in Sachen des Königl. Preuß. Herren General Majors von Biſſing zu Kreckow im Mecklenburgiſchen, Producenten, wieder den Magiſtrat und das Falkenb. Bau Gewerk der Königlichen Preuß. in der Uckermark belegenen immediat — Stadt Straßburg, Producten, in pto. ſtreitiger Grentzen."

Das Falkenberger Baugewerk — das war das Ackerland, auf dem nach der Separation von 1840 unſer Hof aufgebaut wurde. Ich fing an zu leſen — und kam eine Stunde zu ſpät zum Mittag nach Hauſe. Ich lieh das Schriftſtück aus, ſonſt wär' mir's noch des öfteren ſo gegangen. Und dann ſaß ich Abende lang und ließ das Geſchehen dieſes Grenzſtreites vor mir abrollen.

Das Aktenſtück enthielt Zeugenverhöre vor einer Kommiſſion, die 1746 zur Beilegung des Streites eingeſetzt war.

Um eins vorwegzunehmen: Das Urteil erfuhr ich aus dieſem Verhör nicht. Es konnte aber auf Grund der Ausſagen nicht zweifelhaft ſein und war ja auch durch den heutigen Verlauf der Grenze gegeben: Der Generalmajor v. Biſſing hatte recht bekommen.

Damit ging der Streit-Ort in einer Größe von etwa 150 Morgen endgültig an Mecklenburg.

Die Entſcheidung iſt aber damals noch nicht erfolgt. Auf einer Flurkarte des Rittergutes Kreckow vom Jahr 1757 iſt das Gebiet noch als Streit-Ort genannt. Auch fand ich im Archiv einen Brief des Generalmajors v. Biſſing, in dem er erneut um Klärung der Grenzfrage erſucht.

Auf die Klage des Gen. v. B. hin fand vom 25. bis 28. April 1746 ein Zeugenverhör in Kreckow ſtatt. Die Preußiſche Seite vertraten die Obergerichtsräte Grundmann und Berndes, als „gelehrter beyſtand" des Strasburger Magiſtrats der Obergerichtsadvokat Straßburgen aus Prenzlau; die Mecklenburgiſche die Kammerräte Brunſich und Köttnitz, als Anwalt des Klägers der Syndikus Gottſchee aus Neubrandenburg.

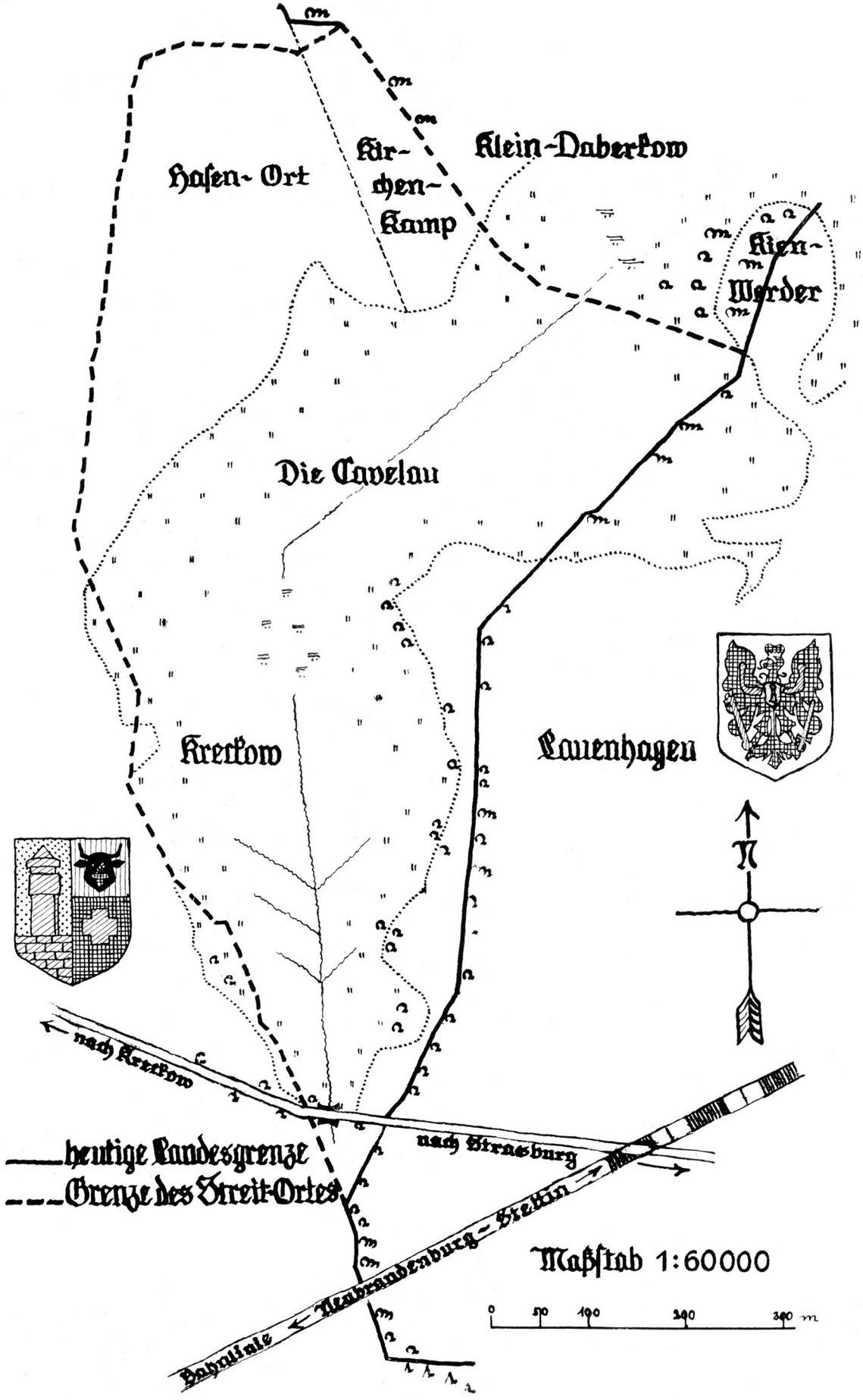
Die 10 Zeugen, die der Kläger in ſeiner Sache namhaft gemacht hatte, waren Kreckower Bauern und alte Leute, die vor Beginn des Streites als Tagelöhner oder Hirten in der Cavelau ihre Arbeit taten. Es waren darunter auch die beiden Söhne und ein Bruder des David Brüſch, der als erſter Siedler auf dem Strasburgſchen Lauenhagen den Buſch gerodet hatte.

Aus den Ausſagen dieſer Zeugen ſollte ſich ein klares Bild ergeben, wie man es in früherer Zeit mit der Grenze gehalten hatte.

Die Strasburger erhoben Gegenklage, und vom 20. bis 24. Mai 1746 vernahm die gleiche Kommiſſion in Strasburg von neuem eine Reihe Zeugen. Diesmal waren es Bauherren und Ackerbürger des Falkenberger Baugewerks, der Förſter aus Badreſch und der Verwalter von Klein-Daberkow.

Aus dem Für und Wider der Ausſagen ergibt ſich:

In der erſten Zeit nach 1700 begann der geſchloſſene Waldbeſtand ſchon am Bollbach, etwa 3 km von der Stadt. Bis dahin ging das Acker- und


Hasen-Ort
Kirchen-Kamp
Klein-Daberkow
Klein-Werder
Die Cavelau
Kretkow
Lauenhagen
N
nach Kretkow
nach Strasburg
heutige Landesgrenze
Grenze des Streit-Ortes
Bahnlinie Neubrandenburg-Stettin
Maßstab 1:60000
0 50 100 200 300 m

Weideland des Falkenberger Baugewerks. Doch ist das damals wohl schon mehr Busch als Hochwald gewesen, denn als ein Merkmal der Grenze wird später ausdrücklich angegeben, daß das Kreckower Holz höher war und „mehr sey geschonet worden".

Das Kämmereigut Lauenhagen ist stets unter dem Namen „der Lauenhagen" genannt, muß also damals auch bewaldet gewesen sein. Uebrigens gab es nicht nur einen Strasburgschen, sondern auch einen Schönhausenschen Lauenhagen.

Inmitten dieses Waldes lag die Cavelau. Sie war mit verstreutem Buschwerk bewachsen, hauptsächlich wohl mit den runden Weidenbüschen, die sich heute noch vereinzelt dort finden. Soweit es ging, ließ sie der Verwalter von Kreckow mähen; was er nicht für sich brauchte, verpachtete er den Bauern oder an Strasburger Bürger. So hatte 1722 der Schlächter Johann Boek dort für 2 rthl. Wiese in Pacht. Zur Mitte hin wurde der Grund naß, auch lagen Springe — quellige Stellen — darin. Dort wurde das Vieh gehütet, soweit es der Wasserstand zuließ.

Nach 1710, als das Vorwerk Lauenhagen gerodet war, wurde das Weideland in der Nähe der Stadt knapp, und das Falkenberger Baugewerk hütete gleichfalls so weit hinaus; in den Zeugenaussagen tauchen Rinder-, Schweine- und Schafherden aus Strasburg auf. Mit der Grenze nahm man es nicht so genau. Das Vieh lief durcheinander und die Hütejungens nicht minder. Ihnen kam es nicht zum Bewußtsein, daß die Herren auf beiden Seiten Anspruch auf den Grund erhoben. Es war ein großer Friede um das Bruch.

Besitzer von Kreckow war damals der junge Herr v. Raven, für den ein Herr v. Brockhusen als Vormund bestellt war.

Etwa 1716 ließ der Verwalter Rittmann im Hasen-Ort (s. Karte!) eine Koppel anlegen und jagte seine Pferde hinein. Das ging ein paar Jahre gut. Der Zaun wurde regelmäßig ausgebessert, und niemand nahm Anstoß daran.

1720 kam der erste Zweifel am Nutzungsrecht auf: Die Strasburger pfändeten den Kreckowern die Mastschweine, die in die Cavelau getrieben waren. Es fand eine Zusammenkunft statt, „ . . Wo bey Herr v. Brockhusen und der H. Obrist Leutnant v. Dewitz, ein Schwager des H. v. Raven, sich eingefunden, bey welcher gelegenheit der Straßburgische Kuhhirte den Kreckower Weg entlang aus dem Holtze in daß Cavelow Bruch bey der Brücke getrieben und gehütet. Da dan der H. v. Dewitz dieses Straßburger Vieh zurück treiben laßen wollen, worauf aber die gegenwertigen Straßburgsche burger erwiedert, wie sie gewalt mit gewalt vertreiben wurden, der H. v. Brockhusen auch eingeredet und gesaget: „Herr Bruder, daß gehet nicht an! . . ."

Es traf sich, daß der Verwalter Rittmann im Winter 1722/23 viele Fuhren für die Kirche und andre Bauten in Kreckow zu leisten hatte „ . . . und darob versäumet Sträuche anfahren zu laßen und im Früh Jahr habe ihn die Feld-Arbeit übereilet, daß er nicht dazu kommen können. Worauf die Bewehrung der Koppel verfallen und die Straßbürger sich angemaßet in dem Haßen-Ort zu hüten, da den der Streit sein rechten und Eigentlichen anfang genommen . . .".

Die Kampfzeit begann. Genau genommen damit, daß der Bäckermeister Christoph Flatow, damals Bauherr des Falkenberger Baugewerks, . . „ . . nach eingeholter Belehrung vom Burge-Meister Hering auf den Pfingstabend 1723 mit sämptlichen Pfärden des hiesigen gewerkes die Köppel nicht nur außhüten, sondern auch den Knück (Zaun) zerreißen lassen, worauf es zur Klage gekommen und daß Falkenbergsche Baugewerk beym Besitz des Streitorths gerichtlich geschützet worden . ."

Dieser Schutz scheint indessen einseitig gewesen zu sein. Auch Herr v. Raven klagte in Prenzlau, ohne daß eine Entscheidung fiel. Der Kampf ging weiter, und die Hütejungen verprügelten sich. . . „ . . wie der Streit schon angegangen, hatten die Straßbürger an zehn Orten mitten in der Cavelau, wo Springe sind, mehen laßen, der Verwalter Rittman aber solches heuen lassen..."

Die Strasburger konnten sich rächen:

. . „ . . wan der Walk-Müller zu Straßburg daß Waßer im Lauenhagenschen See aufhalte, staue sich solches in der Cavelau und sey daher zu Früh-Jahrs zeiten diese gemeiniglich gantz blank . . ."

Der 4. August 1726 war ein Großkampftag: Die Strasburger brachten alle Pflüge des Falkenberger Baugewerks zusammen — es waren vierundvierzig! —, drangen mit Gewalt auf den raumen Acker hinter der Koppel im Hasenort, pflügten ihn dreischarig und säten Roggen.

Es kam aber mit dem Roggen genau so wie mit dem Gras: Als er reif war, ließ ihn der Herr von Raven mähen und fuhr ihn in seine Scheunen. — Seitdem lag der Acker brach.

Das Maß war nun so weit voll, daß eine Grenzbesichtigung abgehalten wurde (1727).

Dicht am Wege von Kreckow nach Strasburg lag ein Steinhaufen, den die Kreckower als Grenzzeichen ausgaben. Die Grenze sollte von dort ungefähr in gerader Linie auf den Hasenort zugehen.

Die Kommission kam den Weg von Kreckow herunter. Die Herren gingen langsam. Es muß wohl heiß gewesen sein, denn einer der Zeugen hatte ins Dorf zurück und Bier holen müssen. Einige Bauern und die Strasburger Ratsherrn Wachwitz und Feuckert waren voraus und fingen an, den Hügel aufzuhacken. Feuckert sagt davon:

. . „ . . es sey nicht als ein rechter Hügel, sondern alß ein alter Wind-Sturtz, folglich allerdings bewachsen, gewesen, welchen der nun verstorbene Brüsche auf Testis Verlangen aufgehacket; und wie er zwey Biß 3 Mahl gehacket, gleich ein Sunder-Stein (Zunder-, Feuerstein, altes Erkennungszeichen der Grenzhügel),

einer Faust groß, gefunden, Worauf Testis mit weitern Hacken einhalten laßen, Biß Commißary dazu gekommen, in derer gegen-Wart dieser gantze Hügel umgehacket und visitiret. Aber weiter nichts gefunden worden.."

Als das Verhör stattfand, lag dies Geschehen fast 20 Jahre zurück. Es sagt tatsächlich jeder Zeuge etwas anderes. Die Kreckower: es sei ein regelrechter, mit Moos bewachsener Grenzhügel gewesen, auf dem eine mannsdicke Buche gestanden, die man erst weghauen mußte; auch sei der Feuerstein alt gewesen! —, die Strasburger: es sei ein Haufen Feldsteine gewesen, die man vom Acker gelesen, die Buche sei armdick gewesen und hätte nicht darauf, sondern daneben gestanden; der Stein sei ganz frisch gewesen und habe obenauf gelegen!

In der Bürgerschaft hat sich danach die Meinung gehalten, irgend jemand hätte den Stein in der Tasche mitgebracht und ungesehen darein geschmuggelt. Jedenfalls soll der Preuß. Kommissar, der Geheimrat v. Arnim, den Steinhaufen ob dieser Umstände für falsch erklärt haben.

Mit den Grenzhügeln im allgemeinen war schon damals nicht mehr viel Ehre einzulegen: Sie waren allesamt von geldgierigen Leuten bei Mitternacht und Mondschein umgewühlt worden; auf der Suche nach verborgenen Schätzen. Dieser Wahn wird von Zeugen im Laufe des Verhörs mehrmals zugegeben.

Die Kreckower haben eine Reihe gewichtiger Zeugen für ihr Recht: Dort, wo nach ihrer Weisung die Grenze den Weg querte, hat der Zigeunergalgen gestanden, als eindeutige Warnung für fahrendes Volk. Dort war auch das Verhau angelegt und die Postenkette, die 1709, als die Pest in Prenzlau wütete, den Uebertritt ins Mecklenburgische hindern sollte. Und bis dahin hatten die Kreckower beim Durchzug russischer Regimenter (um 1700) auf Befehl ihres Herzogs die Wege bessern müssen.

Vor allem aber: Im Hasenort, den die Strasburger beanspruchten, lag Kreckower Kirchenacker; der war nicht vom Gut aus bewirtschaftet worden, sondern war seit je an kleine Leute verpachtet; es sind auch deren Namen genannt: Michael Jakob und Joachim Rosenkrantz.

Eine Reihe von Mißverständnissen geht auf verschiedene Benennung einzelner Flurstücke zurück. So geistert eine Anhöhe wie ein Irrlicht durch das ganze Verhör, die bald als Kien-, bald als Lind- oder Streit-Werder segelt.

Die Strasburger möchten sie gern hinter die Cavelau an die Klein-Daberkowsche Grenze legen, aber dort gibt es keinen Werder, denn „. . . ein Werder müsse gantz oder Wenigstens Meistentheils mit Waßer oder Moraſt umgäben sein . . ." Der strittige Ort liegt da, wo die Grenzen von Kreckow, Klein-Daberkow und Lauenhagen zusammenstoßen, und ist heute noch so einwandfrei zu erkennen, daß gar kein Zweifel aufkommen kann.

Die gegenseitige Unkenntnis der Flurnamen ging so weit, daß die Strasburger angesichts der Cavelau schwören: „Dies ist das Mühlenbruch; wir haben nie von der Cavelau gehört!" Wogegen kein Mensch in Kreckow das Mühlenbruch kennt.

Für den Gerichtsschreiber mag es schwer gewesen sein, die durchweg plattdeutschen Aussagen richtig in der Amtssprache aufs Papier zu bringen. Ich wurde auf diese Schwierigkeit aufmerksam, als ich an einer Stelle keinen Sinn in das Protokoll bringen konnte. Dort waren die Begriffe „Kien-Werder" und „kein Werder" gegenübergestellt. Plattdeutsch heißt beides „keen Warder". Da hatte der Schreiber nicht zwischen durchgefunden.

Die Art der Fragestellung zeugt oft von einer seltenen Beharrlichkeit. Man hielt die mecklenburgischen Bauern scheinbar für eine andere Sorte Menschen. Zu Unrecht, denn Fragen, die in ihren Lebenskreis griffen, fanden meist eine treffende und durchdachte Antwort. Allerdings ist auch ein Zeuge dabei, der auf die Frage nach seinem Alter sagt: . . „eigentlich wiße er es nicht so genau, er müsse aber über 40 Jahr alt seyn . . ." Und neben die Aussage eines andern hat einer der Richter an den Rand geschrieben: „Dies ist der arme K., der ohnedem blöden Verstandes, und alles was man ihm vorsaget, nachkauet."

Es wird zuletzt auch noch eine Zeugin vernommen, die Frau des Bäckermeisters Flatow, die als Mädchen in Klein-Daberkow im Dienst war. Sie war eines Tages mit einem Fuhrmann, namens Schultze, von dort nach Strasburg gefahren und hatte in der Klein-Daberkower Heide eine Eiche gesehen, in deren Stamm ein Mauerstein eingewachsen war. Der Baum ist für den Streit ohne Bedeutung, aber das Verhör ist so schön, daß ich einen Teil wörtlich folgen lasse:

„Ob Zeugin auf der Rückreise eben diese Eiche und darin die Steine bemerket?"

„ „Ja." "

„Ob Zeugin eben den Weg wieder zurückgenommen?"

„ „Ja." "

„Ob wahr, daß, als Zeugin den Fuhrmann Schultze gefraget, was solches zu bedeuten habe, der Selbe zwar nicht geantwortet, er sich aber darüber verwundert?"

„ „Ja." "

Aus was Ursachen ihr Schultze nicht geantwortet?"

„ „Das wiße sie nicht." "

„Ob sie ihn mehr alß ein mahl befraget, was solches zu bedeuten?"

„ „Nein, nur ein mahl." "

„Worauß Zeugin geschloſſen, daß er sich verwundert?"

„ „Er habe nicht geantwortet, sondern solche Miene und Thon von sich vermerken laßen, alß wan sich einer wundert." "

„Ob Zeugin dieses alß was Merkwürdiges sofort damahls andern erzehlet?"

„ „Damahlen nicht sogleich, denn sie habe einen Schatz daselbst vermuthet, Welchen sie allein haben wollen." "

Die Erſte Feſttagspredigt.

Von Katharina Block.

„Nein, es iſt nicht mehr auszuhalten!! Hatſchi—ii!“ Paſtor Sebaldus Bumsdorff raſte in ſeinem Studierzimmer wie ein Wütender auf und ab.

Es war ein behaglicher Raum mit einſt roſa geweſenen Leinentapeten, dahinter die Mäuſe ſpazierten, mit Goldleiſten und einer rauchgeſchwärzten Decke. Um die Mitte des mächtigen Kachelofens war ein ſtarker Bindfaden befeſtigt, über den etwa ein halbes Dutzend feuchter Nastücher in allen Farben zum Trocknen hingen.

Die Vorhänge an den beiden Fenſtern waren herabgelaſſen, und auf dem großen Schreibtiſch verbreitete die Lampe mit grüner Glocke ein angenehmes Licht, das auf einen unordentlichen Haufen von Papier, Büchern und Schreibmaterialien fiel.

In all dieſer warmen Gemütlichkeit nur einer, in dem die Beſtie entfeſſelt ſchien.

Ein mittelgroßer, kräftiger Körper trug einen hochroten Kopf auf weißer, altmodiſcher Halsbinde. Das ſpärliche graue Haupthaar war von einem ſchwarzen, goldgeſtickten Käppchen bedeckt. Aus dem jetzt wildempörten Grützнergeſicht funkelten zwei kleine, rotverſchwollene Aeuglein hervor.

Die rechte rundliche Hand mit dem ſchmalen Ehering fuchtelte erregt mit einem beinahe ſervettenartigen Tuche.

„Hatſchi!! Ich halte es einfach nicht mehr aus!“

Damit hielt der Raſende in ſeinem Dauerlauf inne und loderte zu der kleinen derben Geſtalt in der Sofaecke hinüber.

Die Frau Paſtorin Dorothea Bumsdorff, geborene Specht, ſah ihren wilderregten Gemahl mitleidsvoll an.

„Du haſt dich geſtern in der kalten Kirche erkältet“, ſagte ſie ruhig und fuhr fort, die bereits geſtopften Strümpfe übereinander zu ziehen.

Ein ſchrilles Lachen war die Antwort.

„Wirklich?! Das ſiehſt du doch ſchon?! Natürlich habe ich mich da erkältet! Wer erkältet ſich nicht in einer ungeheizten Kirche?! Ich möchte den ſehen, der das behaupten will!“

(Es war um die Jahrhundertwende, wo es wenige geheizte Kirchen gab.)

Der Paſtor wandte ſich ſo raſch, daß die braunen Schlafrockzipfel um ſeine Glieder flogen und er ſich auf das eine Ende der herabhängenden Schnur trat. Er ſtolperte, rückte ſich zornig einen bequemen Rohrſeſſel in die nächſte Nähe des dampfenden Ofens, ließ ſein Haupt auf die keuchende Bruſt ſinken und hielt ſich ein Tuch unter die Naſe.

Die tödliche Stille wurde nur durch das ſchnaubende Atemholen des Starkverſchnupften unterbrochen.

Aber der ſeit geſtern aufgeſpeicherte Ingrimm (denn am verfloſſenen Abend hatte das erſte „Hatſchi“ die ſtillen Räume des Pfarrhauſes durchdröhnt) mußte heraus.

„Weißt du, Dorothea, daß es unverantwortlich iſt, eine Kirche ohne Heizung? Da gibt der Staat dem Zeppelin Geld für ſeine Luftblaſe, während uns hier auf der kalten nackten Erde der Atem ausgeht! Und das zwei Tage vor dem Feſt!“

Frau Dorothea ſortierte gleichmütig ihre Strümpfe.

„Du kannſt natürlich am erſten Feſttag nicht predigen. Es muß dich ein Kandidat vertreten. Das iſt ganz einfach.“

Paſtor Sebaldus Bumsdorff ſah ſtarr zu ſeinem Geſpons hinüber.

„Mich vertreten?! Ich glaube, du überlegſt nicht, was du ſagſt, liebe Dorothea. Mich vertreten laſſen am erſten Feſttag? Das wäre das erſte Mal ſeit fünfzig Jahren!“

„Aber Bumsdorff, du haſt doch mit acht Jahren noch keine Predigten gehalten?!“

Der Pfarrherr beachtete dieſen Einwurf gar nicht.

„Mich vertreten laſſen! Hatſchii—i! Es iſt lächerlich. Aber freilich, ich könnte mir den Tod holen; und wo ſoll ich meinen Wäſchekorb voll Taſchentücher laſſen? Mit auf die Kanzel? Es iſt entſetzlich! Aber vertreten laſſen?! Nie! — Durch wen übrigens auch?“

Trotzdem dies alles mehr zu ſich ſelbſt geſprochen war, hatte es Frau Dorothea doch erlauſcht.

„Durch wen? Durch Kandidat Müller.“

„Den Vikar? Liebſte Dorothea, den braucht der Superintendent. Am 26. iſt er höchſtens frei. Oder ſoll ich ihn mir vielleicht mit Liſt herlocken? Gutwillig kriege ich ihn nicht. Soll ich nun gegen das zehnte Gebot ſündigen, ſo da ſteht, du ſollſt deinem Nächſten (und dazu gehört doch ſchließlich auch mein Superintendent) nicht ſein Weib, Geſinde oder Vieh abſpannen, abdringen oder abwendig machen? Darunter iſt auch ein Kandidat mit einbegriffen.“

„Und Schulrat Heſſe?“

„Hat ein Gichtbein, liegt ſeit zwei Wochen. Er hielte es für beabſichtigten Mord, wenn ich ihn drum bäte.“

„Ja, dann weiß ich auch niemand.“

„Daß das gerade mir paſſiert! So etwas iſt noch nie vorgekommen!“

„Aber, liebſter Bumsdorff, erinnere dich bitte. — Mal kam er im Herbſt, mal zum erſten Advent, mal zu Neujahr, und diesmal kommt er ausgerechnet zu Weihnachten.“

„Mag alles ſein, aber ſo furchtbar — . . . .“

Ein etwa ſechsfaches Nieſen beſtätigte den Sinn der Worte, die in ihrem Keim erſtickt wurden.

Mit einem Tuche fuhr ſich der gequälte Paſtor unter die Naſe, mit dem andern über die verquollenen Augen.

„Du kannſt einfach übermorgen nicht predigen!“, ſtellte Frau Dorothea entſchloſſen feſt. „Du kommſt mir nicht auf die Kanzel!“

Ein höhniſches Lachen war die Antwort.

„Kannſt du dir Kandidaten aus der Erde ſtampfen?!“

Ein Funke der Erleuchtung fiel zündend in das Innere der Frau Paſtorin. Sie faßte ſich aber ſogleich.

„Der Superintendent muß Rat ſchaffen. Lägſt du im Bett, ſo müßte eben alles gehen.“

„So lege ich mich ſofort hin und bleibe liegen bis Neujahr, nein bis Oſtern, und ſtehe überhaupt nicht mehr auf!! — Hatſchi—ii!!“

„Emilie ſoll dir heiße Milch bringen, lieber Bumsdorff, und heut abend nimmſt du heiße Zitrone und mußt ſchwitzen. Ich gehe jetzt nach oben.“

Und damit war ſie mit raſchen, entſchloſſenen Schritten aus dem Zimmer und die ſchmale Treppe hinauf.

An der offenſtehenden Tür zur Küche wurde der dort hauſenden Emilie die Weiſung betreffs der Milch gegeben, und dann ſchritt Frau Paſtor Bumsdorff, geborene Specht, in das Stübchen ihres einzigen Kindes Urſula.

Eine lange Unterredung folgte. Am Schluß Tränen, Umarmungen, Küſſe, ein befreites Lachen auf der einen, ein geſpitzter Mund mit angelegtem Finger auf der andern Seite.

Frau Dorothea ſchrieb in aller Eile einen Brief, den Emilie nicht in den nächſten Kaſten, nein, in die Poſt werfen mußte.

Im Pfarrhauſe herrſchte am Heiligabend gegen vier Uhr keine ſehr fröhliche Weihnachtsſtimmung.

Die Beſcherung ſollte bald vor ſich gehen, Frau Dorothea hatte alle Hände voll zu tun. Nur wenig ließ ſie ſich bei ihrem geſtrengen Eheherrn ſehen, der fürchterlicher denn je gegen ſeinen Erbfeind kämpfte. Ofen, Taſchentücher, der ganze Paſtor dampfte; der eine aus Hitze, die andern aus Näſſe, der letzte aus Ohnmacht.

Da traf um vier Uhr ein Brief ein. Frau Dorothea mußte nun gerade den Haufen Unordnung auf dem Schreibtiſch ihres Ehegatten ſichten.

Paſtor Sebaldus Bumsdorff drehte das Schreiben unſchlüſſig in den Händen.

„Die deutſche Reichspoſt pflegt eine 5-Pfennig-Marke nur auf Stadtbriefen zu erlauben. Wer ſollte alſo von hier —“ „Es wird eine Rechnung ſein“, meinte ſeine Ehehälfte unſchuldsvoll.

„Rechnung?! Wer ſollte ſo takt- und herzlos ſein, am Heiligabend eine Rechnung zu ſchicken? Vielliebe Dorothea, du überlegſt wieder einmal nicht, was du ſagſt.“

Dabei ſchnitt er bedächtig den Umſchlag auf.

Mit merkwürdiger Aufmerkſamkeit verfolgte Frau Dorothea jede Bewegung in dem Geſichte ihres Sebaldus.

Mit eiſerner Ruhe hatte Bumsdorff das Schriftſtück zu Ende geleſen. Dann ſagte er mit großartiger Handbewegung: „Nimm und lies ſelbſt, mein Weib“.

Raſch überflog ſie die Zeilen.

„Da ich die Weihnachtstage in der Familie meines Freundes Müller zubringe, bin ich ſeit vorgeſtern in der Stadt. Ich höre, daß Sie, hochverehrter Herr Paſtor, an ſtarker Erkältung leiden, und ſo erlaube ich mir die Bitte, Sie am 25. beim Feſtgottesdienſt um 9½ Uhr vertreten zu dürfen. Wenn keine Antwort erfolgt, nehme ich es für gütige Zuſtimmung uſw. uſw. Fröhlich, Predigtamtskandidat.“

Die Paſtorin hatte halblaut geleſen. Dann hob ſie den glattgeſcheitelten Kopf und ſah ihren Gatten an.

„Nun?!“

Dieſes „Nun“ aus ſeinem Munde klang ſo vielſagend, daß Frau Dorothea raſch die Augen niederſchlug.

„Das iſt ja großartig, Bumsdorff“, äußerte ſie möglichſt harmlos, „daß der Zufall —“

„Zufall?!“

Das Wort klang drohend.

Doch Frau Paſtorin hatte jetzt ihre ganze Selbſtbeherrſchung wieder.

„Zufall. Was ſonſt?“, entgegnete ſie ſeelenruhig. „Emilie hat es ja durch die ganze Stadt gebracht, daß du verſchnupft biſt. Da hat er natürlich davon gehört. Ich finde es ſehr liebenswürdig und aufmerkſam.“

„Soooo!“

Paſtor Sebaldus Bumsdorff nahm ſeinen Dauerlauf im Zimmer wieder auf. Jetzt flogen die Enden ſeines langen ſchwarzen Rockes, den er zur Feier des Heiligen Abends angetan hatte. „Entweder man wird zum Verbrecher und ſieht auch im andern Menſchen ſeinesgleichen, oder man iſt trotz Druck auf dem Gehirn hellſeheriſch geworden. — Liebenswürdig nennſt du den Menſchen?!“

„Ja, warum denn nicht?“

„Weil ich ihn durchſchaue. Du haſt wohl den Namen „Fröhlich“ vergeſſen. Du erinnerſt dich vielleicht, daß ich vor drei Monaten beſagtem Kandidaten Fröhlich zu verſtehen gegeben habe, daß er —“

„Was haſt du ihm denn geſagt?“

„Machen Sie, daß Sie rauskommen, und kommen Sie wieder, wenn Sie 'ne Pfarrſtelle haben! Damit habe ich ihm angedeutet, daß er unſer einziges Kind Urſula noch nicht bekäme.“

„Und wenn er dich trotzdem vertreten will, nennſt du das nicht liebenswürdig? Ich finde, er ſammelt feurige Kohlen auf dein Haupt, Bumsdorff.“

Frau Dorothea blitzte ihren Gemahl kampfbereit an.

Ein ſpöttiſch-triumphierendes Lächeln war die Antwort.

„Feurige Kohlen?! Das iſt es ja gerade! Sammelt man feurige Kohlen auf das Haupt eines Mannes, der einen aus dem Hauſe geworfen? Bei aller chriſtlichen Liebe, ich ſage: nein! und abermals nein!! Nur unter einer Bedingung: wenn man einen egoiſtiſchen Zweck verfolgt. — Ha, ich erkenne und durchſchaue immer deutlicher dieſen Predigtamtskandidaten! Was will er? Dorothea, mein Weib, höre: er ſagt ſich: Halt! der Paſtor iſt in Not, ich erſcheine als Retter, er muß mich mit Dank überhäufen. — Der Dank iſt natürlich unſer einziges Kind Urſula.“

„Aber Bumsdorff, nicht jeder Kandidat, der ſeinen Paſtor vertritt, will gleich die Tochter. Das wäre ja ſchrecklich. Falls es hier aber ſein könnte, warum haſt du ſie ihm eigentlich verweigert?“

„Weil er kein Dach über ſeinem Haupte hat. In eine Regenſchirmzukunft kann ich mein Kind nicht hineinſchicken.“

„Jetzt ſei froh, daß er keine Stelle hat, ſonſt könnte er dich nicht vertreten.“

„Siehe, Dorothea, darin haſt du recht.“

„Nun ſiehſt du, dann iſt alles gut.“

„Wie kurzſichtig iſt das weibliche Geſchlecht im allgemeinen und du, meine liebe Dorothea, im beſonderen. Eben, da er keine Stelle hat, bricht ſeine Bosheit ans Licht. In jedem Predigtamtskandidaten, der eine Pfarre ſucht und nicht findet, wohnt der Böſe. Er denkt bei ſich: Ich will meine ſeit Jahren ausgearbeitete Weihnachtspredigt am erſten Feſttag halten. Er redet gut, darauf baut er und auf die

Lenkbarkeit der Herde. Er hält ſeine Predigt, das Volk iſt entzückt, möchte ihn zum Seelenhirten und geht über die Leiche des ſchadhaft gewordenen Geiſtlichen unter Jubelgeſchrei und Hoſiannahſingen dem neuen entgegen! O, ich kenne doch die menſchliche Bosheit!"

Und damit tauchte er ſeine wunden Naſenflügel in ein ungeheures Tuch, deſſen weiche Falten ihn beruhigend umſchmeichelten.

Frau Dorothea ſah ihren Gemahl kopfſchüttelnd an. „Bumsdorff, rege dich nicht auf! Ob ſelbſtſüchtig oder nicht, er muß dich vertreten. Du kannſt auf keinen Fall morgen predigen. Denke doch an dein Weib und an dein einziges Kind Urſula!"

Wie Sirenengeſang zog ihm dies Wort ins Ohr. Ein mildes Lächeln umſpielte ſeine Lippen. Sie glaubte ſchon gewonnenes Spiel zu haben.

„Siehſt du, Sebaldus, mein Einziger, du erhältſt dich deiner Familie?"

Da flog es wie Siegeslächeln über das ſanftgerötete Geſicht gleich dem der erſten Märtyrer, die die Löwen gähnen und den Himmel offen ſahen.

„Dorothea, mein Weib", flüſterte er kaum hörbar und drückte einen Kuß auf die Stirn der Paſtorin.

Dann reckte er ſich hoch auf.

„Gerade, weil ich an euch denke, muß i ch es ſein, der morgen predigt. Still, höre ſchweigend zu. Ich denke weiter. Ich ſehe die Zukunft entſchleiert vor meinem Blick: der Tod lauert morgen auf mich. Soll ich ihn feige fliehen und ein junges blühendes Leben hinopfern? Dorothea, du ſollſt in deinem Sebaldus auch einen Helden ſehen. Ich ſage, i ch muß mich opfern! Ich bin alt und gebrechlich, verbraucht mit einem Wort, er iſt jung und kräftig. Wenn ich dann nicht mehr bin", dabei bekam ſeine Stimme einen verſchleierten Klang, „dann wird er euer Stab und Stütze ſein. Predigt er aber morgen, ſo töte ich unſern Sohn, der unſer einziges Kind Urſula glücklich machen ſoll!"

Ueber das Geſicht ſeiner lieben Ehefrau war ein befreites Lächeln gegangen.

Sie atmete tief auf.

Eine Stille folgte dieſen feierlichen Worten.

Dann hob ſich die kräftige Geſtalt des Pfarrherrn.

„So, und nun ſchreibe ich ihm ab, dieſem boshaften Menſchen, der mich bereits auf dem Totenbette ſieht. Er ſoll merken, daß in uns alten Knorren noch eichene Kraft ſteckt. — Fühlſt du nicht den Hohn, der aus den Worten lacht: „Starke Erkältung?" Am liebſten hätte er geſchrieben: Ich höre, daß Sie genieſt haben! Oh, dieſer ruchloſe Menſch! Aber ſo ſind ſie alle, alle, dieſe Predigtamtskandidaten!"

Und damit flog die Feder über das Papier.

Die Frau Paſtorin überlegte in Eile. Dann nickte ſie befriedigt mit dem Kopfe.

„Hier iſt der Brief. Emilie ſoll ſofort zu Müllers gehen. Antwort iſt nicht nötig."

„Das paßt ſich gut, Emilie ſoll ſowieſo noch Eier und Butter holen. Morgen iſt zu, wer weiß, ob nicht Beſuch kommt."

Frau Dorothea verſchwand, den verhängnisvollen Brief feſt an ſich preſſend.

Der erſte Weihnachtsfeiertag brach an. Ein herrlicher Wintertag. Der Froſt klirrte auf den Straßen, die Sonne ſtrahlte von dem hellblauen Winterhimmel, und die Glocken klangen voll und gewaltig durch die Luft.

Gegen halb zehn Uhr zog ſich der Paſtor Sebaldus Bumsdorff ſeinen warmen Rock an, den er unter dem Talar zu tragen pflegte.

„Wo iſt mein Pelzkragen?"

Frau Dorothea ſuchte lange.

„Beeile dich, es hört gleich zu läuten auf."

„Du haſt ja Zeit, Bumsdorff. Ehe ſie alle Strophen von „Vom Himmel hoch" zu Ende geſungen haben, biſt du längſt in der Sakriſtei."

„Emilie hat doch Küſter Maaßen geſagt, daß er alle Verſe ſingen läßt?"

„Ich hoffe", ſagte ſie ruhig, trotzdem ſie genau wußte, daß es unterblieben war.

„Ich habe ſehr ſchlecht geſchlafen, Dorothea. Mir iſt ganz ſchwach."

„Haſt du die dicken Handſchuhe? So, dann komm."

Als ſie an der hinter ihnen zuſchließenden Emilie vorbeikam, ſagte ſie leiſe:

„Iſt der Petroleumofen und die Decke in der Sakriſtei?"

Worauf Emilie beruhigend nickte.

Auf dem Kirchgang gingen ſie an dem Seitenportal vorüber. Man hörte die Orgel ſpielen.

Frau Dorothea zögerte.

„Frierſt du auch nicht, Bumsdorff? Du ſiehſt elend aus, du ſollteſt ſchlafen. Haſt du auch genug Taſchentücher? Urſula hat noch einige zugeſteckt, die kannſt du dir durch Maaßen holen laſſen, wenn du ſie brauchſt."

Paſtor Sebaldus ſteuerte der Seitenkapelle zu, durch die er in die Sakriſtei gelangen konnte.

„Geht jetzt zurück, meine Lieben, ich muß noch nachdenken." Damit klopfte er ſich den Schnee von den dicken Pelzſchuhen und betrat die Kapelle.

Frau Dorothea und ihr einziges Kind Urſula ſchritten zurück zum Haupteingang der Kirche. Die Orgel tat ein paar Schnörkel und verſtummte. Die Paſtorin atmete erleichtert auf.

Als Paſtor Bumsdorff ſeine kleine Sakriſtei betrat, umfing ihn wohltuende Wärme. In der Ecke, wo der alte Armſtuhl ſtand, glühte ein Petroleumofen.

Der alte Herr nickte lächelnd mit dem Kopf. Die gute Dorothea. Aber deſto ſchlimmer wird der Gegenſatz in der kalten Kirche ſein. Es iſt unverantwortlich.

Er vertauſchte ſein Barett mit dem ſchwarzſeidenen Feſttagskäppchen, ohne das er doch nicht zu predigen wagte, und wollte eben die Pelzgefütterten von den Händen ſtreifen, als er durch die ihn plötzlich umgebende Stille erſchreckt wurde. Die Orgel ſpielte nicht mehr! Und er hatte eben doch noch die Gemeinde ſingen hören:

„Euch iſt ein Kindlein heut geborn,
von einer Jungfrau auserkorn" —

Das Lied hatte doch mehr Verſe!

Er war mit raſchem Schritt die wenigen Stufen zur Tür hinauf.

Da hörte er von einer klaren friſchen Stimme die erſten Worte der Liturgie.

Entſetzen packte ihn.

Was war das?! Wer ſprach da?

Während er aufmerkſam mit klopfenden Pulſen lauſchte, erſchien ihm die Stimme bekannt. Und mit einem Male zuckte der Blitz der Erkenntnis durch ſein Hirn.

Es war der Predigtamtskandidat Fröhlich, der da ſprach! Eine ungeheure Empörung ſtieg in ihm auf, während er die Stufen hinabſchritt und ſich auf den Lehnſtuhl neben dem warmen Ofen fallen ließ.

Fröhlich predigte, wo er ihm geſtern abgeſchrieben! Das war doch keine verſteckte Bosheit mehr, das war offener Trotz, herausfordernde Dreiſtigkeit! Und ihm gegenüber, ihm, der ihn wie einen Sohn behandelt hatte, für den er ſich heute hatte opfern wollen! — So hatte er ſein Wort mißachtet, getan, als höre man nicht mehr auf den kindiſchen Greis! O, dieſer, dieſer — —

Da er keinen paſſenden Ausdruck finden konnte, ſtieß er haſtig ſeinen Atem von ſich, nahm eine wollene Decke, die merkwürdiger Weiſe extra dazuliegen ſchien, hüllte ſich dicht hinein und blinzelte ins Feuer, das hinter der Marienglasſcheibe brannte.

In der angenehmen Wärme, die ihn umfing, glätteten ſich die erregten Wogen ſeiner Empörung. Eine mildere Anſicht ſchlich ſich in ihn hinein.

Es war doch angenehmer, hier im Warmen zu bleiben und ſich ausruhen zu können, als auf dem kalten Altarraum eiſige Füße zu bekommen. Um ſeine Predigt war es ſchließlich auch nicht ſchade. Er hatte ſie in ſeeliſcher Erregtheit gemacht, noch bis ſpät in die Nacht hinein. Kein Auge hatte er zugetan, die Aufregung hatte ihn wachgehalten. Darum war er auch jetzt ſo müde, ſo furchtbar müde. — Es war doch gut, daß ſein künftiger Schwiegerſohn — —

Und der Gedanke erſtarb.

Als nach beendigter Liturgie der Predigtamtskandidat Fröhlich die Sakriſtei betrat, bot ſich ihm ein ſeltenes Bild.

In der Ecke des dämmerigen Raumes zur Seite des friedlich glühenden Ofens ſaß der redliche Paſtor Sebaldus Bumsdorff ſanft entſchlummert, bis an den Hals in eine Decke gehüllt, die vor dem Heruntergleiten durch eine mächtige, in Pelzhandſchuhen ſteckende Rechte bewahrt wurde.

An der kräftigen Naſe hing ein kleiner Tropfen wie eine Perle.

Ein gemütliches Schnarchen durchmurmelte den Raum.

Leiſe ſchloß der Predigtamtskandidat die Tür hinter dieſem Idyll und ſtieg mit feſten Schritten in gehobener Stimmung die Kanzeltreppe hinauf.

„Der gute alte Herr hatte ſich alſo doch noch zur Kirche geſchleppt, um eventuell —".

Da ſah er, indem er langſam die Bibel öffnete, im Pfarrgeſtühl neben der ehrenfeſten vielliebten Frau Paſtorin Dorothea Bumsdorff, geborenen Specht, ein ſanft gerötetes ſchmales Geſichtchen von lockigem Blondhaar umrahmt! Zwei große blaue Augen ſahen vertrauensvoll zu ihm auf.

Da überkam ihn eine ſolche Freudigkeit, ein ſo herrliches Gefühl, daß ſein Wort durch den hohen Raum klang, wie es die Lauſchenden noch nie gehört hatten.

Und er hielt eine ganz andere Weihnachtspredigt, als die er ausgearbeitet hatte.

Die Zuhörer lauſchten atemlos, und als das letzte Wort verklungen war, tönte es in ihren Herzen nach.

„Liebe auf Erden allen Menſchen, jetzt und immerdar!"

Und ein jeder erhöhte ſein Scherflein zugunſten der Armen und ging in Feiertagsſtimmung nach Haus. — — —

Als der Predigtamtskandidat Fröhlich zum zweiten Male die Sakriſteitür öffnete, erwachte der Paſtor.

Er hatte einen ſchönen Traum gehabt.

Sein einziges Kind Urſula hatte er ſoeben mit dem Predigtamtskandidaten Fröhlich getraut, und die Rede war ſo wundervoll geweſen, daß er kaum hatte weiterſprechen können. Da ſah er den hochgewachſenen jungen Mann vor ſich ſtehen. Eben wollte er ihn gerührt in die Arme ſchließen, als ihm noch rechtzeitig ſeine Lage einfiel.

Sein noch lächelndes Geſicht wurde drohend. Er überſah den ehrerbietigen Gruß des andern.

„Was haben Sie ſich unterſtanden?!" ſchnaubte er, daß es in dem kleinen Raum hallte. Das Orgelſpiel des Ausgangsliedes verhütete ein öffentliches Aergernis.

Man kann den Ausdruck auf dem Geſicht des Kandidaten mehr als verblüfft nennen. Er, ſowie die Erinnerung an den Ort, zwangen ſchließlich den Paſtor, den Ton zu dämpfen.

„Kommen Sie", herrſchte er ihn an, „nehmen Sie die Kollekten- und Klingelbeutelgelder und folgen Sie mir! Hier iſt nicht der Ort, über ſolche Dinge zu verhandeln!"

Damit hatte er ſein Barett aufgeſtülpt, ſein zur Erde geſunkenes Taſchentuch emporgerafft, die Decke, ſo wie ſie war, unordentlich unter den Arm geklemmt und ſtampfte ſeinem Feinde vorauf, Gott ſei Dank den freundlichen Petroleumofen aus Vergeßlichkeit zurücklaſſend.

Hinter ihm ſtolperte verwirrt der Predigtamtskandidat. Schweigend legten ſie den kurzen Weg zurück, ſchweigend führte der Paſtor den ſich keiner Schuld Bewußten in ſein Studierzimmer, wo er ſich ſchweigend ſeiner Pelzgefütterten entledigte.

Der Kandidat legte während dieſes laſtenden Schweigens die Kollektengelder auf den Schreibtiſch und zählte leiſe. „Zehn, zwanzig, 40, 70, 80, 83 Mark und 17 Pfennige."

Der Paſtor beobachtete ihn ſcharf.

Wie der ganze Menſch vor Hochmut beinahe barſt! 83 Mark und 17 Pfennige! Wie er das durch die Zähne ſtieß, als wollte er ſagen: Da ſieh, ohnmächtiger Greis, das habe ich aus Deiner Gemeinde herausgeholt! Mit einer einzigen Predigt! Ich will Dir nur zeigen ,daß ich den Mund nur zu öffnen brauche, und Deine Armen ſind verſorgt; während Du, ſtammelnder Schwächling, höchſtens den dritten Teil in Deiner Büchſe gefunden hätteſt!

Der ahnungsloſe Kandidat freute ſich über das Geld, in Anbetracht des Segens, den dieſe einfachen Silber- und Nickelſtücke um ſich her verbreiten konnten.

Er richtete ſich auf und ſah den Pfarrherrn an. Deſſen unheilſchwangere Miene war ihm unerklärlich. Er wollte der gewitterſchwülen Stimmung ein Ende machen.

„Hochverehrter Herr Paſtor — —.“

Da, als ſich gerade eine Donnerrede gegen den Unglücklichen ergießen wollte, öffnete ſich die Tür.

Frau Dorothea Bumsdorff erſchien mit Emilie, die das Frühſtück hereinbrachte.

Sie überſah den bereits geöffneten Mund ihres Eheherrn. „Guten Tag, lieber Herr Kandidat, das war mal eine Ueberraſchung, als ich Sie ſah. Bumsdorff, dir iſt doch alles gut ergangen? Was ſagſt du zu dem Herrn Kandidaten?“

Da ſauſte die ſchwere Hand des Pfarrherrn mit donnerähnlichem Getöſe auf die Tiſchplatte, alſo, daß das ganze Frühſtücksgeſchirr erklirrte.

Emilie flüchtete voller Entſetzen gleich denen aus dem Jahre 79 bei dem bekannten Unglück in Pompeji.

„Was ich dazu ſage?! Dorothea, das fragſt du auch noch?! Daß ich überhaupt nichts dazu ſage, ſondern nur, daß dieſe Dreiſtigkeit doch die Grenzen überſchreitet, und daß ich den Herrn Predigtamtskandidaten bitten möchte, gleich nach dem Frühſtück mein Haus zu verlaſſen.“

Der junge Mann erſtarrte und machte eine Bewegung.

„Schweigen Sie! Achtet man ſo mein Wort? Halten Sie mich für einen Trottel? He?! Haben Sie mich verſtanden?!“

Trotzdem der Kandidat Fröhlich, der Frau Lot ähnlich, zur Salzſäule erſtarren wollte, antwortete er feſt:

„Kaum, Herr Paſtor. Ich hätte Ihr Wort mißachtet? Welches Wort? Daß ich wiedergekommen bin ohne Pfarre? Ich hatte mir dies Wiederkommen nicht in dem Sinne gedacht, wie Sie, verehrter Herr Paſtor, es zu deuten ſcheinen —.“

„Wovon ſprechen Sie, Herr?!“ fuhr der Paſtor los. „Ich habe Ihnen geſtern verboten, zu predigen! Und heute ſchlagen Sie mir die Sakriſteitür vor der Naſe zu und rennen vor mir auf den Altar. Das ſoll ich ruhig mitanſehen?!“

Er raſte wieder im Zimmer umher.

Der Predigtamtskandidat ſah hilflos zu Frau Dorothea hinüber, dem einzigen Strohhalm, an den er ſich in dieſer Bedrängnis klammern konnte.

Die hielt es jetzt für Zeit, einzugreifen.

„Ach, der Brief!! Bumsdorff, wenn ich den im Wirtſchaftsbuch hätte liegen laſſen! Mir ſchwant ſo etwas.“

Und damit war ſie auch ſchon hinaus.

Als ſie wieder hereinkam, ſah ſie ihren Paſtor mit dem Rücken gegen das Zimmer am Fenſter ſtehen und lodernde Blicke auf die heitere Schneelandſchaft ſchleudern und ihren Kandidaten tiefſinnig die Sixtina an der Wand betrachten.

Sie hielt den Brief in der Hand.

„Bumsdorff, hier iſt er!!“ Sie ſchlug die Hände zuſammen.

„Es war geſtern Heiligabend, ich hatte ſoviel Dinge im Kopf, ich habe vergeſſen, den Brief Emilien zu geben. — Verzeihſt du mir?“

Paſtor Sebaldus ſah ſie nur halb vernichtend an.

„Dorothea, deine Vergeßlichkeit hat mich dermaßen in Aufregung verſetzt, daß ich am Rand des Grabes ſtehe. Aber dir ſei verziehen.“ —

Dann drehte er ſich kurz um.

„Setzen Sie ſich, Herr Kandidat, und trinken Sie Ihre Bouillon, ehe ſie kalt wird.“

Aber der Kandidat trat vor den alten Herrn.

„Grollen Sie mir noch, verehrter Herr Paſtor? Und warum ſollte ich durchaus nicht predigen?“

Da ſtellte ſich die Paſtorin in Poſitur.

„Weil ſich mein lieber Sebaldus opfern wollte für Sie! Wenn Sie ſich nun zu Tode erkälteten, würde alle Welt verlaſſen und unglücklich ſein, während, wenn e r ſtürbe, alle Welt an Ihnen Halt und Stütze fände.“

Verblüffung beim Kandidaten, Verlegenheit beim Paſtor.

„Liebe Dorothea, du übertreibſt. Wir ſprachen nicht von aller Welt, ſondern von unſerm einzigen Kinde Urſula.“

‚Doch kaum war ihm das Wort entfahren,
möcht er's im Buſen gern bewahren.‘

Die Wirkung war ungeheuer. Der Kandidat hatte beide Hände des Pfarrherrn ergriffen.

„Herr Paſtor, daran haben Sie gedacht?! O Herr Paſtor, Frau Paſtorin, iſt es möglich?!“

„Daß Sie uns auch ohne Pfarre als Schwiegerſohn ſehr willkommen ſind? Ja, das iſt möglich!“ vollendete Frau Dorothea mit triumphierender Feſtigkeit.

Sie ſchnitt ihrem auffahrenden Gemahl das Wort ab.

„Mein lieber Sebaldus hat ſich bekehrt. Wer täte das nicht zu Weihnachten?“

Damit zwinkerte ſie ihrem Paſtor zu und drückte ihrem gerührten Kandidaten die Hände.

„Außerdem ſcheint die kalte Kirche niemand geſchadet zu haben. Meinem lieben Bumsdorff nicht, dank des Ofens und der Decke in der Sakriſtei, und Ihnen auch nicht, dank Ihrer Jugend und Geſundheit.“

Der Paſtor dachte einen Augenblick nach. Er hielt das Brötchen mit duftender Mettwurſt vor dem Munde in der Luft an. Dann legte er es mit einem Ruck auf den Teller zurück. Seine Augen rollten.

„Dorothea, das war ein Komplott!“

„Aus Liebe, Bumsdorff, aus reiner Liebe!“

Das einzige Kind Urſula, das ſeit geraumer Zeit an der Tür gelauſcht hatte, hielt es für gemäß, jetzt einzutreten.

„Hier, Mutter, ſind die Eier.“

Es war nicht nötig, daß ſie bei dieſen ſchwerwiegenden Worten wie in Glut getaucht an der Tür ſtehen blieb — aber es iſt vieles nicht notwendig und doch ſehr hübſch —.

Frau Dorothea hatte die Fenſterläden geſchloſſen und den Chriſtbaum angezündet.

„Daß ſie unter dem brennenden Tannenbaum Verlobung feiern können“, ſagte ſie, indem ſie ihrem ſtreitbaren Gemahl die Hand hinſtreckte, der ſie aber friedlich in ſeine Arme nahm. Dann fuhr er ſich mit dem einen Tuche unter die aufgeregte Naſe und mit dem andern über die verquollenen Augen.

„Dieſe jungen Leute, dieſe jungen Leute“, ſeufzte er und ſchneuzte ſich gewaltig. —

Vom Osterkrieg und anderen Schlachten.

Uckermärkische HJ. im Vormarsch.

Von Gerhard Pipke, Pressestellenleiter des Bannes 64.
Mit 5 Aufnahmen vom Verfasser.

Bild 1. Kriegsrat. / In der Mitte der neue Führer des Bannes 64, Unterbannführer Heinz Brühe, rechts Bannführer Sasse.

Jungs, wißt ihr noch? —, Eltern, ja, ihr habt ihn sicher noch im Gedächtnis, den Osterkrieg 1937. Und sei es auch nur darum, weil euer Junge damals leicht zerschunden, aber fröhlich, mit unkenntlichen Stiefeln an den Beinen, nach Hause kam und am liebsten damit gleich ins Bett marschiert wäre.

Das war eine Sache, als 236 Uckermärker gegen 470 Barnimer ins Feld zogen und beinah gesiegt hätten! Beinah — das stimmt, auch wenn der eine oder andere ungläubig lächeln sollte, der nicht mit dabei war.

Von Angermünde aus setzte sich an jenem Gründonnerstag das uckermärkische Kriegsvolk unter seinem neuen Führer, Unterbannführer Heinz Brühe, in Marsch und verbrachte von nun ab drei Tage und drei Nächte auf der Landstraße, in Schnee und Wind, in geheimnisvollen Wäldern, wildem Kampfgetümmel und strohgefüllten Scheunen.

Klein-Ziethen, Groß-Ziethen, Senftenhütte wurden am ersten Tage berührt. Nach hartem Wind kam Regen, und wir bildeten eine lange Schlange, die sich durch grundlose Feldwege und Riesenpfützen wand, um schließlich in Golzow Unterschlupf zu finden. Hier gab es Wärme, Proviant und — „Musik", die ein paar findige Köpfe auf Kämmen, Biergläsern und Topfdeckeln entwickelten. Herrlich war das!

Die anschließende Nacht in der von eisigem Wind umfegten Scheune war kurz. Gellender Alarmruf scheuchte die Schläfer auf. Schlaftrunken tastete jeder nach seinen Sachen, im Stroh taumelnd versuchte er die Stiefel anzubekommen. Verflixt, ging das schwer!

Winterliche Weiße empfing die Heraustretenden, und der anschließende Geschwindmarsch führte durch eine völlig von Schnee bedeckte Landschaft. Aber Kälte und Müdigkeit wurden vergessen über dem Husarenstückchen, das nach einer guten Stunde in Chorinchen vonstatten ging. Zwei in diesem Ort schlafende Trupps der Barnimer wurden unsanft geweckt und in mörderischem Gefecht bis auf den letzten Mann vernichtet. 150 feindliche Armbinden bildeten die Siegesbeute. — Befühl einmal Kopf und Glieder; ist nicht noch irgendwo ein Riß, eine Beule?

Und dann mußten wir den ehrlich verdienten mittäglichen Brühreis in Brodowin im Stich lassen, da uns ein racheschnaubender, doppelt überlegener Feind auf den Fersen war. Weiter gings nach Oderberg, wo nahe dem Schützenhaus mit knurrendem Magen und dreifachem Kampfeseifer ein weiterer Trupp der gegnerischen Partei aufgerieben wurde. Dieser Tag gehörte uns.

Das erstürmte Oderberg gewährte seinen ausgehungerten Uckermärkern eine Magenstärkung mit Haferflocken, die immerhin warm waren und im

Bild 2. Die erste Verletzung – schon vor Ausbruch der Feindseligkeiten.

Bild 3. Marmelade gibt Kampfesmut und Kraft.

Krieg mundeten wie — na, wie eine unvorstellbar schmackhafte Mahlzeit.

Nun aber rückte der Feind übermächtig heran, und schon während der Nacht gab es einen Ueberfall auf unser Hauptquartier. Es ging dabei so hart her, daß die Schiedsrichter besorgt eingriffen und die Stadt zu neutralem Gebiet erklärten.

Der Ostersonntag begann auf diese Weise äußerst friedlich und „bürgerlich" mit Kakao-Frühstück und kräftigem Gemüse zum Mittagessen. Ueberraschend erschien hierzu Landrat Dr. Conti aus Prenzlau und fand die Jungen seines Kreises in bester Stimmung.

Als wir aber dann kurz vor Ablauf des Waffenstillstandes in Oderberg auf der Straße angetreten waren und den feindlichen Heerbann, der an diesem Tage gleichfalls hier zusammengezogen war, überblickten, wußten wir schon, daß uns für die nahe Entscheidungsschlacht nicht viel Gutes blühte.

In dem Dorf Neuenhagen, Kreis Königsberg, stellten wir uns zum Kampf. Mit unseren wenig über 200 Mann hatten wir fünf Zugänge zu besetzen, denn es stand nicht fest, wie und von welcher Seite der Feind angreifen würde. Er kam geschlossen mit über 400 Mann auf der Hauptstraße anmarschiert, rannte die Hindernisse nieder und rieb die sich verzweifelt wehrenden uckermärkischen Mannschaften bald auf.

Nach klaren Erfolgen bis zum Sonnabend einwandfrei in Führung, mußte die Uckermark diese am Sonntag den Barnimern überlassen. Der Feinde waren zu viele. Doch wir lernten daraus, und für den Osterkrieg 1938 wird es Pflicht aller Hitler-Jungen in der Uckermark sein, zu helfen, daß dann unsere Mannschaft so stark wie nur möglich ist, um die vorjährige ehrenhafte Niederlage in einen Sieg verwandeln zu können. Die Hand darauf!

Das Sommerhalbjahr sah die uckermärkische Hitler-Jugend weiterhin immer wieder im Marsch und auf den sportlichen Kampfstätten. Der Sporttag der SA. anläßlich des Kreistags der NSDAP. in Prenzlau brachte den jungen Kämpfern der HJ. in zahlreichen Wettbewerben Erfolge. Im Reichssportwettkampf der Hitler-Jugend im Juni schälten sich die Besten der einzelnen Standorte heraus, die dann am Bannsportfest in Angermünde teilnahmen. Dieser Augusttag war auch im Hinblick auf die Besucherzahl ein besonderer Erfolg der HJ. Die Sieger aus diesen Kämpfen wieder nahmen am Gebietssportfest in Landsberg an der Warthe teil, und wenn auch keiner aus dem Bann 64 eine Leistung vollbrachte, die ihn zur Teilnahme an den Nationalsozialistischen Kampfspielen auf dem Reichsparteitag berechtigte, so zeigte doch jeder neue Wettkampf ein Vorwärtsschreiten der allgemeinen körperlichen Ertüchtigung in der Jugend der Uckermark.

Nicht unwesentlich zu dieser Entwicklung trugen auch Lager und Fahrt bei. Im Sommerlager des Banns und Jungbanns 64 am Wolletzsee bei Angermünde gediehen echter Jungengeist, Fröhlichkeit und Gesundheit. Neben Kurzweil, Erholung und Spiel standen ernster Dienst, körperliche und geistige Schu-

Bild 4. Unterwegs — nicht in Sibirien, sondern zwischen Chorin und Brodowin.

Bild 5. Die entſcheidende Schlacht iſt faſt zuende, der Bannführer gefangengenommen und die Uckermark geſchlagen.

lung. Die Leiſtungsabzeichen, die von vielen Jungen erworben wurden, reden von Dienſt und Arbeit im Lager. In größerem Rahmen fand das Kurmarklager am Greibenſee ſtatt, an dem gleichfalls uckermärkiſche Hitler-Jungen und Pimpfe teilnahmen. Höhepunkt und Abſchluß der dort verbrachten Zeit waren eine Fahrt in die deutſche Bergwelt und Beſuch beim Führer auf dem Oberſalzberg, wo Jungen aus der Uckermark dem Mann ins Auge ſehen durften, zu dem das ganze deutſche Volk und beſonders die Jugend in freudiger Tatbereitſchaft aufblickt.

Mit einem ſolchen Höhepunkt können wir die Sommerarbeit 1937 beſchließen und ſtärker und geſchloſſener denn je in den Winter und das kommende Jahr hineinmarſchieren.

Wir ſind lebendiges Beiſpiel dafür, daß eine Jugend nicht zu Männern heranreift durch die Anhäufung von totem Wiſſen, ſondern in Charakterbildung auf der Grundlage des Dreiklangs von Körper, Seele und Geiſt. In dieſem Streben lernen wir früh Einſatz und Entſagung für die Gemeinſchaft, ſind aber auch unbeirrt jung, froh und allem Schönen aufgeſchloſſen, wie es nur eine geſunde Jugend ſein kann.

In meinem Garten.

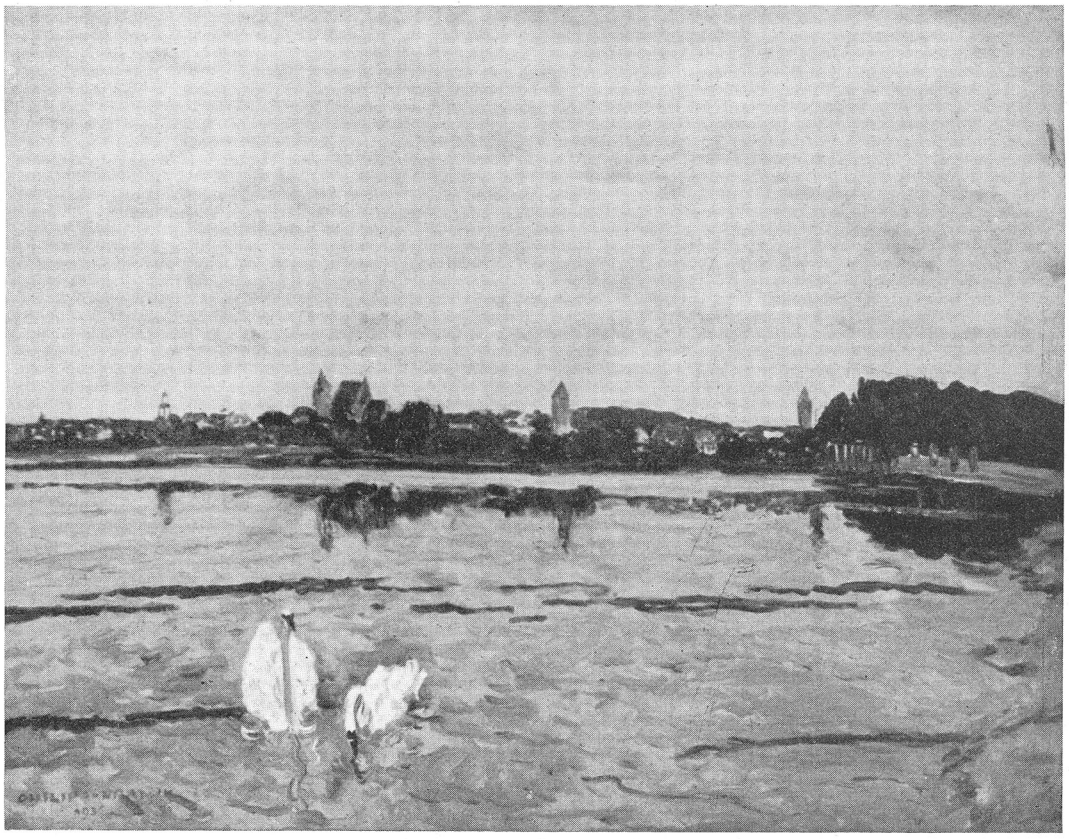
Von Traute Wittmann.

In meinem Garten flammen jetzt
Goldrote Abschiedsgrüße vom Sommer,
Der noch einmal zärtlich lacht,
Bevor der Herbst ihn kühl
Und mürrisch macht
Und seine bunten Blätter bunt durchsetzt,

Ein Wissen vom Vergehen liegt in Lüften,
Es ist, als mahnte jemand: Sei gedenk – – –
Erfülle dich noch einmal tief mit Sonne,
Denn jeder Tag ist kostbar, ist Geschenk.

Manchmal fällt dumpf ein Pfirsich auf die Erde,
Das ist, als spräche einer leis: Nimm hin!
Und offenbarte mir in schenkender Gebärde
Des reifen Sommers allerletzten Sinn.

In allen Gärten flammen nun die Abschiedszeichen
Und Farben tönen auf – zum Schluß-Akkord . . .
Noch einmal streift die Hand
Ueber die sammetweichen
Sternstrahlen dunkelroter Dahlien fort.



Strasburg Um.

Gemälde von Professor Philipp Frank.

Das Bild hat die Stadt Strasburg Um. für das Rathaus angekauft.

Max Lindow · 4 Weihnachtsgedichte.

Christnacht.

O Bethlehem, du kleine,
wie bist du reich und groß;
Maria selbst, die reine,
birgst du in deinem Schoß.

Auf einem Bett von Halmen
ruht sie mit ihrem Kind;
und draußen über Palmen
streicht mild der Winterwind.

Der Mond und seine Sterne
stehn hell im Himmelstor,
und leise in der Ferne
singt Gottes Engelchor.

Die Flucht nach Aegypten.

Du gutes, graues Eselein,
tritt leise auf und sacht!
Du trägst das liebe Jesulein
ja durch die dunkle Nacht.

Sieh, Joseph hält die Zügel weich
in seiner lieben Hand;
Gottvater in dem Himmelreich
zeigt euch das ferne Land.

Maria drückt voll Lust und Leid
das Kind an's Mutterherz,
und schlägt in stiller Dankbarkeit
die Augen himmelwärts.

Der Weihnachtsmann.

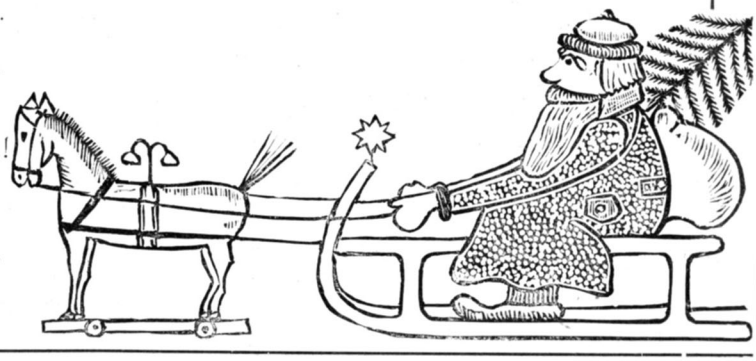
Weihnachtsmann fährt durch den Schnee,
läßt sein Pferdchen schneller traben.
Klopft schon an! O weh, o weh!
Wird er auch für mich was haben?
Ich will meine Hände falten,
will ein Weihnachtslied ihm singen!
Das gefällt dem guten Alten,
und er wird mir alles bringen,
was mein Herz nur wünschen kann.
Guter, lieber Weihnachtsmann!

Unner'n Wihnachtsboom.

Stoh ik so unner'n Wihnachtsboom,
denn bün ik ümmer half in'n Droom.
Ik koom mi as 'n Kind so vör! –
De Wihnachtsmann steiht hinnert Döör,
drauht mit de Rood und frøggt mol an,
of ik denn ok woll beden kann!
Mi puckert in den Lichterglanz
dat Herz, as weer 't een Lämmerschwanz.
Mi is 't, as stünd de Himmel up,
un ik kreeg ok mien Zuckerpupp.

So as mi, geiht dat ganz gewiß
männcheen, de al veel öller is!
De Christboom drøggt uns sacht torück
in 't Kinnertied und Kinnerglück!
Dat Herz ward werrer jung un wiet
un freut sich öwern Wihnachtstüüt –
un høögt sich öwern Kleinigkeit,
de uns dat Christkind bringen deit.
Uns beiden Händ'n folg'n wie sacht,
wi singen: Stille, heilge Nacht!

Dat Fest vergeiht! – Dat Licht verbrennt!
Dat Leven awer ielt un rönnt,
so as dat süß al ümmer weer,
un wi, – wi bödeln hinnerher!
Wat kost't dat Schweet! Wat kost't dat Kraft!
Man kümmt nich mit, wenn man nich drafft!
So is 't johrut, so is 't johrin!
Wat harr dat alles woll för 'n Sinn,
strohlt nich in 't Leven – ganz van färn
de helle, blanke Wihnachtsstärn!



Wohlfahrtspflege im alten Prenzlau.

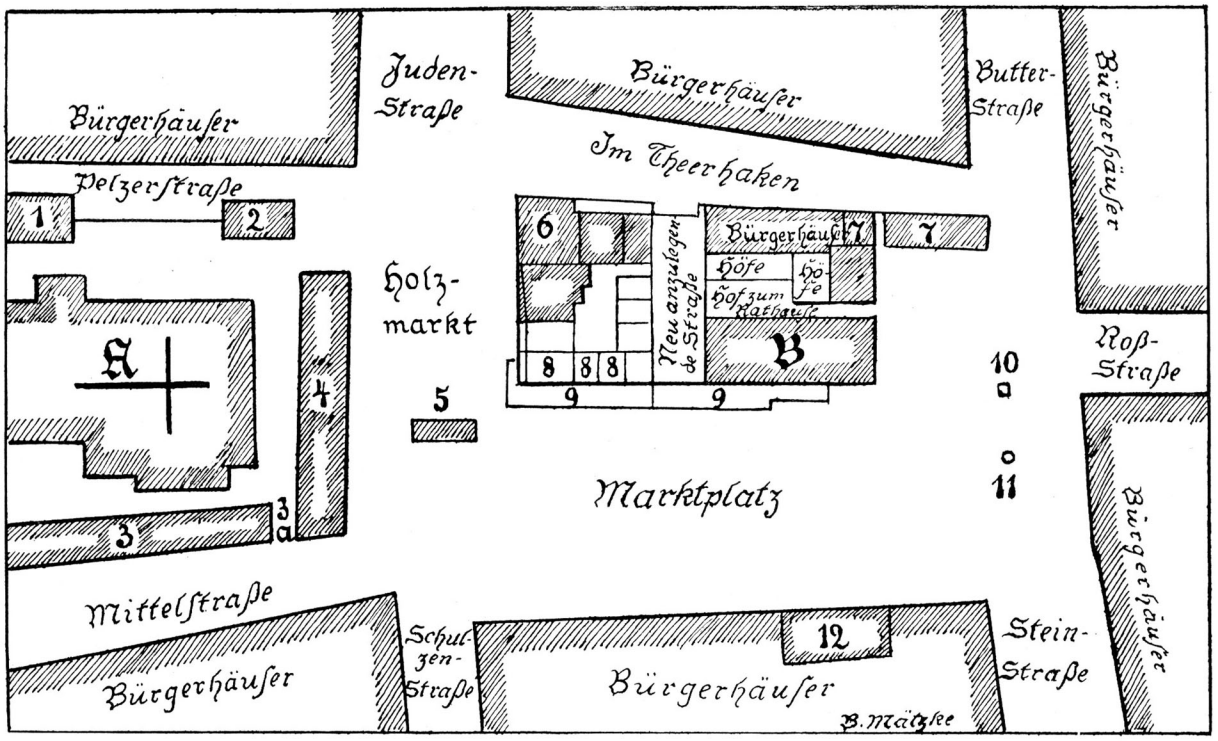
Von Bernhard Mätzke.

Betrachten wir den hier wiedergegebenen Ausschnitt aus dem Prenzlauer Stadtplan genauer, so wird uns auffallen, daß viele der darin verzeichneten Oertlichkeiten heute in unserer Stadt nicht mehr vorhanden sind, ja daß selbst die Straßennamen sich geändert haben. Es treten uns da Namen entgegen, deren Bedeutung nicht mehr ohne weiteres erkennbar ist. Versuchen wir es doch einmal, uns darüber Klarheit zu verschaffen! Das Elendenhospital (2) war zunächst wohl für die aus ihrer Heimat verbannten Fremdlinge (althochdeutsch eli-lenti von der Heimat fern, fremd) bestimmt. Die als Rohrbuden (3) bezeichneten Wohnhäuschen hatten ihren Namen nach der Art ihrer Dachbedeckung, ebenso die Wisselbuden (4), deren Dächer mit Wisseln (Strohbüscheln) eingedeckt waren. Schwierig zu erklären ist die Bezeichnung Tuck- oder Tückmantel (3a) für den zwischen diesen Buden zum Marienkirchhof führenden Durchgang. Vielleicht ist es die plattdeutsche Aussprache des Namens Zuckmantel (Zücke, d. h. raube den Mantel!), womit man damals einen Wegelagerer bezeichnete. Bei dem heftigen Luftzuge, der zuzeiten vom Kirchhofe her durch diese Lücke brauste, mag es zuweilen vorgekommen sein, daß dem ahnungslos hindurch- oder vorüberwandelnden Bürger plötzlich der lose umgehängte Mantel entrissen wurde, so daß mancher gedacht oder auch ausgerufen haben mag: „Dat is jo hier de reine Tuckmantel!“ Oder hat hier etwa gar einmal ein wirklicher Zuckmantel sein Unwesen getrieben? Der Volksmund hat ja derartige auffallende Begebenheiten gern durch Benennung der betreffenden Oertlichkeiten festgehalten. Wie wäre sonst die heute „Am Rohrteich“ genannte Straße zu ihrem alten Namen „Der Totschlag“ gekommen, wenn nicht einmal in dieser Gegend ein aufsehenerregender Mord verübt worden wäre. Die Steinbude (6) war ein massives Gefängnis, bestimmt für Bürger, die sich irgendwie strafbar gemacht hatten, daher auch der Name „Bürgergehorsam“[1]). In den Fleischerscharren (7) konnten die Hausfrauen ihren Fleischbedarf decken. Die auf der Südseite des alten Rathauses gelegenen Alten Buden (9) waren ursprünglich offene Verkaufsstände der verschiedenen Handwerker, die sie sich nach und nach zu ständigen Wohnstätten ausbauten. Sie führten den Namen „Im Hagen“, weil einst wohl bis hierher der Hagen, d. i. die Umwehrung der ältesten Stadt, reichte. Auf der Nordseite lagen die Hakenbuden oder Theerhaken. Letzterer Name hat mit dem schwarzen Dachanstrich nichts gemein. „Die tere“ heißt im Mitteldeutschen der Packen oder Ballen und „tere wandes“ der Tuchballen. „Hak (Haak)“ ist die niederdeutsche Form von Höker (Krämer), die noch jetzt in den Familiennamen Bierhake, Semmelhaak, Winkelhake vorkommt. Höchstwahrscheinlich hielten in diesen Räumen die Tuchhändler oder Gewandschneider ihre Ware feil. In den Messestädten, z. B. in Leipzig, war das Gewandhaus dafür bestimmt. Später erhielt die Straße auf dieser Seite des Rathauses den Namen „Im Theerhaken“. In der Pelzerstraße, wie die Marienkirchstraße früher hieß, wohnten die Kürschner. Die Judenstraße ist die heutige Königstraße; aus der Butterstraße wurde die Friedrichstraße und aus der Roßstraße die Vincentstraße. Mittelstraße hieß einst der obere Teil der Wittstraße. Das Haus der Schwanenapotheke am Markt (12) wurde von Friedrich Wilhelm I. als Posthaus errichtet. Im Jahre 1716 schenkte er es dem Oberst Georg Levin von Winterfeldt als „Burglehn“, worauf die Inschrift Burgfreiheit hinzudeuten scheint.

Nachdem wir uns so mit den Oertlichkeiten vertraut gemacht haben, wollen wir nun hören, wie es im alten Prenzlau um die Wohlfahrtspflege auf deren verschiedenen Gebieten bestellt war. Es gab in unserer Stadt schon in alten Zeiten Vereinigungen, die sich die Wohlfahrtspflege angelegen sein ließen. Im Jahre 1334 gründete Arnold Kalen, der Propst des Jungfrauenklosters, die Leichenbrüderschaft. Ihre Mitglieder hatten bestimmte Beiträge zu entrichten, die dazu verwendet wurden, die mittellos Verstorbenen mit den damals üblichen Zeremonien zu beerdigen und ihnen die gewöhnlichen Seelenmessen lesen zu lassen. Um auch diesen Toten ein Leichengefolge zu sichern, hatte der Bischof von Cammin einen vierzigtägigen Ablaß denjenigen zugesichert, welche die Leichenbrüderschaft unterstützen und dem Leichendienst der Verstorbenen beiwohnen würden. Allmählich kam man aber zu der Einsicht, daß es doch wohl wertvoller sei, den Armen und Notleidenden schon bei Lebzeiten ihr schweres Los zu erleichtern. So entstand dann aus der Leichenbrüderschaft der Kaland, dessen Mitglieder am ersten Tage eines jeden Monats, im Lateinischen Calendae genannt, zusammenkamen. Sie waren zur Ausübung gewisser religiöser Uebungen verpflichtet, besonders aber zur Almosenaustheilung und Unterstützung der von ihnen betreuten Armen. Die dazu benötigten Mittel flossen ihnen aus mancherlei Stiftungen und Vermächtnissen an Land und barem Gelde zu. So hatte z. B. der Priester Franz Hoppe den Kalandsbrüdern die Einkünfte von einem Hofe und 4 Hufen in Klockow vermacht, die in der Hauptsache zur Verteilung an die Stadtarmen Verwendung finden sollten. Dieser Brüderschaft gehörten auch die Rohr- und Wisselbuden, die deshalb auch Kalandsbuden genannt wurden.

Eine soziale Pflicht gegen Arme, Alte, Sieche und Kranke von Gemeinde wegen kannten die Städte des Mittelalters noch nicht. Man überließ diese Bedürftigen vielmehr der Barmherzigkeit der Bürger. Weil aber Barmherzigkeit von der Kirche der damaligen Zeit als besonders verdienstvoll gepriesen wurde, fanden sich überall in den Städten reiche Leute, die Hospitäler und Siechenhäuser stifteten und diese bestimmten Heiligen weihten. So geschah es auch in

[1]) Nach Sürings Beschreibung der Stadt hieß der jetzige Hexenturm um 1650 Bürgergehorsam.



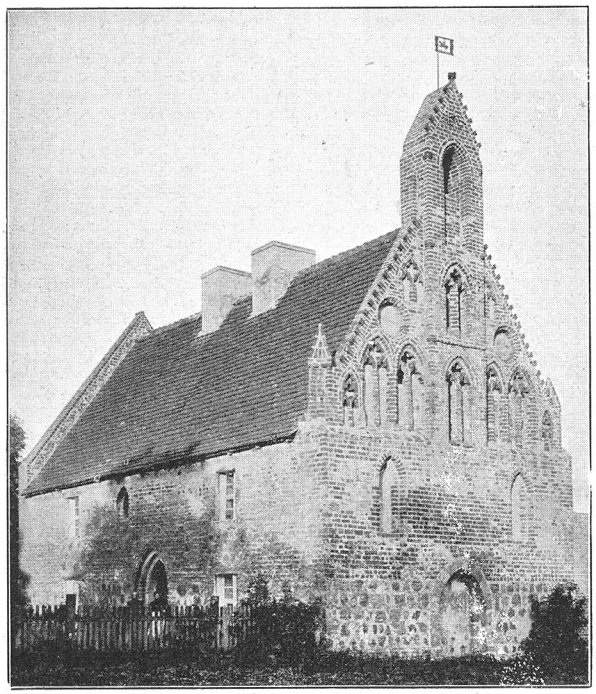
Der Prenzlauer Marktplatz um 1725. [2]) / (Nach einem Plane von Ernst Dobbert.) / A. Marienkirche. B. Neues Rathaus. 1. Gymnasium. 2. Elendenhospital. 3. Rohrbuden. 3a. Tuchmantel. 4. Wiffelbuden. 5. Alte Hauptwache. 6. Steinbude. 7. Fleischerscharren. 8. Neue Hauptwache. 9. Alte Buden (Im Hagen). 10. Brunnen. 11. Roland. 12. Burgfreiheit.

Prenzlau. Hier dienten die Hospitäler zum Heiligen Geist, zum Hohen Hause, zum Elendenhause und zum Schwarzen Kloster als Heimstätten für arme und alte Bürger und deren Witwen. Wir wissen nicht, ob für die Insassen unseres Heiligengeisthospitals dieselben Vorschriften galten, wie sie uns aus anderen Städten berichtet werden. Dort durften sie nur Kleider aus ungefärbter Wolle und schwarze Schuhe tragen. Bei den Mahlzeiten sollten sie ein anständiges Verhalten beobachten, an keiner lärmenden Festlichkeit teilnehmen, Diebstahl, Beleidigungen, Zänkereien und einen anstößigen Lebenswandel vermeiden. Es war ihnen verboten, ohne Urlaub das Hospiz zu verlassen. Das Georgenhospital war nächst dem zum Heiligen Geist das älteste[3]). Man hatte es außerhalb der Stadtmauer angelegt, ebenso das Gasthaushospital St. Elisabeth, auch Peregrinen-, d. h. Pilgerhospital genannt, sowie das St. Gertraudhospital. Das geschah einesteils, um den etwa nach Toresschluß eintreffenden Pilgern und sonstigen Wanderern noch Obdach zu bieten, sodann aber auch, um die Bürgerschaft vor Berührung mit den in gesundheitlicher Beziehung nicht immer einwandfreien Pilgern zu bewahren. Alle diese Hospitäler sind, wenn auch nicht mehr in ihrer alten Gestalt, noch heute in Prenzlau vorhanden, bis auf das der heiligen Gertraud, der Schutzpatronin aller Reisenden, geweihte. An seiner Stelle finden wir heute den „Templiner Krug". Das Georgenhospital hatte lange Zeit eine traurige Bestimmung, diente es doch den aus der Gemeinschaft ihrer Mitmenschen ausgestoßenen Aussätzigen als Asyl. Die eigentlichen Hospitalgebäude sind wahrscheinlich im Dreißigjährigen Kriege zerstört worden, nur die Kapelle steht noch, in der arme alte Einwohner der Stadt eine Heimstätte finden.

Es scheint so, als ob die Hospitaliten nicht immer genügend versorgt wurden, sieht sich die Bürgerschaft doch genötigt, im Jahre 1593 in dieser Angelegenheit eine Beschwerde an den Rat der Stadt zu richten[4]). Durch die furchtbaren Kriege im 17. Jahrhundert war das sonst so überaus fruchtbare Ackerland unserer Gegend zur Wüste geworden. Da die Einkünfte der Hospitäler zum größten Teile in den Renten der ihnen vermachten Ländereien bestanden, hatten sie natürlich sehr darunter zu leiden. So kam es, daß sich im Jahre 1688 die Insassen des Gasthauses und des Heiligengeisthospitals beschwerten, daß ihnen von den Einkünften der Stifte nur wenig gereicht würde und sie gar nicht wüßten, was ihnen zustünde, obwohl sie sich eingekauft hätten. Infolgedessen wurde auf Veranlassung des Kurfürsten festgesetzt, daß jeder Insasse des Gasthauses jährlich 4 Taler bar für Fleisch, Fische, Butter, Salz u. dgl., 6 Scheffel Roggen, 4 Pfund Fleisch an den drei großen Festen und täglich ein Quart Bier erhalten sollte. Außerdem hatten sie Gartennutzung und für jede Stube 6 Fuder Holz. Die Bewohner des Heiligengeisthospitals bekamen gleichfalls 6 Scheffel Korn, dazu 4 Taler 18 Groschen in bar und 12 Groschen zu Licht. Statt des Fleisches erhielten sie die Hälfte der Lämmer, die der Röpersdorfer Hirt dem Hospital ab-

[2]) Vgl. dazu auch den Stadtplan auf Seite 108 des Jahrg. 1930 dieses Kalenders.
[3]) Beide werden 1325 zum ersten Male urkundlich erwähnt.

[4]) Siehe Heimatkalender 1926, Seite 106.



St. Georgenkapelle in Prenzlau.

zuliefern hatte, und statt des Bieres 1 Wispel Malz. Demnach scheinen die Insassen dieses Hospitals sich ihr Bier selber gebraut zu haben. Dem Hospital gehörte ja auch die öffentliche Braupfanne, für deren Benutzung eine bestimmte Abgabe zu entrichten war. Auch die Leihgebühren für die Bratspieße flossen in seine Kasse. — Durch die mancherlei Stiftungen und Vermächtnisse an Land und Geldhebungen kamen die Hospitäler zu ansehnlichem Kapitalvermögen, das sich im Jahre 1907 auf insgesamt 724 595 Mark belief, aber zum größten Teil der Inflation zum Opfer fiel.

Aber auch sonst wurde der Armen bei Abfassung von Testamenten gedacht. So vermachte im 15. Jahrhundert der hiesige Bürger Arnold Kakstädt zwei altstädtische Hufen zur Almosenspende, während der Priester Matthias Schapow aus seiner Hinterlassenschaft jährlich 8 Pfund[5]) zur Verteilung unter die Armen bestimmte. Im 16. Jahrhundert nahm man sich besonders der armen Schüler an. So schenkte Bernd von Arnim jedem armen Schüler, der in der Dreifaltigkeitskirche singe, jährlich ein Tuchgewand. Adelheid von der Asseburg hinterließ 150 Gulden, deren Zinsen zu gleichen Teilen den armen Jungferlein in der Meidlinschule, den armen Schülern der Knabenschule und sonstigen Armen zugute kommen sollten. Für diejenigen Armen, die nicht in den Hospitälern untergebracht werden konnten, bestanden die beiden Armenhäuser in der Springstraße[6]), deren Vorsteher die Kürschner waren. Die in den Jahren 1686 und 1687 bei uns eingewanderten französischen Reformierten hatten ihre eigene Armenkasse.

Daß man bei uns schon im 16. Jahrhundert bestrebt war, die Bettelei einzudämmen, ersehen wir aus dem Visitationsabschiede vom Jahre 1543, worin es heißt: „Fremde, unbekannte Bettler solle man aus der Stadt weisen, gesunde und kräftige zur Arbeit anhalten; für diejenigen aber, die des Almosens bedürftig, solle der Rat ein gleichmäßiges Kennzeichen beschaffen.“ Letzteres geschah auch; leider wird uns nicht berichtet, worin diese Kennzeichnung bestand.

Wie stand es nun im alten Prenzlau um die Gesundheitspflege, die ja doch ein wichtiger Zweig der Wohlfahrtspflege ist? Wie war es überhaupt um den Gesundheitszustand der alten Prenzlauer bestellt? Darauf gibt uns ein Sachverständiger, der Prenzlauer Arzt Simon Herz, in einem von ihm im Jahre 1790 herausgegebenen Büchlein folgende Antwort: „Ein blühendes und volles Aussehen, ein gut gestalteter, gesunder und dauerhafter Körper von mittelmäßiger Größe zeichnen den großen Haufen der hiesigen Einwohner aus, die ihre Gesundheit durch unordentliches Leben nicht geschwächt haben. Es gibt hier Leute, die zu einem Alter von 70, 80 und mehr Jahren gelangen und dabei noch viel Munterkeit und Stärke besitzen . . . Meistens lieben sie starke Getränke und feste Speisen, haben starke Leibeskräfte und Muskeln und gute und starke Verdauungskräfte, sind zu mühsamen, anhaltenden Arbeiten geschickt und haben — einzelne wenige leichtsinnige und liederliche Menschen, die man hier sowie an jedem Ort der Welt antrifft, ausgenommen — keinen Hang zur Weichlichkeit und üppiger Verschwendung.“ Wir dürfen wohl annehmen, daß das hier entworfene Bild von den allgemeinen Gesundheitsverhältnissen in unserer Stadt auch auf die früheren Jahrhunderte zutrifft. Und das war gut so; denn die Heilkunde lag im Mittelalter doch sehr im argen. Sie wurde hauptsächlich von Mönchen ausgeübt, denen aber jeder blutige Eingriff verboten war. Die einzigen Wundärzte waren die Bader und Barbiere, die bei uns bis ins 18. Jahrhundert hinein als staatlich anerkannte Heilkünstler, Pflasterschmierer, ja sogar Geburtshelfer schlecht und recht sich betätigten. Zum Teil stellten sie sogar ihre Heilmittel selber her, obwohl schon im Jahre 1303 dem hiesigen Bürger Walter dem Jüngeren die landesherrliche Genehmigung zum Betriebe einer Apotheke erteilt worden war. Es ist dies die heute noch bestehende Grüne Apotheke. Im Jahre 1626 gab es in Prenzlau schon 2 Apotheker und 3 Medizi, also wissenschaftlich vorgebildete Aerzte, die sich aber anscheinend in der Hauptsache nur mit der Heilung innerer Leiden befaßten; denn es werden außerdem noch 8 Barbiere und Wundärzte genannt. Ganz gewiß fehlte es daneben auch hier nicht an weisen Frauen und klugen Männern, denen man zutraute, daß sie durch Böten, Streichen und allerlei Sympathiemittel mancherlei Krankheiten und Gebrechen heilen könnten[7]). Im übrigen lebten die Alten wohl nach der bewährten Gesundheitsregel: „Holl kolt den Kopp un warm die Poten, denn brukst du nich tum Dokta lopen!“

War man so schon in alter Zeit bemüht, körperliche Leiden zu heilen, so gut man es verstand, so stand es um die Verhütung und Bekämpfung ansteckender Krankheiten sehr traurig. Wir wissen ja, daß die Uckermark und besonders unsere Gegend im Laufe der Jahrhunderte immer wieder von Feinden heim-

[5]) Gemeint sind hier Pfund Silber als Münzeinheit.
[6]) Die heutige Klosterstraße.
[7]) Näheres darüber findet der Leser in folgenden Jahrgängen unseres Kalenders: 1926 (Seite 157), 1929 (71), 1933 (146)

gesucht wurde. Die hier kämpfenden oder durchziehenden Truppen schleppten allerlei Seuchen ins Land. So wütete auch in unserer Stadt zu verschiedenen Malen die Pest. Im Jahre 1630 fiel ihr im Zeitraum von 9 Monaten die Hälfte der Einwohnerschaft zur Beute, und in der Zeit vom 3. August 1710 bis zum 21. Februar 1711 raffte sie von den 4000 Einwohnern 681 dahin. Auch die beiden Pestärzte Dr. Mauritius und von Löwen mußten ihre pflichttreuen Bemühungen um die Erkrankten mit ihrem Leben bezahlen. Eine wirksame Bekämpfung seuchenartiger Krankheiten war damals besonders schwierig, da man ja die Krankheitserreger noch nicht kannte. Deshalb waren auch die zur Verhütung ihrer Weiterverbreitung angewandten Mittel sehr fragwürdiger Art. Begnügte man sich doch bei uns mit dem Vernageln der Türen und Fenster derjenigen Häuser, deren Bewohner an der Pest erkrankt waren. Konnte man sich im Mittelalter das plötzliche Auftreten und schnelle Umsichgreifen einer Krankheit unter Menschen oder Vieh nicht erklären, so mußten eben die Hexen dafür büßen*).

Wir alle wissen, daß zu einer gedeihlichen Gesundheitspflege vor allem Ordnung und Sauberkeit gehören, nicht nur im Hause, sondern auch auf den Straßen und öffentlichen Plätzen. Die Häuser standen damals mit dem Giebel nach der Straße, die Dächer fielen rechts und links steil ab. Zwischen je zwei Häusern war gewöhnlich ein schmaler Gang, in dem nicht selten ein Abort allereinfachster Art errichtet war, „ein Privet", wie man damals sagte. Ein guter Teil der Jauche aus diesem und vom Hofe floß ungehindert auf die Straßen, die selten und dann auch nur in der Mitte auf dem Fahrdamm gepflastert waren. Wir können uns wohl vorstellen, in welchem Zustande sich die Straßen befanden. Besonders bei anhaltendem Regenwetter waren sie für den Bürger eine Plage, für sein Feder- und Borstenvieh aber eine Wonne. Noch im Jahre 1728 beklagten sich die Anlieger der Marktstraße, daß wegen des völlig grundlosen Bodens niemand zu ihnen gelangen könnte, um etwas zu kaufen und zu bestellen, und daß sie Hunger leiden müßten, wenn der Magistrat nicht bald für Pflaster sorge. Das schon im Jahre 1577 erlassene strenge Verbot der Verunreinigung der Kirchen und Kirchhöfe scheint auch nicht viel geholfen zu haben, mußte doch Seckt noch 200 Jahre später die Reinhaltung dieser Orte als einen frommen Wunsch bezeichnen. Vielleicht entstand damals das Sprichwort: „Rendlichkeit is't halwe Lewen. Fru, hol 'n Bessen un feg'n Disch af!"

Bei der Reinhaltung der Straßen und Plätze scheinen die städtischen Behörden nicht allzu großen Eifer entwickelt zu haben, sonst wäre doch wohl der nachfolgende Erlaß Kurfürst Friedrichs III. vom Jahre 1696 an seine getreuen Prenzlauer nicht nötig gewesen:

„Unsern Gruß zuvor, liebe Getreue! Demnach wir in Erfahrung gekommen sind, daß bei Euch die Märkte und Straßen annoch sehr unsauber gehalten werden, und zu deren Reinigung und Abführung des Unflats zurzeit gar schlecht Anstalt gemachet, auch dazu die in den Gängen zwischen den Häusern befindlichen Privete nicht wenig Ursach geben, wie denn auch dadurch ohnedem den Nachbarn allerhand Ungelegenheiten zugefügt und vornehmlich zur Sommerzeit ein übler Geruch verursacht wird. Und da Euch und der ganzen Stadt selbst daran gelegen, daß solches förderlichst geändert und die Privete in den Hausgängen abgeschafft werden, also befehlen wir Euch hiermit gnädigst und ernstlich, Euch mit unserm Richter Dulac, an welchem wir besondere Verordnung desfalls ergehen lassen, zusammen zu tun und sowohl Deutschen als Refugierten ernstlich anzudeuten, daß wenigstens alle Sonnabend jedweder die Straße vor seiner Tür, so weit die Grenze seines Hauses gehet, kehren, die Unsauberkeit zusammenbringen und außerhalb der Stadt fahren lassen solle. Ihr aber habet den Markt und die Straßen vor den wüsten Stellen reinlich halten zu lassen, und überdem auch diejenigen, so ihre Privete noch in Gängen haben, dahin zu obligieren (verpflichten), daß jedweder solches binnen 4 Wochen Zeit abbrechen und abwärts in seinem Hofe Gelegenheit dazu sich machen solle, widrigenfalls habt Ihr diejenigen, so unserer Verordnung nicht gehorsamst nachleben wollen, durch gewisse Strafe dazu an zuhalten, oder durch die Diener den Unflat von der Straße ihnen in ihre Häuser werfen und die Privete abbrechen zu lassen. Daran vollbringt Ihr unsern gnädigsten Befehl, und sind Euch mit Gnaden gewogen."

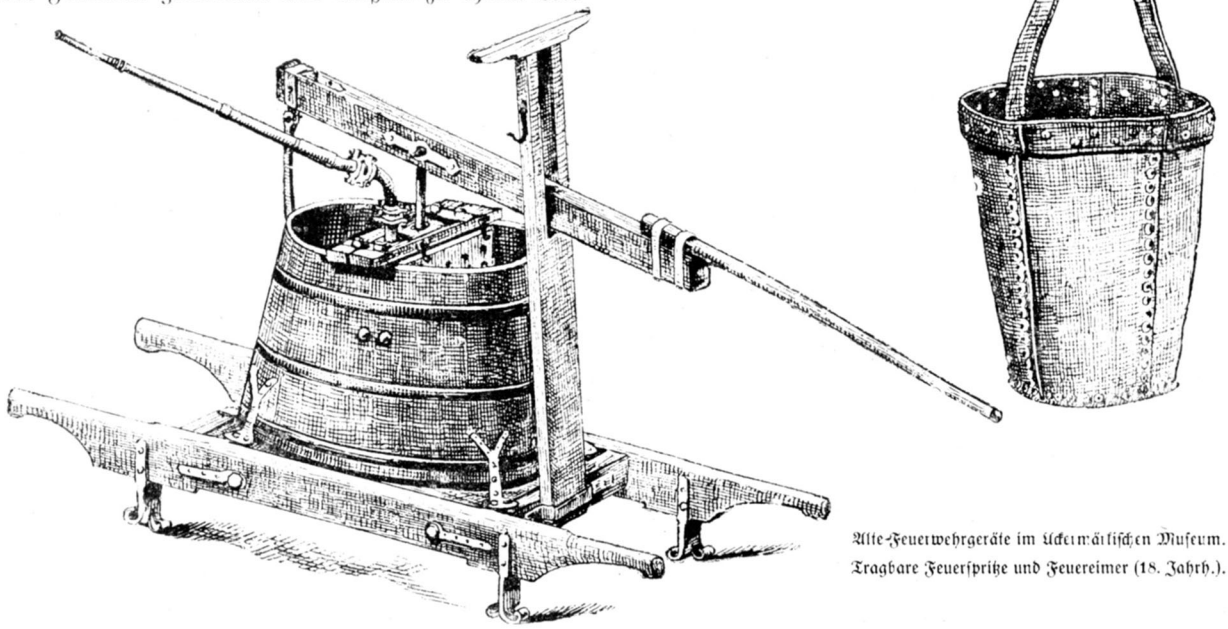
Mit welchem Eifer sich die Prenzlauer dabei machten, diese Verordnung zu erfüllen, ersehen wir aus dem „gnädigsten Befehl", der dem kommandierenden Offizier in Prenzlau am 13. Januar 1700 zuging, nach Ablauf einer achttägigen Frist durch einige Soldaten die Straßen besichtigen und den Widerspenstigen den Unflat in ihre Häuser werfen zu lassen, ohne jede Nachsicht, und dies in achttägigen Zwischenräumen ständig zu wiederholen, „gestalt Sr. kurfürstlicher Durchlaucht gnädigster Wille dahin gehet, daß den verschiedentlichen schon desfalls ergangenen Verordnungen gehorsamst nachgelebet werden solle". Es scheint, als ob das Militär diese wirksame Maßregel pünktlich und sorgfältig ausgeführt hat; denn der Kurfürst fand in Zukunft keine Veranlassung zu dergleichen Anordnungen mehr.

Um eins brauchte man sich im alten Prenzlau nicht zu sorgen, nämlich um den Kampf gegen den Verkehrsunfall; denn der Straßenverkehr wickelte sich in der ruhigsten und gemütlichsten Art und Weise ab, höchstens daß einmal ein wild gewordener Reiter Menschen und Tiere in Gefahr brachte. Wenn wir dagegen an die Gefahren denken, die uns heute auf der Straße auf Schritt und Tritt bedrohen, so können wir wenigstens in dieser Beziehung von der guten alten Zeit sprechen, wenn wir sie auch sonst in vielen Lebensverhältnissen nicht zurückwünschen.

Sehr bedenklich sah es um die Feuersicherheit der Gebäude in alter Zeit aus. Die ältesten Bürgerhäuser unterschieden sich wenig von den Bauernhäusern auf dem Lande; denn wie diese waren sie entweder ganz oder doch zum großen Teil aus Holz errichtet und mit Schindeln gedeckt. Dazu kam noch, daß die Schornsteine offen waren und aus Holz bestanden, das mit Lehm überkleidet war und daß nur Holz gefeuert wurde. Zudem gab es in unserer Stadt nur einen Schornsteinfeger. Ja, jahrelang hatte Prenzlau im 18. Jahrhundert überhaupt keinen, so daß ein Stettiner Schlotfeger hier die Schornsteine reinigen mußte. Da die Bürger ja zum Teil auch Ackerbau und Viehzucht betrieben, hatten auf den

*) Ueber die Pest in Prenzlau siehe auch Jahrgang 1930 (106) und 1935 (173).

Höfen auch noch die mit Stroh oder Rohr gedeckten Scheunen und Ställe ihren Platz. So schwebte das Gespenst einer Feuersbrunst ständig über der Stadt, und nicht umsonst ließen die Wächter Nacht für Nacht ihren Mahnruf erschallen: „Bewahrt das Feuer und das Licht, daß niemandem ein Leid geschicht!“ Wehe aber der Stadt, wenn in ihren Mauern dennoch Feuer ausbrach! In kurzer Zeit war das in Brand geratene Gehöft ein wüster Schutthaufen. Der geringste Luftzug genügte, die gefräßige Lohe auf die Nachbarhäuser zu treiben, und in wenigen Stunden war ein ganzes Häuserviertel, ja oft die ganze Stadt ein Opfer der Flammen geworden. Das mußten zu ihrem Leidwesen die Prenzlauer am 15. Juni 1483 erleben, als ihre Stadt so weit niederbrannte, daß man überall die Tore sehen konnte. Um der schnellen Ausbreitung des Feuers wenigstens einigermaßen Einhalt gebieten zu können, wurden die Scheunen vor die Stadttore verwiesen.



Alte Feuerwehrgeräte im Uckermärkischen Museum. Tragbare Feuerspritze und Feuereimer (18. Jahrh.).

Selbstverständlich war ein wohllöblicher Rat der Stadt bei der ständigen Feuersgefahr auf den Erlaß einer guten Feuerlöschordnung bedacht. Danach hatte jeder Bürger in seinem Hause eine Leiter und vor demselben das ganze Jahr hindurch eine Tonne oder einen Zober mit Wasser bereitzuhalten. Das Gefäß mußte so eingerichtet sein, daß es mit einem Hebebaum aufgehoben und so zur Brandstätte geschafft werden konnte. Im Winter hatte er das Wasser in der Küche in der Nähe des Herdes in Bereitschaft zu halten. Unter dem Rathause standen stets zwei Wagen mit Leitern und Haken bereit. Die mußten die in der nächsten Umgebung des Marktes im Hagen, in den Wissel- und Rohrbuden, sowie in den Hakenbuden wohnenden Bürger sofort zum Feuer ziehen. In der Steinbude wurden die Feuereimer aufbewahrt. Bei einem Brande hatten die Nachtwächter, Stadtdiener und Bierspünder die Aufsicht über die Eimer und das gerettete Gut. Zum Brandlöschen waren im Jahre 1699 in der Stadt vorhanden: 2 große Spritzen, 183 Handspritzen, 8 Feuerhaken, 233 Feuer- und Hausleitern, 199 lederne Eimer, 89 Brunnen. Damals hatte Prenzlau 620 bewohnte Häuser. Im Jahre 1752 waren in der Stadt und in der Vorstadt 810 Häuser mit Ziegeldächern vorhanden. Zur Feuerbekämpfung standen 5 metallene und 656 Holzspritzen, 52 Leitern, 656 Eimer, 31 Haken, 52 Wasserkübel zur Verfügung. Die Wasserkübel standen auf Kufen an den öffentlichen Brunnen und konnten von Pferden oder Menschen leicht zur Brandstätte geschafft werden. Von der Wirksamkeit der damaligen Feuerlöschgeräte können wir uns einen Begriff machen, wenn wir die im Uckermärkischen Museum zur Schau gestellten Spritzen und Eimer betrachten und dann einmal einer Uebung unserer Freiwilligen Feuerwehr beiwohnen[9]).

Handfeuerspritze (16. Jahrhundert).

Im alten Prenzlau scheint die Fürsorge für Mutter und Kind nicht hervorragend gewesen zu sein, sonst hätte der Chronist Christoph Süring nicht nötig gehabt, folgende Vorkommnisse der Nachwelt zu übermitteln: „1609 den 19. Mai wurde Agneta Driechels, eines Bürgers Tochter und Nickel Möllers, Uhrmachers allhier zu Prenzlow, hinterlassene Witwe, wegen ihres begangenen Kindermords auf Urteil und Recht in einen Sack gesteckt und durch Wasser vom Leben zum Tode gebracht. — 1631 den 21. August wird in dem Graben vor Bertram von Boytels Garten ein totes und verwundetes Kind gefunden, dessen Mutter hernach befunden wird, eine Magd beim Mühlenmeister dienend, welche hernach um solcher Tat willen auf Urteil und Recht durch den

[9]) Siehe auch das Bild auf Seite 127 des Jahrgangs 1932

Neptunum[19]) vom Leben zum Tode gebracht wird." Also auch diese Kindesmörderin wurde ertränkt. In diesen beiden Fällen war jedenfalls die Not der Beweggrund zu der unseligen Verzweiflungstat. Ganz anders lagen die Verhältnisse und waren die Folgen bei dem uns gleichfalls von Süring überlieferten Fall von Kindesaussetzung: „1642 im Februar wurde Albert Mörlin, Ratsverwandter allhier, des Rats entsetzet, darum, daß er als Witwer mit des vorigen Syndici Herrn Johann Lüdecken seel. Witwen sich außerhalb der Kopulation eingelassen und nachdem das Kind zur Welt geboren, dasselbige einem Ratsherrn in der Neustadt, Jochim Segern, in einem Kober heimlich hatte an die Haustüre hängen lassen, welches Kind sie doch hernachmals wieder zu sich nehmen, auch einander rechtmäßigerweise ehelichen müssen."

Wie ganz anders sorgt doch heute die NS.-Volkswohlfahrt durch ihr Hilfswerk für „Mutter und Kind" sowie der Staat durch Bereitstellung von Mitteln für die Kinderreichen für Hebung der Geburtenzahl, um eine Ueberalterung des Volkes zu verhüten. Wie notwendig solche Maßnahmen auch in unserer Stadt sind, mögen folgende Zahlen beweisen: Im Jahre 1699 kamen in Prenzlau 41 Geburten auf je 1000 Einwohner, 1935 waren es nur 21. Ueberhaupt sind Sinn und Art der Wohlfahrtspflege im Dritten Reich von Grund auf andere geworden. Bei der Eröffnung des Winterhilfswerks 1935/36 stellte unser Führer Adolf Hitler u. a. folgenden Leitsatz auf: „Du sollst geben, auch wenn es dir abgeht; denn du sollst ein Opfer bringen für andere." Also nicht um damit für sein Seelenheil zu sorgen, nicht um in den Gabenlisten mit seinem Namen zu glänzen, soll heute der deutsche Volksgenosse sein Opfer für die NS.-Volkswohlfahrt bringen, sondern um als Staatsbürger das nationalsozialistische Grundgesetz zu erfüllen: „Gemeinnutz geht vor Eigennutz". Dadurch erfüllt er als Christ zugleich die Forderung des größten und selbstlosesten Wohltäters aller Zeiten: „Was ihr getan habt einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir getan." Möge solche Gesinnung auch in unserer Stadt mehr und mehr zum Durchbruch kommen und recht bald Gemeingut aller Einwohner werden, damit **Prenzlau** auch in dieser Beziehung das werde und bleibe, was sein ältester Name Przemyslaw besagt, nämlich eine Stadt

von rechtem Ruhme.

[19]) Neptun war der altital. Gott des Wassers und des Meeres.

Als Quellen wurden u. a. benutzt:

1. Süring. Aufzeichnungen aus der Geschichte der Uckermärkischen Hauptstadt Prenzlau von 1585 bis 1654. Der Uckermärker, Sonntagsbeilage zur Prenzlauer Zeitung und Kreisblatt, Jahrgang 1911, Nr. 32 ff. — 2. Seckt. Versuch einer Geschichte der Uckermärkischen Hauptstadt Prenzlau. Prenzlau 1785. — 3. Dobbert. Prenzlaus Hospitäler. Mitteilungen des Uckermärkischen Museums- und Geschichtsvereins zu Prenzlau. 4. Band, 2. Heft. Prenzlau 1909. — 4. Dobbert. Straßenreinigung in Prenzlau. Mitteilungen 4. Band, 4. Heft. Prenzlau 1911. — 5. Dobbert. Prenzlaus Straßennamen. Mitteilungen 3. Band, 4. Heft. Prenzlau 1907. — 6. Dr. Schwartz. Wie Prenzlau war und wurde. Der Uckermärker. Jahrgang 1911, Nr. 21. — 7. Die Kunstdenkmäler der Provinz Brandenburg. Band 3, Teil 1. Kreis Prenzlau. Berlin 1921.

Die Abbildungen sind den Mitteilungen des Uckermärkischen Museums- und Geschichts-Vereins entnommen.

Up d' Dörp hier is dat ok sehr schön!

VON EMIL REICHERT.

Kiek di de Lüüd ut d' Grotstadt an!
All komm'ns mit Autos, Fru un Mann,
Jung Mäkens, as wi gistern sehg'n,
de Köön ook all an d' Stürrad drehg'n.

Nu geiht't Karriär noh d' Ostsee henn.
So af un an, so denn un wenn
höllt an in'n Wald soo'n nüdlich Poor
un leggt sich lang un oolt sich door.

Hest du s' all in den Strandkorf sehn?
Half nooklich sind's un barft to Been.
Se buddeln sich in'n Schwemmsand in,
nohst goh'n se driest in d' Wooter rin.

Se spälen Ball un hupsen ook,
un spritzen sich, as sind s' nich klook.
Se looten sich von d' Sunn bekieken
un spälen as quood Kinner griepen.

Nä, Mudder, nä, man sallt nich glöw'n,
wi sitten hier un hacken Köw'n!
Watt schuften un watt rackern wi
uns Sünn- un Alldoogs as noch nie!

De lewen door, as so een König,
Geld hebb'n se väl un Arbeit wenig!
Se hör'n Musik un drinken Wien,
un wi, wi fooren hier de Schwien!

„Jo, Voter, jo, nu hör bloot upp!
Di schmeckt doch goot de Klüttersupp!
Den Sunnenschien hest du ümsüss,
du bruukst keen Geld, dat is gewiß!

Du kast die öwer Güssel freu'n,
un kast ook ees de Kinner ei'n!
Uns Miet up 'n Hoff hett Holt un Keen:
Up d' Dörp hier is dat ook sehr schön!

Das Käſtchen.

Von Maria Schaefer. / Zeichnungen von der Verfaſſerin.

Der alte Tiſchlermeiſter Gottlieb war geſtorben, und der junge Gottlieb war kaum aus den Lehrjahren heraus. Wie ſollte er nun beſtehen, wenn er das Erbe ſeines Vaters antrat?!

Unter der Leitung des Alten hatte der junge Gottlieb ein hübſches Käſtchen gefertigt; es war noch in rohem Holz, und der Vater hatte geſagt, er ſolle immer daran arbeiten und es ſo ſchön machen, daß er es dermaleinſt dem lieben Gott zum Geſchenk machen könne. Er probierte nun daran herum und die Figuren und Schnörkel, die er hineinſchnitzte, ſahen ſchon ganz manierlich aus, aber es mußte noch viel ſchöner und beſſer werden, hatte der Vater geſagt.

Nun war er tot, und Gottlieb ſtand in ſeiner Werkſtatt ratlos vor all der Arbeit, die dort zu machen war.

Da trat eines Tages eine ſchöne, vornehme Frau zu ihm herein. Sie war reich gekleidet und trug ein Hütchen von lauter Sonnenſtrahlen auf dem Kopf. Freundlich reichte ſie ihm ihre weiße Hand, an der viele goldene Ringe blitzten und ſagte: „Guten Tag, Gottlieb.“ Dann ſetzte ſie ſich, obwohl ſie ein prachtvolles ſeidenes Kleid anhatte, auf einen alten Stuhl, der zum Ausbeſſern in der Werkſtatt ſtand. Sie ſagte: „Ich bin die Gräfin Schaffegut und laſſe mir ein großes neues Schloß bauen, und du ſollſt mir die Einrichtung dazu liefern.

Gottlieb ſagte beſcheiden, daß er noch ein Lehrling ſei, und kein Meiſter, wie ſein Vater, aber ſie lachte und meinte, das ſchadete nichts.

„Du ſollſt mir für mein Frauengemach ein Sofa bauen und einen Tiſch und ſechs zierliche, hübſche Stühle. Alles aus beſtem Mahagoniholz und rot und blank poliert. Und dann noch einen Eckſchrank mit Glastüren, darin ſollen aus feinſtem Porzellan alle Märchen ſtehen: Schneewittchen mit den ſieben Zwergen, Aſchenputtel mit ihren Tauben, Dornröschen in der Roſenhecke, Rotkäppchen mit dem Wolf und auch der geſtiefelte Kater.“ Es müſſe reizend ausſehen, wenn alles ſo zierlich hinter den Glaswänden ſtünde, ob das Gottlieb nicht auch meine.

Ja, gewiß meinte es Gottlieb auch; aber er ſprach doch ſeine Bedenken aus, ob er ſo ſchwere Kunſt ſchon ausführen könne.

Die Gräfin Schaffegut beachtete ſeinen Einwurf gar nicht, ſie fuhr vielmehr fort: „Als Anzahlung gebe ich dir dieſen Ring; iſt die Arbeit fertig, ſollſt du reich belohnt werden, und gefällt ſie mir, ſo bekommſt du noch mehr Aufträge.“ Dann reichte ſie ihm wieder ihre weiße Hand, von deren einen Finger ſie ſoeben den ſchönſten Ring abgezogen hatte, ſchob mit ihren Goldkäferſchuhen die Hobelſpäne beiſeite und ſagte: „Auf Wiederſehen!“ Dann rauſchte ſie in ihrem ſeidenen Kleide aus der Werkſtatt.

Dem Tiſchlerlehrling war der Kopf ganz benommen. Lange noch ſtarrte er auf die Tür, als ob die liebliche Erſcheinung darin feſtgehalten ſei. Dann betrachtete er den koſtbaren Ring, der einen funkelnden Edelſtein trug. Er ſchob ihn auf den Finger — aber da ſaß er nun feſt. Er konnte ihn nicht wieder herunterkriegen, obgleich der feine Schmuck nicht eigentlich zu ſeiner Arbeitsfauſt paßte.

Dann fing er zaghaft an zu arbeiten. Aber es mußte wohl eine wunderſame Kraft von dieſem Ringe ausgehen — die Arbeit gedieh unter ſeinen Händen, als ob er ein Meiſter wäre!

Er war ſo eifrig, daß er erſt zuſammenräumte, als es dunkel wurde. Wie er aber nun Ordnung in ſeiner Werkſtatt ſchuf, bemerkte er, daß die Gräfin ihren großen Pompadur bei ihm vergeſſen hatte. Wie ſollte er ihn ihr nun zuſtellen? Denn plötzlich fiel ihm ein, daß ſie ihm ja gar nicht geſagt hatte, wo ſie wohne. — Schließlich tröſtete er ſich damit, daß ſie wohl anderntags wiederkommen werde, um ihn zu holen.

Aber ſie kam nicht wieder. Der Pompadur blieb bei ihm liegen, einen Tag und alle Tage. Oft betrachtete er ihn. Es war ein ſchöner Beutel! Er war reich mit Perlenſtickerei verziert, es ſchienen geheimnisvolle Zeichen zu ſein, die ſich da zu einem ſchönen Muſter verſchlangen.

Als die Gräfin gar nicht kam, um ihr Eigentum abzuholen, konnte er es eines Sonntags, wo er ohnehin feierte, nicht laſſen, die goldene Schnur aufzuziehen, um zu ſehen, was darin war.

Da ſprang ein elfenhaftes, liebliches, kleines Mägdlein aus dem Pompadur, es hatte ein himmelblaues Kleid an und goldene Locken umrahmten ſein reizendes Geſichtchen.

„Wer biſt du?“ fragte Gottlieb erſtaunt.

„Ich bin das Sonntagspüppchen,“ ſagte ſie. Dann reichte ſie ihm einen kleinen Becher aus purem Golde. Als er daraus trank, erfüllte ſein Herz eine ſo unnennbare Freude und Seligkeit, wie er es nie zuvor empfunden. Und doch war das Becherchen nicht größer als ein Fingerhut und viel mehr als ein Tropfen Wein war ſicher nicht darin geweſen. Das Sonntagspüppchen lachte, und da war es, als ob der ganze Raum von Sonnenſchein erfüllt war. Sie hüpfte auf den neuen Stühlen umher, die er für die fremde Gräfin gefertigt hatte, und ſie zeigte ſo viel Verſtändnis und Sachkenntnis für ſeine Arbeit, als ob ſie ein alter Meiſter ſei. Das freute und verwunderte ihn zugleich und darum ſprach er: „Wenn du ein ſo kluges kleines Perſönchen biſt, ſo kannſt du mir auch vielleicht die Zeichen deuten, die auf dem Handbeutel der Gräfin eingeſtickt ſind.“

„Gewiß,“ ſagte ſie, „das kann ich.“

Und ſie fuhr mit ihrem roſigen Fingerlein über das Muſter und ſagte: „Es ſind alte Runenzeichen, die die meiſten Menſchen nicht mehr leſen können. Dies zum Beiſpiel heißt: „Nur in der Arbeit liegt der Segen“; und dieſes: „Iſt die Arbeit getan, ſchmeckt der Feiertag wie ſchäumender Moſt, war aber die Woche träge, ſo ſchmeckt der Feiertag ſchal.“

Dann drehte ſie den Pompadur um, und auf der andern Seite las ſie: „Schäme dich nicht, o Menſch, deiner rauhen Hände, ſo ſie von Arbeitſamkeit kommen,“ und weiter: „Nütze die Tage der Muße, ſie

ſind wie ein Gut, das in köſtlichen Tropfen geſammelt iſt; lange noch kannſt du zehren an ſeinem erquickenden Geſchmack."

„Wie biſt du klug!" ſagte Gottlieb bewundernd.

Sie lachte und dann fing ſie an zu tanzen. So etwas Schönes hatte Gottlieb noch nicht geſehen!

Sie tanzte auf der Hobelbank mit ihren zierlichen roſigen Füßchen; aber er ſagte: „Reiße dir nur keine Splitter in deine nackte Haut!

Da lachte ſie wieder und meinte, er brauche keine Sorge zu haben, heute am Sonntag könne ihr nichts paſſieren; freilich auf einem Alltag dürfe ſie es nicht wagen.

Schließlich ſprach ſie, ſie wollten doch ein wenig hinausgehen, draußen ſcheine die Sonne ſo hell, und ſo einen ſchönen Sonntag dürfe man nicht in der Stube verſitzen. Als ſie ſich dann aber auf ſeinen Hut ſetzte, ſagte er etwas verlegen. „Was ſollen wohl die Leute denken, was ich da auf dem Kopfe trage!" Da meinte ſie lachend: „Darum gräme dich nicht, die Leute können mich gar nicht ſehen, nur d u kannſt es. So ging er denn mit ſeinem ſeltſam geſchmückten Hut durch die Stadt und durch die Gärten. Es dünkte ihm, alles habe ihm noch nie ſo ſchön geſchienen; ſelbſt der alte bucklige Müller, der immer einen ſo hämiſchen Zug um die Mundwinkel hatte, erſchien ihm freundlich.

Aber das kleine Weſen drängte, daß ſie vor Sonnenuntergang wieder heim wären, denn wenn der Sonntag vorüber ſei, müſſe es wieder zurück in ſeinen Beutel. — Mit Bedauern zog Gottlieb die goldene Schnur feſt. Nun ſollte es eine ganze Woche dauern, bis er ſie wiederſah?!

Er arbeitete fleißig, damit die Zeit ihm ſchneller verginge, und ehe er's ſich verſah, war der Sonntag wieder da. Zuerſt gab die Kleine ihm wieder aus ihrem goldenen Becher zu trinken, und da wurde ihm das Herz wieder froh und glücklich. Dann ſetzte ſie ſich auf die Lehne ſeines Stuhles und erzählte ihm Geſchichten und er arbeitete dabei an ſeinem Käſtchen und verſuchte alles in Bildern feſtzuhalten, wovon ſie ſprach. Die Zeit verging wie im Fluge. Mit einem Male war der Abend da, die Kleine mußte wieder in den Pompadur ſchlüpfen — und am andern Tag war ein häßlicher Montag! Warum konnte ſie nicht die ganze Woche bei ihm bleiben?!

Als wieder ein Sonntag zu Ende ging, verſteckte Gottlieb den perlgeſtickten Beutel, und da mußte das liebliche kleine Weſen draußen bleiben. Aber es war nun müde, es ſang und tanzte wohl auf ſeinen Wunſch; aber ſeine Stimme klang heiſer und die Füße waren matt — und da, wahrhaftig! Da hatte es ſich einen Splitter in die zarte Haut geriſſen! Gottlieb entfernte ihn zwar ſo gut er konnte — aber tanzen und ſpringen konnte die Kleine nun nicht mehr. Schließlich fing ſie an zu weinen, und flehte ihn an, er möchte ſie nun zur Ruhe bringen.

Gottlieb war recht unzufrieden. So hatte ihm alſo ſeine Liſt zu nichts geholfen! Aber er ſah nicht ein, daß er ſich das Leben nicht angenehm und ſchön machen ſollte, auch ohne die Kleine! Es gab ja wohl noch anderen Wein, als nur den aus ihrem Becher! — Und ſo ging er denn in's Wirtshaus und trank; aber ſo froh und glücklich wurde er nicht von dem Genuß, wie von dem einen Tropfen, den das Sonntagspüppchen ihm reichte.

Als ſie indeſſen am nächſten Sonntag wieder bei ihm war, wollte ihm auch i h r e Spende nicht munden, ja er fand ihren Tanz langweilig und bei ihrem Geſang ſchlief er ein. Als ſie am Abend wieder in den Pompadur ſchlüpfte, machte er einen doppelten Knoten in die goldene Schnur — von ſeinetwegen konnte ſie ſolange darin bleiben, wie ſie wollte!

Die Gräfin Schaffegut ſchickte nun Boten, ob er die bei ihm beſtellten Sachen fertig habe. Ja, das hatte er bis auf den Eckſchrank, in den die porzellanenen Märchen geſtellt werden ſollten. Sie ließ alles abholen und bezahlte ihn reichlich — aber neue Beſtellungen machte ſie nicht, denn er bekam das kleine Glasſpind nie fertig. Er hatte nun durch ihre Belohnung genug Geld und brauchte vorläufig nicht zu arbeiten. Er lebte einen guten Tag, oder beſſer geſagt einen faulen Tag. Und je weniger er tat, deſto unzufriedener wurde er.

Ihren Pompadur hatte die Gräfin immer noch nicht abholen laſſen, und er ſelbſt hatte auch nicht daran gedacht, ihn den Boten mitzugeben. Sie wohnte ſo weit entfernt, daß er mehrere Tage hätte reiſen müſſen, um ſie zu erreichen. So tröſtete er ſich denn mit dem Gedanken, daß ſie ihn wohl fordern würde.

Indeß die Gräfin ſchien ihren ſchönen Handbeutel gar nicht zu vermiſſen, und Gottlieb kümmerte ſich auch nicht mehr darum; das Spielzeug war ihm langweilig geworden. Der Pompadur lag irgendwo in einem Winkel verſtaubt und vergeſſen.

Eines Tages, als Gottlieb wieder mal auf der Faulbank lag, ſah er, wie der Tod an ſeinem Fenſter vorüberſchritt. Da ſtand ihm faſt das Herz ſtill vor Schreck. Und von dieſer Zeit an erſchien ihm jede Nacht ſein ſeliger Vater im Traum und ſagte: „Mein Sohn, haſt du das Käſtchen fertig, das ich dir gegeben? Du mußt es nun bald beim Herrgott abliefern, damit er ſieht, was du hinieden geſchafft haſt." — Ja, das Käſtchen! wo war es? — Es ſtand dicht bei ihm unter dem Tiſch, er hatte es gar nicht beachtet. Ja, er hatte es gelegentlich als Fußſchemel gebraucht. Nun war es arg verſchrammt und verſchmutzt. Er ſäuberte es ſo gut es gehen wollte — aber ſchön wurde es nicht. Dann begann er das Muſter, das er früher mal hinaufgezeichnet, weiter zu ſchnitzen, doch ſeine Arbeit gefiel ihm nicht recht. — Sollte das vielleicht daher kommen, weil der Ring an ſeinem Finger ganz blind geworden war? Er rieb ihn mit dem Rockärmel, was das Zeug halten wollte — indeß, es half nicht viel. Da fiel ihm der Pompadur der Gräfin ein; er mußte ihn noch irgendwo liegen haben. Ihn dünkte, wenn ihm das Sonntagspüppchen wieder ſeine alten, ſüßen Weiſen ſänge, ſo müſſe ihm die Arbeit beſſer von der Hand gehen. Aber als es ſo weit war, konnte er den Beutel nicht finden.

Was ſollte er nun tun? So, wie er jetzt war, mochte er den Kaſten nicht abliefern: Da bereitete er mit vieler Mühe einen ſchönen, blanken Lack und überzog das Käſtchen damit. Nun ſah es einigermaßen gut aus.

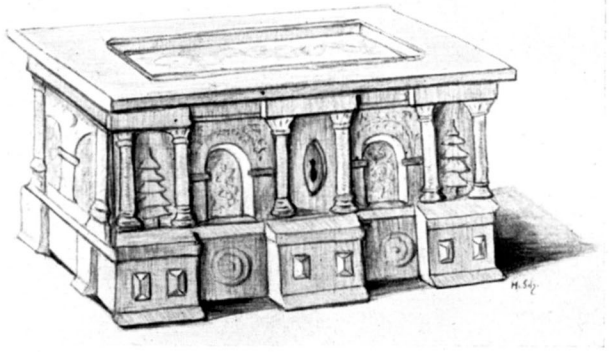
Es dauerte nicht lange, da pochte der Tod an ſeine Tür. Als er hereinkam, deutete er auf den Kaſten und fragte: „Iſt er fertig?"

„Der Lack iſt noch nicht ganz trocken", ſagte Gottlieb.

„So warten wir noch ein wenig“, ſagte der Tod.

Nach einer Weile aber tippte er mit ſeinem Knochenfinger auf den Deckel und entſchied: „Jetzt iſt er trocken, und er zog mir nichts, dir nichts den Schlüſſel aus dem Käſtchen und ſteckte ihn zu ſich. Dann befahl er Gottlieb: „Nimm es unter den Arm und folge mir!“

Ja, da mußte Gottlieb nun mit, ob er wollte oder nicht, und der Kaſten war ſo ſchwer! Es war, als ob er ein Stück Blei trüge. Da warf er ihn hin. Der Tod aber ſagte gebieteriſch: „So etwas gibt es nicht mein Sohn! Das Käſtchen wird beim lieben Gott abgeliefert, denn es iſt das Meiſterſtück, womit du dich oben ausweiſen mußt.“



Da aber wurde Gottlieb vollends verzagt. Sein Meiſterſtück? Dieſer Kaſten ſein Meiſterſtück?! „Ich hatte keine Zeit, viel an ihm zu arbeiten“, ſagte er.

„Keine Zeit?!“ ſagte der Tod, „haſt du nicht am eifrigſten an ihm geſchafft, wie die Arbeit in der Werkſtatt am häufigſten war?“

„Ach, die kleine Hexe, die in dem Pompadur ſteckte, hinderte mich, an dem Käſtchen zu ſchaffen“, ſagte Gottlieb.

„Das iſt nicht wahr“, ſagte der Tod, „im Gegenteil, du haſt nie ſo ſchönen Zierat daran gebracht, als dann, wenn ſie bei dir ſaß und erzählte“.

„Aber ihr Wein“, ſagte Gottlieb, „der Wein, den ſie mir gab, der machte mich ganz betrunken, und wenn man betrunken iſt, dann kann man nicht arbeiten!“

„Das iſt wieder nicht wahr“, ſagte der Tod, „denn der Wein, den ſie dir gab, der machte dich nur um ſo froher zur Arbeit, aber der andere Wein, von dem du mehr als genug in den Wirtshäuſern trankſt — der machte dich träge und faul!“

Als Gottlieb nun nicht aus noch ein wußte, und alles nichts half, was er auch zu ſeiner Entſchuldigung anbrachte, wollte er davonlaufen. Aber der Tod litt es nicht, er hielt ihn mit ſeiner Knochenhand eiſenfeſt. Und dann waren ſie auch ſchon am Ziel.

Der himmliſche Vater beſah die Arbeit, die Gottlieb ihm zitternd und zagend überreichte, und ſchüttelte den Kopf. Er ſagte: „Nun habe ich dir ſoviel Sonnenſchein gegeben und ſoviel Freude, und doch iſt nichts Rechtes aus deinem Leben geworden!“

Gottlieb weinte; aber er ſagte nichts mehr zu ſeiner Entſchuldigung.

Da beſah der Herrgott das Käſtchen nochmals und dann meinte er: „Der Lack, den du ſo ſorgſam bereitet, und ſo ſchön gleichmäßig aufgetragen haſt, der macht vielleicht manches wieder gut.“ Und dann befahl er dem Tode: „Gib ihm den Schlüſſel.“

Ja, da mußte der grauſame Tod den Schlüſſel hergeben und Gottlieb durfte das Käſtchen aufſchließen. Und was war darin?

Der ſchöne goldgeſtickte Beutel mit den koſtbaren Runen. Und Gottlieb durfte die goldene Schnur aufziehen — und da ſchlüpfte wieder das kleine Weſen heraus. Zwei zarte Flügelchen waren ihm an den Schultern angewachſen und es flog wie ein Schmetterling umher im Himmelsraum. Es flog zu einer großen roten Blume und füllte ſeinen Becher mit Nektar daraus. Dann gab es Gottlieb zu trinken, und nun empfand er eine ſolche Seligkeit, wie er ſie nie auf Erden gekannt hatte.

Und das kleine Sonntagspüppchen durfte ſolange draußen ſein, wie Gottlieb es wollte; nie mehr wurde es müde, nie mehr erlahmte es, und der Tropfen aus ſeinem goldenen Becher wurde nie ſchal, dieweilen im Himmel ein jeder Tag ein Sonntag iſt.

Dürch Wege ünd Gezeiten.

Von W. Groß.

Ich geh' durch Wege und Gezeiten
auf einer unbekannten, ſtillen Spur.
Durch meine Hände fühl' ich gleiten
der Nornen ſchickſalhafte Schnur.

Schon lang' iſt ſie für mich geſponnen
– traumhaft, aus tiefem Werden und Vergehn –
an unerforſchlich dunklen Bronnen.
Die Fäden kann ich nie verſtehn.

Doch muß ich weiter, muß vollenden
die unbekannten Wege, die ſie weiſt,
bis ſie entgleitet meinen Händen,
bis an dem Ziel die Schnur zerreißt.

Blindower Bilder aus den Jahren 1806–1813.

Von F. Richter, Blindow Um.

Die Jahre 1806—1812 ſind unzweifelhaft mit die traurigſten und ſchwerſten preußiſcher Geſchichte geweſen. Auch die Einwohner der Mark Brandenburg mußten in dieſen Jahren die Freiheit vertauſchen mit einer Fülle unſagbarer Demütigungen vor einem fremden Herrn und ſeinem raubenden und plündernden Gefolge. Der Ueberfall Napoleons war gleichbedeutend einer Ueberrumpelung, der märkiſche Städte und Dörfer wehrlos gegenüberſtanden, beſonders als man erfuhr, daß die preußiſchen Heere am 14. Oktober 1806 dem Anſturm des an Zahl überlegenen Gegners bei Jena und Auerſtädt nicht hatte widerſtehen können. Nach jenem 14. Oktober 1806 erfuhr die Mark Brandenburg, insbeſondere die Uckermark, die ganze Furchtbarkeit, die mit einem raubenden und haltloſen Feind im eigenen Land verbunden iſt.

Die bei Jena und Auerſtädt zurückgeſchlagenen Truppen zogen in drei Heeresſäulen gen Norden. Die öſtlichſte Armee wurde geführt vom Fürſten Hohenlohe. Ihr Ziel war, Stettin zu erreichen. Der franzöſiſche Reitergeneral Prinz Murat in Verbindung mit dem General Laſſalle und der Armee des Marſchall Lannes folgten ihm faſt auf den Ferſen. Ohne nennenswerte Gefechte und Verluſte auf beiden Seiten wurde Fürſt Hohenlohe am 28. 10. 1806 in Prenzlau zur Kapitulation gezwungen. Der Gegner verfolgte den preußiſchen Vortrab noch bis Paſewalk. Die Hauptarmee jedoch lag am 28. und 29. Oktober vor den Toren Prenzlaus und feierte auf Koſten der Stadt und der umliegenden Dörfer ihren wirklich nicht ſchwer erkämpften Sieg. Am 30. 10. 1806 zog die franzöſiſche Armee nach Stettin weiter. Unſagbar ſchwere Tage waren dieſe Oktobertage für die nördliche Uckermark, aber eine ſechsjährige Leidenszeit ſollte ihnen noch folgen, in der alte Gemeindeakten von vielen hohen, mit Blut und Tränen hervorgebrachten Kriegskontributionen zeugen, bis die Abſchüttelung des Feindes und der Wiederaufſtieg erfolgten.

Welches Schickſal hatte nun das Dorf Blindow während dieſer Geſchehniſſe?

Es trat mit einer freilich nicht ſelbſt verſchuldeten Schwäche und Unfähigkeit in den Krieg ein. Aus dem Jahre 1805 bereits wird uns ein großer Mißwuchs auf der Blindower Gemarkung gemeldet (Kirchenrechnungsband 1805—1806). Roggen, Hafer und Erbſen waren kaum vorhanden und damit die Ernährung bis zum Sommer 1806 nicht ſichergeſtellt. Ein hungerndes Volk kann als ſchlecht vorbereitet für eine Kriegsführung gelten. Vom Frühjahr 1806 an lag nun in Blindow „die kgl. preußiſche reitende Artillerie", wie das Kirchenkaſſenrechnungsbuch angibt, die nach Schwediſch-Pommern ziehen ſollte. Die Unſicherheit im Weſten verzögerte ihre Ausrückung. Durch die Anweſenheit der Truppen, ſo wird weiter berichtet, ſeien die Winter- und Sommergetreidefelder ſehr mitgenommen worden. Auch hätten die preußiſchen Truppen ſehr wenig übrig gelaſſen von den obenerwähnten ſchon geringen Lebensmitteln. Die Hauptausfouragierung ſollte aber erſt nach dem Wegzug der preußiſchen Truppen erfolgen zugleich mit der Feſtſtellung, daß die Ernte 1806 ebenfalls gering ſein würde. Am 28. Oktober erfolgte die Invaſion der Franzoſen, die nunmehr als die Fordernden auftraten und den Bewohnern die letzten Lebensmittel und Kleidungsſtücke raubten. Das Kirchenrechnungsbuch läßt ſich, gründlich erboſt, über die Zuſtände aus. Ein Satz z. B. wirft ein trübes Licht auf das Tun und Treiben der plündernden Horden: Die Plünderung, ſo die Franzoſen in Blindow und überhaupt in der Uckermark vorgenommen, iſt nicht zu beſchreiben, und viele unſchuldige Menſchen haben nicht einmal zur Bekleidung etwas behalten. Weiter wird berichtet, daß im Schulhaus und in der Kirche ſämtliche Fenſterſcheiben eingeſchlagen wurden, ſo daß 1807 und noch 1808 hohe Glaſerrechnungen bezahlt werden mußten. Aus der Kirche ſtahlen die Franzoſen am 28. 10. 1806:

Einen ſilbernen Kelch, vergoldet, 1 Pfund 14 Lot an Gewicht.
Einen ſilbernen Oblatenteller, vergoldet, 11½ Lot an Gewicht.
Ein rotſeidenes Tuch, welches über den Kelch gelegt wird.
Zwei zinnerne Flaſchen mit Schrauben.
Einen kleinen Oblatenteller.
Einen kleinen Kelch.
Einen ganz kleinen Kelch.
Eine Oblatenbüchſe.

Der alte Tiſchlermeiſter Wilhelm Schmidt (* 1853 in Blindow) erzählt zu dieſem Tun und Treiben der Franzoſen vom 28. 10. 1806 in Blindow noch folgende Geſchichte ſeiner Familientradition:

Sein Großvater Samuel Schmidt (* 1773 in Blindow, verheiratet 1802 mit Hanna Sophia Schröder, † 1834 in Blindow) war an jenem Tage ebenfalls und wie wohl alle Einwohner des Dorfes unfreiwilliger Gaſtgeber einquartierter Franzoſen. Auch bei ihm nahmen ſie, was ſie nur bekommen konnten, und machten es ſich in ſeinen Stuben bequem. Da verlangte ein Soldat von ihm, er ſolle ihm ein Paket Tabak aus der Stadt Prenzlau holen. Unter dem Druck der Drohungen machte er ſich auf den Weg (1 Stunde Fußweg) und kam auch mit dem Erhaltenen wieder. Statt Dank erntete er neue Drohungen und wurde beauftragt, noch einmal zur Stadt zu gehen, um anderen und beſſeren Tabak zu holen. Da er ſah, daß ſeine Dorfgenoſſen ebenfalls allen möglichen Drangſalierungen ausgeſetzt waren, machte er ſich alſo noch einmal auf den Weg. Als er danach jedoch noch einmal die Feſtſtellung machte, daß der franzöſiſche Soldat wiederum nicht zufrieden war und ihn beſchimpfte und zu ſchlagen ſuchte, kam er ihm zuvor, ſchlug ihn zu Boden und bearbeitete ihn mit ſeinen Fäuſten, die heute, anders als ſonſt, ausgeruht waren, und wehrte auch die anderen Angreifer, die ihrem Genoſſen zur Hilfe kamen, ab. Ein franzöſiſcher Unteroffizier trieb die Kämpfenden auseinander und bewies ein anzuerkennendes Gerechtigkeitsgefühl, indem er nach Erkundigung des Sachver-

halts den Soldaten einige Zeit im Spritzenschauer einsperren ließ. Am nächsten Tag zog die Truppe ab. Aber der geprügelte und zu Recht bestrafte Soldat hatte die Lektion des Bauern Samuel Schmidt nicht vergessen. Sechs Jahre vergingen. Der Feldzug flutete zurück. Noch einmal erlebte das Dorf Blindow, aber diesmal in großer Eile, französischen Durchmarsch. Vor den Haustüren standen die Einwohner, ohne die vorüberziehenden Fahnen zu grüßen, in stiller Freude. Da hielt einer der vorüberfahrenden Wagen am Hause Samuel Schmidts. Ein französischer Soldat stieg aus dem Wagen. Den rechten Arm trug er in einer Binde. Er kam auf den Bauer Schmidt zu und hob den linken Arm auf. Samuel Schmidt erkannte — seinen Franzosen, der ihn damals an jenem 28. Oktober 1806 so schikaniert hatte und den er zur Strafe windelweich geprügelt hatte. Doch er erschien ihm jetzt anders. Der Franzose reichte ihm seine gesunde Hand, drückte die Hand des anderen und — dankte ihm für die damalige Lehre und sagte ihm, daß er hierdurch ein anderer Mensch, ein besserer Mensch geworden sei. Dies wollte er ihm nur sagen, und darum hätte er den Wagen halten lassen. Noch ein dankbarer Händedruck, dann stieg er wieder auf, und bald war er den Blicken des Bauern entschwunden.

Also aus uckermärkischen Bauernhänden Saat und Ernte! Und diesmal Saat, die das Leben hätte kosten können. Welch schöne Erinnerung aus harter Zeit!

Ja, hart waren die Jahre 1806—12. Hohe Kriegskontributionen mußten von den Blindower Einwohnern gezahlt werden, ferner Schanzgräbergelder nach Stettin, Fourage zum Magazin nach Berlin, ferner Verpflegungsgelder für französische Truppen in Stettin und Küstrin. Dies bis Dezember 1811. Sonderbarerweise, aber erfreulicherweise, für 1812 nicht mehr. Hier berichten die Akten: Kriegskontributionen sind in diesem Jahre nicht ausgeschrieben worden.

Schon das Jahr 1812 steht im Zeichen des Weckrufs der preußischen Nation. Ihn hört auch die Blindower Jugend und eilt zu den Fahnen. Wohin sie zog, erzählen uns heute nur die Orte auf der — Heldengedenktafel 1813, die in der Kirche zu Blindow an würdiger Stelle hängt. Acht Blindower starben den Heldentod im „Befreiungskrieg". Acht Namen nennt die Tafel an der Südwand der Kirche. Am Karfreitag, dem 8. April 1822, hat man die Ehrentafel dort aufgehängt und eingeweiht.

Es fielen 1813:

Gottfried Schröder, starb im Lazarett zu Königsberg, Infanterie-Regiment,

Ernst Friese, starb im Lazarett zu Potsdam, Landwehr-Kavallerie.

Samuel Miers, blieb bei la belle Alliance, 21. Füsilier-Bataillon.

Carl Bade, blieb bei Wittenberg, Grenadier 2. Ostpr. Inf.-Reg.

Christian Bade, starb in Blindow an der Blessur, Musk. Kolb. Inf.

Christian Hacke, starb im Lazarett in Berlin, Landw.-Inf.

Christian Hanekow, starb im Lazarett, Landw.-Inf.

Gottfried Witte, vermißt 1813, Musk. 12. Inf.-Reg.

So hat auch ein kleines Dorf seine Kriegsereignisse und Kriegserinnerungen. Und über manchem Schmerz und Leid, das nun nach 130 Jahren vernarbt ist, erwächst auch uns heute wieder die deutsche Tatsache als eine stolze Erfahrung: In Jahren der Not hat der Deutsche nie unterlassen und hier immer als Höchstes empfunden, seine Freiheit neu zu erkämpfen.

GEBORGENES DEUTSCHLAND.

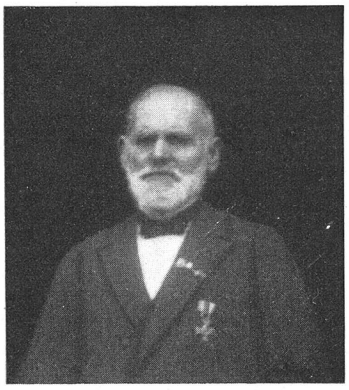
VON GERD TAUCHELT.

Wir waren arm - wir waren verloren,
man hatt' uns den Glauben an Deutschland geraubt
Es hatt' uns die Welt zum Opfer erkoren,
und wir haben an fremde Götzen geglaubt.
Man hat uns geknechtet, gebunden, geschlagen,
auf ewig sollt Deutschland untergehn,
wir haben die Ketten, die Schmach getragen,
als wären wir blind, das Unglück zu sehn.

Wir waren arm - und doch nicht verloren!
In einem noch war der Glaube erwacht.
Und die Freiheit, in seiner Seele geboren,
war zur Glut, zur lodernden Flamme entfacht.
Und das Feuer verzehrte in heiligem Brand
die Feigheit, die Schuld und die Schande,
und aus den Trümmern leuchtend erstand
ein Deutschland - das frei aller Bande!

Nun sind wir reich! Die Einigkeit hält
uns mit Ketten des Blutes gebunden.
Wir zeigen voll Stolz der weiten Welt,
daß wir ein Deutschland gefunden,
ein Vaterland, das uns kein Feind mehr raubt,
er müßte ein Volk denn besiegen,
das eisern an Ehre und Freiheit glaubt.
Dies Deutschland kann nie unterliegen!

Gedenktafel
für die Verstorbenen.



Bauer Karl Holtz.

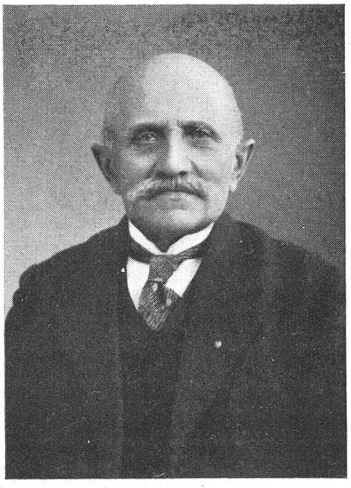
Im abgelaufenen Jahre sind wieder eine Reihe von Männer, die im öffentlichen Leben standen und sich um Volk und Vaterland verdient gemacht haben, in die Ewigkeit eingegangen.

Am 5. Oktober 1936 starb der Bauer Karl Holtz in Schönermark. Der Verstorbene war vom 1. Juli 1886 bis 25. Juli 1924 Gemeindevorsteher der Gemeinde Schönermark und vom 17. August 1887 bis 5. Oktober 1936 Standesbeamter des Standesamtsbezirkes Arendsee.

Bauer Karl Eichel.

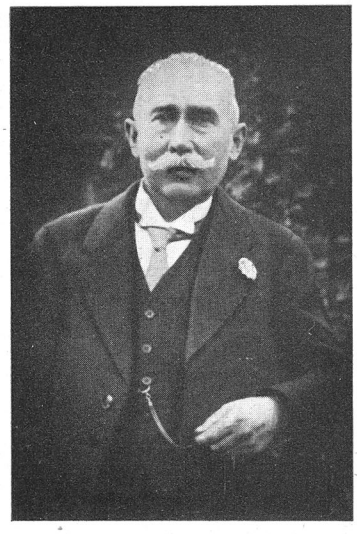
Ihm folgte am 26. November 1936 in die Ewigkeit der Bauer und Gemeindevorsteher Karl Eichel in Schenkenberg. Vom 28. November 1902 bis zu seinem Tode hat er die Gemeinde Schenkenberg geleitet und war daneben vom 7. April 1903 bis 26. November 1936 Standesbeamter bezw. Standesbeamten-Stellvertreter des Bezirkes Baumgarten.

Bauer Ernst Ebert.



Am 3. Juli 1937 starb der Bauer Ernst Ebert in Hetzdorf. Er war vom 3. September 1904 bis 4. November 1933 Gemeindevorsteher der Gemeinde Hetzdorf und vom 29. November 1925 bis 12. März 1933 Mitglied des Kreistages des Kreises Prenzlau.

Am 28. Januar 1937 ging der Kaufmann Emil Schulz in Strasburg (Uckermark) zur ewigen Ruhe ein. Sein Name wird für immer aufs engſte verbunden ſein mit der Geſchichte der Stadt Strasburg (Uckermark). Der Verſtorbene war vom 22. Januar 1906 bis 15. April 1930 Stadtverordneter und alsdann Ratsherr und Beigeordneter in Strasburg (Uckermark), und zwar bis zum 11. Juli 1936.



Kaufmann Emil Schulz.

Einen beſonders ſchweren Verluſt hatte der Kreis durch den Heimgang des Kreisfeuerwehrführers Lehrer Enderling in Röpersdorf, geſtorben am 10. Oktober 1936. Der Verſtorbene hat ſeit ſeiner im Mai 1930 durch den Kreisausſchuß erfolgten Beſtellung zum Kreisbrandmeiſter in unermüdlicher Arbeit an der Förderung des Feuerlöſchweſens und an der Errichtung von Feuerwehren in den Landgemeinden des Kreiſes hervorragend mitgearbeitet, ſo daß bereits beim Inkrafttreten des Geſetzes über das Feuerlöſchweſen, durch welches das Vorhandenſein von Freiwilligen Feuerwehren in allen Ortſchaften vorgeſchrieben iſt, überall im Kreiſe ſolche beſtanden. Nach ſeiner in Uebereinſtimmung mit dem Vorſitzenden des Brandenburgiſchen Provinzialfeuerwehrverbandes am 9. Februar 1934 erfolgten Ernennung zum Vorſitzenden des neugebildeten Kreisfeuerwehrverbandes und zum Kreiswehrführer hat Enderling ſich ſodann mit völliger Hingabe und größter Pflichttreue dem weiteren planmäßigen Ausbau der ländlichen Feuerwehren gewidmet. Als bisheriger Führer einer ländlichen Wehr hat er bei ſeiner vorbildlichen charakterlichen Geſinnung es beſonders verſtanden, auch in allen neu gegründeten Landfeuerwehren in kurzer Zeit ein Pflichtbewußtſein und großes Verſtändnis für kameradſchaftliches Zuſammenarbeiten zu erwecken.

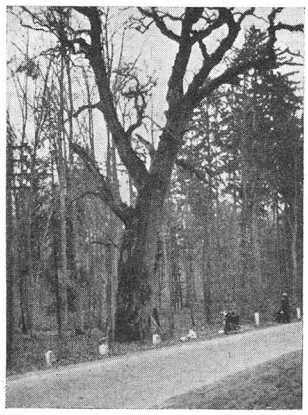
Lehrer Enderling.

Würdige und merkwürdige Riesen.

BILDBERICHT VON W. GROSS, PRENZLAU.

(Aufnahmen vom Verfasser. Bild 6 von H. Mahlow, Bild 9 von H. Röring.)

Bild 1. / Die dicke Eiche in der Großen Heide ist der bekannteste unter den Riesen unserer Heimat.



Fast dicht an der Straße stehend, lenkt sie die Blicke jedes Reisenden auf sich. Starke und stille Kraft geht von ihr aus. Baumdicke Schlangenäste winden sich in den Luftraum hinaus und ziehen den Beschauer in seinen magischen Bann.

Bild 2. / Man schätzt ihr Alter auf tausend Jahre und glaubt, in ihr einen Zeugen der alten Eichenwaldungen unserer Gegend zu sehen. Sie hat einen Umfang von 6.60 Metern. Uns raunt die rissige Rinde von gewaltigen Naturkräften. Und mancher vermag aus den geheimnisvollen Runen der Oberfläche eine verschwiegene Märchenwelt zu deuten.

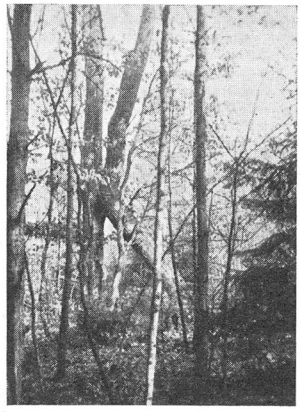
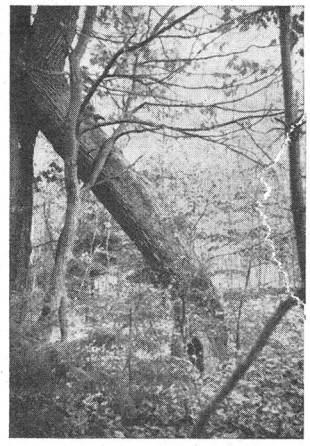


Bild 3. / Unweit der dicken Eiche steht die sogenannte K-Eiche. Zwei Stämme von erheblichem Alter treffen sich etwa 3 Meter über dem Boden. Sind es verwunschene Menschlein, die sich, hier verwandelt, noch einmal näherten und verbanden? Ist das Ganze ein geheimnisvolles Zeichen?

Bild 4. / Der rechte Stamm zeigt kurz über der Erde einen Knick, der den Schluß zulassen könnte, daß er einstmals gewaltsam dem anderen genähert wurde. Man hätte es danach mit einer Erscheinung zu tun, die zurückreicht in mittelalterliche Heilmethoden. / Verschiedene Lesarten berichten, daß die junge Eiche die Bruchkrankung bei Kindern heilen könne. Die Eiche wurde gespalten und von zwei Beteiligten auseinandergezogen. Das kranke Kind wurde durch den Spalt hindurchgereicht. / Wuchs der Baum wieder zusammen, so war das Kind geheilt. / Nach anderen Mitteilungen wurden zwei nebeneinanderstehende Eichen in Manneshöhe zusammengebunden. / Das Hindurchgehen heilte Erwachsene. Oertliche Ueberlieferungen oder sagenhafte Anklänge an solche Bräuche konnten hier trotz mehrjähriger Bemühungen nicht festgestellt werden.



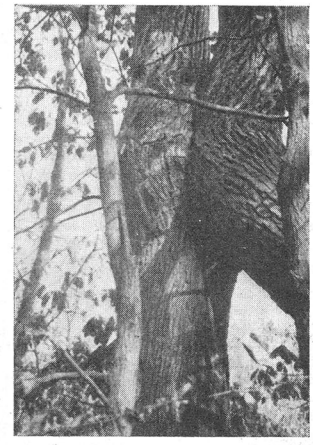


Bild 5. / Die beiden Stämme sind fest aneinandergewachsen. Der rechte strebt dann wieder seitwärts, und es erscheint die Form eines K, die den Namen prägte.

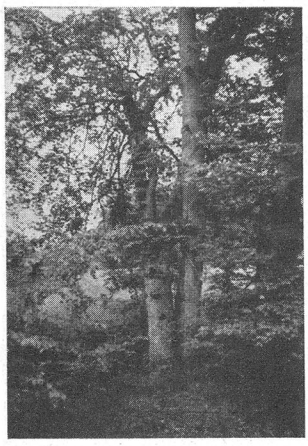


Bild 6. / Auch Buchen wachſen aneinander. Dieſes Bild zeigt zwei ſolche aus der Caſelower Forſt. (Aufnahme von H. Mahlow, Caſelow.) Bei Klepelshagen ſtanden vor Jahren 2 Buchen die durch einen waagerechten ſtarken Aſt verbunden waren. Eine Buche iſt jetzt entfernt, der verbindende Aſt iſt an dem noch ſtehenden zweiten Stamm verblieben.

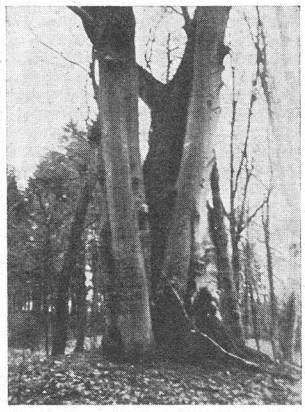


Bild 7. / Buchen treiben oft mit mehreren Stämmen aus der Erde und entwickeln ſich dennoch zur vollen Größe. / (Arendſee, Schloßpark.)

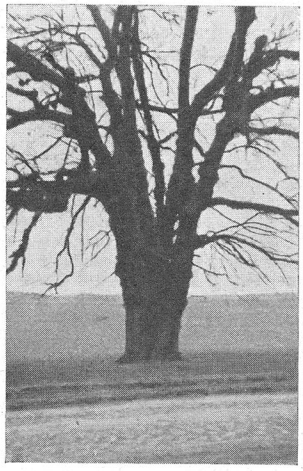


Bild 8. / Dieſe ebenfalls aus mehreren Stämmen beſtehende Buche (rechts des Weges Schönermark-Arendſee) trägt im Volksmunde den Namen „De witt Zick". Die Sage raunt um Stamm und Krone. War ſie dem Losgotte eigen? Wurde ihre Rinde geritzt und wurden Stäbe aus ihren Zweigen geſchnitten, um ſie mit Runen zu zeichnen? Buchenholz verband ſich im Buch für immer dem Wort. Alle Zauberkraft der Buche iſt bewahrt im Wunder dieſes Wortes.

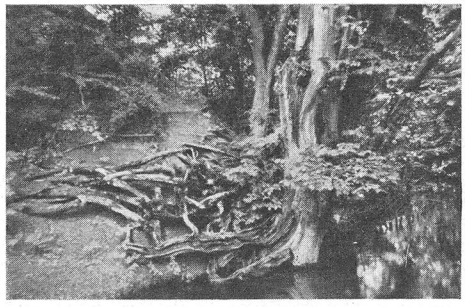


Bild 9. / Eichen und Buchen ſchlagen ein mächtiges Wurzelwerk und klammern ſich mit Zähigkeit auch am ausgewaſchenen Ufer feſt. (Aufnahme in Boitzenburg von H. Nöring-Dauer.) Mit ihrem breiten Blätterdach ſchirmen die Buchenbäume den Boden der Heimat. / Den älteſten und ſchönſten (Wolfshagener Park, Räuberberg) gönnt man gern die erhabene Größe. Und was ſteckt hinter dem Unfug, Namenszüge in ihre Rinde zu ſchneiden?

Bild 10. / Ab und zu begegnet man Riesen, die sich ruhig im Schwarzwald oder in Thüringen sehen lassen könnten, wie diese Weißtanne in der Klepelshagener Forst. Ueber zweihundert Jahre hütet sie die seltenen Gewächse eines ehemaligen Pflanzgartens mitten im Hochwalde. (Tulpen-, Maiglöckchenbaum, Eibe, Sadebaum, Rhododendron, Seidelbast u. a.)

Bild 11. / Kiefern am Rande einer Grube bei Jagow.

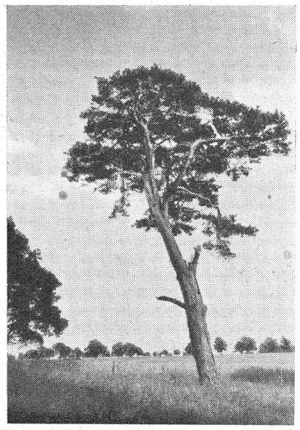


Bild 12. / Eine alte Kiefer bei Jagow.

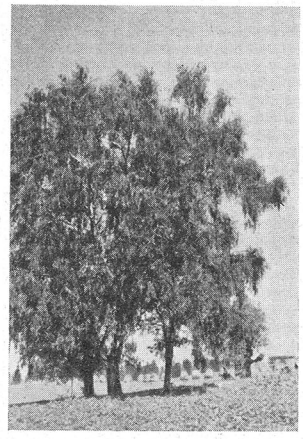


Bild 13. / Birken am Wege von Schenkenberg nach Tornow.

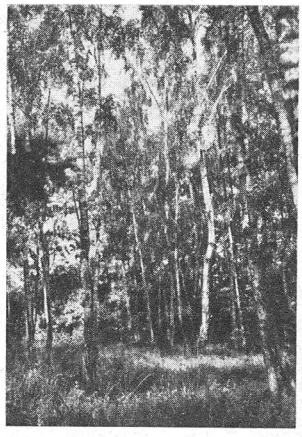


Bild 14. / Mit ihren zartgrünen Schleiern decken diese Birken das Geheimnis der Schönfelder Schwedenschanze. Wo einst Kriegslärm tobte, spielen heute die Winde mit schlanken Birkenstämmen.

Bild 15. / Dieſe kleine freche Birke hat ſich hoch oben die Wand einer Scheune in Güterberg als Wohnſtätte auserſehen. Sie treibt munter ihre Wurzeln in das Feldſteinmauerwerk hinein und weiß ſich dennoch in guter Pflege.

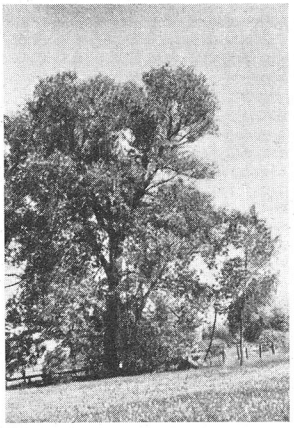


Bild 16. / Die ſchnellwüchſigſten und gewaltigſten unſerer Rieſen ſind die Pappeln. An Wegen, Wieſen und verſtohlenen Plätzen ſtehen ſie als Wahrbäume und Wächter.

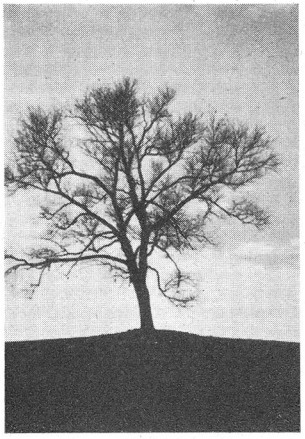


Bild 17. / Pappel auf der Klein-Sperrenwalder Feldmark. Sie ſchaut weit über das Land hinaus. Man hätte länger als einen Tag zu tun, wollte man ihr Geſichtsfeld umwandern. Ein Stein zu ihren Füßen erinnert an einen früheren Pächter des Gutes und weiſt auch deſſen Namen (W. König) auf.

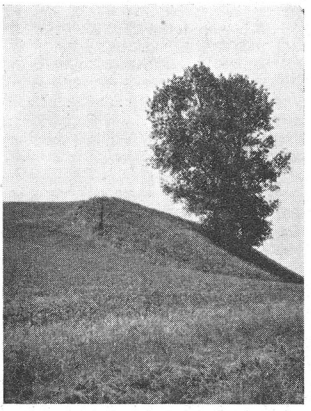


Bild 18. / Pappeln auf dem Burgwall bei Rieden. Wie verzauberte Kämpen trotzen ſie Wind und Wetter. Summt aus ihrer abendlichen Zwieſprache noch Schwertgeſang und Klang der Schilde?

Bild 19. / Pappeln am Hünengrab b. Damerow. Sie hegen den Frieden der alten Blockkammer. Und während die eine ſich noch ſanft trauernd neigt, ſtrebt die andere trotzig kühn empor. Ihr bedeutet der Tod nicht Untergang. (Der Stein im Vordergrund iſt ein granitener Wegweiſer).

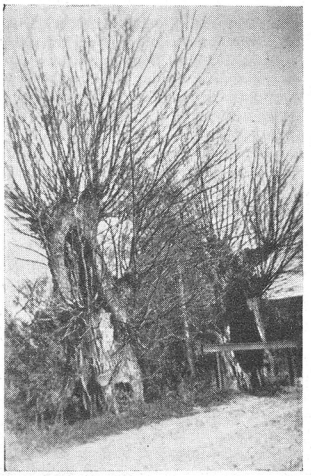


Bild 20. / Die Pappel iſt verhältnismäßig kurzlebig. Ihr weiches Holz wird von verſchiedenen Würmern befallen. Der Menſch köpft ſie zur Holzgewinnung. Dieſe beiden Pappeln am Seelübber Weg ſind die gebrechlichen Reſte einſtiger Größe. (Der Bericht wird im nächſten Kalender fortgeſetzt.)

Von alten Kreuzwegen des Uckergaues.

Volksüberlieferung, nacherzählt von P. G. Peters-Berlin-Schöneberg.

Da jagen nun so viele Menschen mit Auto, Motorrad oder sonstigen Gefährten durch die Uckermark. — Da fahren so viele in unseren Tagen, oder marschieren über die Landstraße! Manche gehen auch die Feldwege, aber ihr Auge haftet meistens an den vielen Naturschönheiten unserer Gegend, schweift über die gesegneten Felder, sucht die Wälder und blühenden Bäume, freut sich an der Kirchturmspitze des nächsten Dorfes, die über dem Hügel emporsieht. . . . . Man kann es verstehen, daß der Blick und die Gedanken in die wunderschöne Ferne schweifen, aber gemach, einmal wird der Blick des Wanderers oder des Autolenkers auf den Weg gezwungen. Auf irgendeiner der vielen Weggabelungen geschieht es sicher. Wo geht der Weg hin? — Heute ist es ja nicht schwer, darüber eine Entscheidung zu treffen, denn überall stehen bereitwillige Posten, die mit zwei oder mehreren hilfreichen Armen fragenden Menschen absolut sichere Auskunft geben. Aber früher war das anders! Da stand man nun an einer Wegkreuzung und wußte wirklich nicht aus noch ein. Das waren oft schwere Entscheidungen. Darum kann es nicht wundern, wenn um manche Kreuzwege, die noch aus alten Zeiten geblieben sind, düstere Erzählungen und Sagen spinnen. Viel Böses wird von den Stellen, wo durch den Weg ein Kreuz über die Landschaft gezeichnet ist, berichtet. Wenig Gutes. Aber immer bringt es uns dem Boden, auf dem unsere Füße stehen, nahe und erzählt uns von dem Blut unserer Vorfahren, das ja auch wieder in unseren Adern pulst.

Die Frau in der gläsernen Kutsche.

Im Norden des Kreises Prenzlau liegt das Dorf Wilsickow. Geht man weiter nach Norden, so kommt man auf die Verbindungsstraße zwischen Pasewalk und Strasburg. Jenseits der Kunststraße führt der Weg bis nach Groß-Luckow. Nach ungefähr 500 Metern zweigt ein Weg von diesem nach dem Gut Neuhof ab. Diese Weggabelung, die einen schönen Blick über den Mühlbach und seine saftigen Wiesen vermittelt, ist der Standort eines recht bösen Gespenstes. Vor vielen, vielen Jahren hat in diesem Mühlbach eine reiche Gutsherrin von Wilsickow ihr eigenes Kind ertränkt. Sie soll in einer schwarzverhangenen Kutsche bis an diese Wegkreuzung gefahren, dann ausgestiegen sein und den Kutscher nach Hause geschickt haben. So glaubte sie ihre Untat von niemand gesehen. Doch das böse Gewissen ließ ihr keine Ruhe. Nach ihrem Tod geht sie nun hier als Gespenst um. Sie erscheint dem müden Wanderer in einer gläsernen Kutsche, die von sechs kopflosen Rappen gezogen wird. Immer, wenn sie einem begegnet, halten die Pferde an und aus der gläsernen Kutsche steigt der Gestalt nach eine junge Frau; doch das Gesicht ist ganz verschimmelt! Klagend streckt sie die Arme aus und will den Wanderer mit an den Mühlbach locken. Geht er mit, so verschwindet das Gespenst, läuft der Wanderer nach Wilsickow zurück, so jagt die Kutsche mit den kopflosen Pferden hinter ihm her, bis die ersten Menschenstimmen laut werden. Immer aber dauert es gar nicht lange, bis der Wanderer, dem das Gespenst in der gläsernen Kutsche begegnete, sterben muß. So liegt ein Fluch auf diesem Kreuzweg. Ein Mittel soll es geben, um vor aller Gefahr sicher zu sein; doch wer kann sich das beschaffen? Vor Jahren ist einmal der alte Schäfer aus Oslanin an diesen Kreuzweg gekommen. Auch ihm begegnete die Frau in der gläsernen Kutsche. Seelenruhig trat er ihr entgegen. Er konnte das auch, denn er hatte einen Krötenstein in seiner Tasche, der ihn vor jeder Gefahr schützte.

Die Männer mit der Kugel.

Eine andere gefährliche Stelle ist die Abzweigung nach Malchow vom Weg, der von Gut Damerow nach Schönfeld führt. Das ist die Gegend der Schloßberge. Auch befindet sich da ein Hünengrab. Hier erscheint zur mitternächtigen Stunde — aber auch bei Tage ist er schon gesehen worden — ein Mann, der auf einem Ziegenbock reitet. Er hält dicht bei dem Wanderer an und fragt ihn, ob er nicht einen Haß auf jemand hätte. Wenn es so wäre, dann wolle er ihm zur Rache verhelfen! Bejaht der Wanderer die Frage, dann bietet ihm der Mann auf dem Ziegenbock eine Kugel an, die ihn unsichtbar mache. Nun könne er dem Nachbarn schaden, soviel er wolle. Die Schweine vergiften oder die Saaten zertreten, auch das Haus anzünden. Er würde niemals gesehen. Verschiedentlich ist einer auf dieses Angebot eingegangen. Doch die Strafe folgte auf dem Fuße. Sowie er seine Rache gestillt hatte, merkte er, daß er einen unerträglichen Bocksgeruch um sich verbreitete, der durch kein Waschen oder durch sonstige Mittel zu vertreiben war. So mußte er sein ganzes Leben hindurch einsam bleiben, denn keiner mochte mehr mit ihm zu tun haben, und als er starb, kam er in das Gefolge des Mannes auf dem Ziegenbock. So kann man es heut erleben, daß einem auf dem Kreuzweg nicht nur der Mann auf dem Ziegenbock, sondern auch noch andere schattenhafte Männer begegnen, die einen mit allen Mitteln überreden wollen, die Kugel anzunehmen, die unsichtbar mache. Doch mit der Zeit kommen sie immer seltener, denn die Menschen von heute sind zu klug geworden. Vielleicht gehen sie auch nicht mehr so spät über den Kreuzweg.

Der weiße Schnitter.

Geht man von Bietikow nach Dreesch, so kommt man bald hinter den letzten Häusern des Dorfes an eine Menge Kreuzwege. Diese Wege sind schon alt. Und da, wo die Brücke über den Verbindungsgraben zwischen Aalsee und Prähnsee geht, ist eine ganz gespenstische Stelle. Nach allen Seiten hin gehen die Wege ab. Dort erscheint einem der weiße Schnitter. Der war zu seinen Lebzeiten ein Knecht bei einem Bauern in Drense in Dienst. Herr und Knecht waren aber beide schlecht und böse und fluchten fast bei jedem Wort. Oft schon hatte sie der Teufel beinahe in den Klauen. Doch sie waren beide schlau und entgingen ihm immer wieder. Einmal hat der Teufel aber dennoch das letzte Wort gespro-

chen! Das ging so zu. Der Bauer, bei dem der Knecht diente, hatte viel Land, jedoch nach seiner Meinung noch nicht genug. Vor allem hatten es ihm die Wiesen und Gründe um den Prähnssee angetan, die einem Ausgebauten, der sich dort angesiedelt hatte, gehörten. Durch viel List und Tücke verstand er es, den Nachbarn um Hab und Gut zu bringen. Nun konnte er die Wiesen und Aecker des Prähnssees in seinen Besitz nehmen. Voller Stolz wurde auch bald das erste Heu und das erste Korn dort geerntet. Das war soviel, daß der Bauer es nicht unterbringen konnte. Da rief dieser: „Der Teufel könnte mich holen, wenn ich hier eine Scheune hätte!" — Da stand auch schon der Teufel vor ihm und sagte: „Gut, in dieser Nacht baue ich dir eine Scheune." „Muß ich dir dann auch meine Seele geben?" fragte der Bauer. „Ja, du hast es ja selbst gesagt!" Nun dachte der Bauer eine Zeitlang nach und schlug dann dem Teufel vor, daß er die Seele seines ältesten Sohnes an ihn abtreten wolle. Der Teufel schlug ein, denn eine Seele sei ihm soviel wert wie die andere. Der Handel wurde abgeschlossen. Aber eine Bedingung mußte der Teufel erfüllen. Die Scheune mußte fertig sein, ehe der Hahn krähte. Zufrieden ging der Bauer heim. Doch die Frau des Bauern, die die Unterhaltung mit angehört hatte, sann und sann, wie sie ihren Sohn retten könnte. Sie konnte die ganze Nacht nicht schlafen, darum stand sie auf, um zu sehen, wie weit es noch bis zum Morgen wäre. Wie sie nun aus dem Fenster sah, mußte sie zu ihrem Schrecken erkennen, wie Hunderte von feurigen Teufeln mit Steinen in den Händen nach dem Prähnssee flogen. Da konnte sie es nicht mehr aushalten. Rasch hin zum Hühnerstall! Schon hatte sie den dicken, weißen Hahn ergriffen, unter die Schürze gesteckt, und nun rannte sie den Weg nach der Teufelsscheune so schnell, wie sie die Füße tragen konnten, hinab. Schon von weitem sah sie die Teufel bei der Arbeit. Und ein Lärmen machten sie, daß ihr der Herzschlag stockte. Auch war die Scheune schon beinahe fertig. In ihrem Schrecken ließ sie den Hahn unter der Schürze fallen. Der war erst ganz „verbiestert". Aber da er ja auch nicht wußte, wie ihm geschah, auch von weitem den Feuerschein der arbeitenden Teufel sah, dachte er wohl, daß die Sonne aufginge, plusterte sich erst mal ordentlich und dann krähte er so laut er konnte. Wie auf Kommando hörte das Hämmern und Toben bei der Scheune auf und in einer feurigen Wolke zogen die Teufel ab. Der Sohn des Bauern war gerettet. Aber der Teufel rächte sich. Als man in der Scheune die erste Garbe aufhocken wollte, rief der Knecht des Bauern aus der Bodenluke und fluchte: „Verdammt, da ist schon eine!" „Und da ist die zweite" rief der Teufel, der hinter ihm stand und stieß ihn aus der Lucke hinaus. Dabei brach sich der Knecht den Hals. Nun nahm der Teufel seine Seele und flog mit ihm zur Hölle. Das konnte er, denn der Knecht war so schnell gestorben, daß er nicht mit einem Gedanken seine Sünden bereuen konnte. — An dem Tag aber, an dem der Knecht verunglückte, darf er in jedem Jahr wieder auf die Welt kommen und erscheint den Menschen als weißer Schnitter. Dann lauert er an dem Kreuzweg oder an der Brücke auf einen Wanderer und bittet ihn mit heiserer Stimme, ihn doch eine kurze Zeit anzuhören. Er will ihm noch seine Sünden beichten. Gelingt ihm das, so kann seine Seele aus der Hölle in die ewige Ruhe gehen. Aber bisher ist es ihm noch nicht gelungen, denn voll Entsetzen ergreift jeder, der ihm begegnet, die Flucht. Und so irrt der weiße Schnitter wohl noch lange umher, bis er den gefunden hat, der ihn erlöst.

De grot Hinrich.

Gleich hinter dem nördlichen Dorfausgang des hübschen Dorfes Klockow biegt rechts von der Straße nach Schönfeld ein fast überwachsener Grasweg ab, der sich später in den Feldern verläuft. Vor langen Jahren führte er durch den Eichquast an Hünengräbern vorüber, an Heinrichshof vorbei nach Fahrenwalde. Dieser Weg wurde, in der Mitte ungefähr, überquert von einem anderen, der von Neuenfeld nach Carmzow führte. Von der Kreuzungsstelle erzählt die alte Ueberlieferung nun allerlei Merkwürdiges. Sie erzählt von dem großen Heinrich, einem wunderlichen Gespenst, das den Bauern und Fußgängern manchen absonderlichen Streich gespielt hat. Fast immer erscheint „De grot Hinrich" Menschen, die nicht schnell genug über die Kreuzung, sei es am Tage oder in der Nacht, hinwegkommen. Manchmal fordert er sie auf, mit ihm „Hutstoßen" zu spielen. Doch wehe, wenn sie darauf eingehen. Das Gespenst legt auf einen Stein ein Goldstück und verspricht dem, der am weitesten mit dem Fuß den Hut des Gespenstes fortstoßen könne, als Belohnung das Goldstück. Dann stößt „de grot Hinrich" zuerst und der Wanderer wird durch die geringe Wucht des Stoßes ermutigt, es nun auch zu probieren. Doch das ist sein Unglück. Er holt mit dem Fuß aus und trifft statt des weichen Hutes mit dem „Pottschoh" oder dem Stiefel einen Hut, der so schwer und so hart ist wie ein Stein. Der Wanderer kann froh sein, wenn er sich nur den Holzpantoffel zerbricht und sich nicht auch noch die Zehen blutig geschlagen hat. Dann lacht das Gespenst und verschwindet im Dunkel der Büsche.

Einer Frau aus Neuenfeld spielte das Gespenst einen anderen Streich. Als diese an den Kreuzweg gekommen war und einen Augenblick stehen blieb, hörte sie dicht neben sich ein jämmerliches Kindergeschrei. Ja, es war wirklich ein Kind. Und als sie es näher besah, war es in saubere Windeln gewickelt und schrie ganz erbärmlich. Voller Mitleid nahm sie es auf und wollte es nach Hause tragen. Doch das Kind hörte nicht auf zu schreien, soviel sie es auch beruhigte. Da sie selber zu Hause ein kleines Kind hatte, beschloß sie, es unterwegs zu stillen. Dabei ging sie immer langsam weiter. Kurz vor ihrem Dorf wurde das Kind aber immer größer und schwerer, so daß sie es nur mit Mühe tragen konnte. Dicht vor den ersten Häusern mußte sie es fallen lassen, es ging eben nicht mehr! Wer beschreibt aber ihr Erstaunen, als es plötzlich vom Erdboden verschwunden war und statt dessen eine höhnisch klingende Stimme hinter ihr ertönte „de grot Hinrich dankt, dat du em sin Döst stillt hest".

Einen ähnlichen Streich spielte das Gespenst einem armen Mann aus Stramehl. Der war so arm, daß er nicht einmal Stroh hatte, um für seine Kinder eine Lagerstatt zu bereiten. Als er über den Kreuzweg ging, sah er an der Seite ein Bund Stroh liegen. Erfreut ging er darauf zu, um es mitzu-

nehmen und dachte bei sich, daß er auf diese Art seinen Kindern ein weiches Lager verschaffen könne. Als er es nach Hause gebracht hatte, kam es seiner Frau doch nicht ganz geheuer vor und sie spuckte dreimal auf das Strohbündel. Husch — war es wieder zur Tür hinaus, denn das konnte das Gespenst nicht vertragen.

Ein andermal hat er gleich zwei Frauen übel mitgespielt. Sie kamen vom Aehrenlesen und begegneten auf dem Kreuzweg einem alten Mann, der eine Kiepe mit Aepfeln trug. Da sie hungrig waren, baten sie um einen Apfel und, das war ganz im Sinne des groten Hinrich. Er schenkte jeder Frau einen Apfel. Doch als die erste hineinbiß, hatte sie den ganzen Mund voll Schmutz. Der zweiten gings nicht besser. Sie biß auf eine große schwarze Spinne und, als nun die beiden sich zusammen taten, um den Alten mit der Kiepe zu verprügeln, ergings ihnen schlecht. Eine der Frauen wurde von dem Gespenst erwürgt, während sich die andere nur dadurch retten konnte, daß sie schnell in die Mitte der Wagenspur eines Weges lief und dort stehen blieb. Da hatte „de grot Hinrich" keine Macht mehr über sie. Das beste Mittel, um das Gespenst los zu werden, war immer noch das Zeichen des Kreuzes. Als dann ein Wegweiser hinkam mit zwei Armen, der von weitem aussah wie ein Kreuz, verschwand das Gespenst. Heute soll es sich noch ab und zu am Buckowsee an der Straße nach Brüssow zeigen.

Der Nachtwächter von Wallmow.

Bei den Rollbergen am Kreuzweg nach Grenz und Schwaneberg kann man nachts einem alten Mann mit einem großen Radkragen und einem Horn begegnen. Der geht ganz leise; aber wie erschrickt der Wanderer, wenn er auf einmal sein Horn an den Mund setzt und ruft: „Bewahret Feuer und Kerzenlicht, die Glock ist . . . ." „Zwölfe" kann er aber nicht mehr sagen. Das ist seine Strafe, die er in alle Ewigkeit erleiden muß. Einst war er in Wallmow von den Einwohnern als Nachtwächter angestellt worden und tat auch treulich seinen Dienst. Da kam der Krieg ins Land und nach Wallmow kam ein wilder Haufe Soldaten. Voll Furcht nahmen die Bauern ihr Gold und Silber und verschanzten sich in der kleinen uralten Feldsteinkirche. Die Soldaten plünderten und steckten das Dorf in Brand, aber sie wollten noch gern die Kostbarkeiten der Bauern in ihren Besitz bringen. Soviel sie jedoch auch die Kirche belagerten, sie hielt stand. Ja, die eingeschlossenen Bauern machten eines Tages einen Ausfall und trieben die Soldaten in die Flucht. Nun fand sich aber unter den in der Kirche verschanzten Bauern ein Verräter. Das war der Nachtwächter. Er hatte mit den Soldaten ein Zeichen verabredet, daß sie in einer Nacht die Kirche berennen und dabei eine Tür offen finden würden, wenn er auf seinem Nachtwächterhorn das Lied blies: „Bewahret Feuer und Kerzenlicht, die Glock ist . . . In der Nacht, in der er das „zwölfe" ausließ, hätte er die Tür zur Kirche unverschlossen gelassen. — Der teuflische Plan gelang. In einer dunklen Nacht ließ er nur den halben Nachtwächterruf ertönen. Die Soldaten erstürmten das Gotteshaus, machten alles nieder, auch den Verräter. Seitdem spukt er am Kreuzweg bei den Rollbergen. Wenn jemand so geistesgegenwärtig ist, daß er bei dem plötzlichen Erscheinen und Rufen des gespenstischen Nachtwächters hinter dem „ist" das „zwölfe" laut hinzufügt, ist seine Seele erlöst. Doch bis jetzt ist es noch keinem gelungen.

Der Menschenbaum.

Dicht an der Kreisgrenze bei den Gütern Wesenitz und Bietikow liegt an der Kreuzung der Straße nach Bertikow und Hohen-Güstow ein über 100 Meter hoher Berg. Auf ihm stand vor vielen Jahren ein einsamer Baum, der niemals größer wurde. Er blieb immer klein, aber trotzte Wind und Wetter. Eines Tages war der Baum verschwunden und zugleich läuteten in Bietikow die Totenglocken. Ein alter Büdner war gestorben. Erst viel später kam es heraus, daß der alte Mann ein Doppelleben geführt hatte. Er hatte des Tags über als Mensch und des Nachts als Baum an dem obenangeführten Kreuzweg gelebt. So etwas kommt vor. In späteren Jahren ist er dann noch den Menschen und Fuhrwerken erschienen, die über den Kreuzweg fuhren. Es ist aber ein guter Geist, der den Menschen hilft. So half er einst einer jungen Mutter, die dort ihr Kind nähren wollte und es doch nicht konnte dadurch, daß er einen Stab in den Berg steckte und, o Wunder, aus dem Holz lief ganz gute, schöne Milch.

Ein andermal hat er einem Bauer, dem das Rad am Wagen zerbrochen war, das Rad nicht nur wieder zusammengesetzt, sondern es auch mit goldenen Nägeln beschlagen.

Hin und wieder legt er auch einen kleinen hölzernen Löffel auf den Weg. Wer den findet, braucht sich keine Sorgen mehr zu machen im Leben. Er kann einfach einen leeren Teller nehmen und braucht sich dann nur zu wünschen, was er von diesem Teller essen möchte. Mit dem Geisterlöffel kann er alles was er sich gewünscht hat, essen. In Eickstedt hat lange einer gelebt, der solch einen Löffel gefunden hat. Als er dann nach Amerika auswanderte, hat er ihn mitgenommen.

Die graue Kröte.

Vor vielen, vielen Jahren hatten sich in der Nähe von Zollchow am unteren Uckersee zwei fahrende Familien mit ihren Kindern angesiedelt. So oft auch die Bauern aus Zollchow versuchten, sie in die Dorfgemeinschaft aufzunehmen, es gelang ihnen nicht. Auch kamen sie nicht in die Kirche und der Pfarrer von Gollmitz, der dort früher zu predigen hatte, verschwendete seine Worte, um sie zum Christentum zu bekehren. Dafür gingen sie aber des Nachts an den großen Stein, der nach Strehlow zu liegt und opferten auf ihm allerlei Getier. Dann kam der schwarze Tod in das Land. Massenhaft starben die Bewohner und auch viele Menschen in Zollchow. Auch vor den Hütten der Zugewanderten machte der Tod nicht Halt. Soviel sie auch opferten, einer nach dem anderen starb und zuletzt blieb nur noch eine alte Frau übrig. Wo sie geblieben ist, weiß niemand. Aber das ist sicher, daß sie noch heute an der Wegkreuzung zwischen Zollchow und Dorf Sternhagen, da wo der Weg nach Potzlow und nach Röpersdorf abzweigt, als graue Kröte in der Dämmerung den Menschen erscheint. Diese Kröte hütet auch an dem Kreuzweg einen verborgenen Schatz.

Man kann ihre Ankunft schon daran merken, daß zwei Flämmchen zitternd und flatternd vor ihr herlaufen. Es sind die Augen der Kröte. Man erzählt sich, daß die Alte einst ihre Seele dem Teufel verschrieben hatte, wenn sie von dem schwarzen Tod verschont bleibe. So ist sie dann am Leben geblieben und hat noch viele Jahre in der Uckermark umherschweifend ihr Leben gefristet. Dann aber ist sie gestorben, ohne jemals von dem Fluch erlöst zu sein. So sitzt sie noch heute mit besonderer Vorliebe an dem Kreuzweg als graue Kröte, die die Menschen ängstigt und auf den vom Teufel zusammengestohlenen Schätzen Wache hält.

Die zwei Soldaten.

Raakow ist ein kleines Dorf an der westlichen Kreisgrenze. Von ihm führt ein alter Weg nach Fürstenwerder. Nicht weit hinter dem Dorf zweigt in der Nähe des Bächleins, das sich aus dem Abfluß des Parmer Sees gebildet und weiter uckerwärts Quillow heißt, ein Weg nach der Parmener Mühle ab. Hier war es bis vor kurzem nicht geheuer. Vor Jahren kam einmal ein Bauer aus Schapow den Weg gefahren, um sein Korn zur Parmener Mühle zu bringen. Bei der Weggabelung begegnete er zwei zerlumpten Soldaten, die irgendwo desertiert waren. Einer von ihnen redete ihn an: „Bauer, verkauf uns das Korn". Der Bauer jedoch fürchtete sich, glaubte auch, daß er von den zerlumpten Soldaten keine Bezahlung bekommen, sondern nur gehöhnt und geschlagen würde. Darum log er und sagte, daß er das Korn nach Fürstenwerder fahren müsse, wo es ihm gut bezahlt würde. Die Soldaten aber ließen nicht nach, sondern drängten ihn solange, bis er einwilligte und das Korn zu ihrer verfallenen Behausung mitten im Walde fuhr. Wirklich kam er auch zu einem alten, morschen Mauerwerk. Die Soldaten bezahlten ihn in gutem Gelde und hießen ihn noch, die Säcke abladen. Er mußte sie auf den Boden des verfallenen Hauses tragen. Dort sah der Bauer mit Erstaunen viele Soldaten schlafen. Er bemerkte aber auch ein großes Faß mit Wein in der Ecke und da er durstig war von dem Säckeschleppen, drehte er den Hahn auf, um etwas zu trinken. Kaum hatte er den Hahn aufgedreht, als der Wein in Strömen herauslief und er war so rot wie Blut. Der Wein strömte so gewaltig, daß bald der Bauer bis an die Knöchel im blutroten Wein stand. Auch über die schlafenden Soldaten strömte er hinweg. Entsetzt lief der Bauer vom Boden die vom blutroten Wein gefärbte Treppe hinunter und traf unten die drei zerlumpten Soldaten an. Diese sagten zu ihm: „Paß auf und behalt, was du gesehen hast. In Kürze wird hier soviel Blut vergossen wie Wein geflossen!" Und dann war alles verschwunden, verfallenes Haus und Soldaten, Wein und Menschen. Als der Bauer sich umblickte, fand er sich bis zu den Knieen im Bach stehend. Seine Pferde und sein Wagen standen einsam auf dem Kreuzweg. Voll Furcht im Herzen brachte der Bauer sein Korn in die Mühle und erzählte dort alles, was er gesehen und gehört. Niemand wollte es ihm glauben. Erst als viele Jahre später der große Krieg in das Land kam, erfüllte sich das, was der Bauer gesagt. Dort wurde eine Schlacht geschlagen, in der soviel Blut floß, daß es den Menschen bis an die Knöchel stieg.

Auch heute noch trifft man beim Quillow die zwei Soldaten. Immer bitten sie einen um etwas und sagen ihm dann die Zukunft voraus. So zeigten sie dem alten Pfarrer in Fürstenwerder einen großen Leichenzug mitten im Walde und als er fragte, wer da begraben würde, sagten sie ihm, daß er selber in dem Sarg läge. Und wirklich starb der alte Pastor kurze Zeit darauf. Manchmal schicken die zwei Soldaten auch einen Hund, der dann den Wanderer bis zu seinem Dorf begleitet. Man muß nur recht aufpassen, bei welchem Haus dann der Hund schnüffelt. Ganz gewiß stirbt dann einer in kurzer Zeit aus diesem Hause. So ist es dem Großvater des letzten Wassermüllers der Parmener Mühle ergangen. Er hatte als junger Mensch in Arendsee seine Braut wohnen. Nach Feierabend wollte er sie besuchen und ging den Weg über Raakow. Als er an der Weggabelung in den Raakower Weg einbog, erblickte er neben sich einen großen schwarzen Hund, der ihn trotz aller Steinwürfe und allen Scheltens bis Arendsee begleitete. Voller Entsetzen bemerkte er, daß der Hund direkt auf das Haus, in dem seine Braut wohnte, zulief. Nun wußte er, daß sie sterben würde. Und sie starb auch in zwei Tagen eines plötzlichen Todes.

Das goldene Ei.

Von Kröchlendorff führt ein Weg über die Grenze des Prenzlauer Kreises nach Gollmitz. Dicht hinter der Grenze neben der alten Kirchenruine zweigt ein Weg nach dem Bahnhof Groß-Sperrenwalde ab. In früheren Zeiten ging er nach dem heute verschwundenen Dorf Mittel-Sperrenwalde. An dieser Wegkreuzung stand auch in früheren Jahren ein Gasthaus, von dem heute aber nur noch ein riesiger Baum übrig geblieben ist. An diesem Kreuzweg ist es bei Tag und bei Nacht nicht geheuer. Fast immer findet der Wanderer, der die Gegend nicht kennt, mitten auf dem Weg ein goldenes Ei. Gewöhnlich bückt er sich, um es aufzuheben. Sowie seine Finger es aber berührt haben, erhält er eine ungeheure Ohrfeige und einen Schlag ins Genick, so daß er der Länge nach in den Schmutz fällt. Diese Mißhandlung erhält er von einem kleinen, nur in der Johannisnacht sichtbaren Zwerg, der sich an allen Menschen rächen will. Und das kam so. Unter der großen Buche hatte er in früheren Jahren sein Quartier und lebte mit allen Menschen in Frieden. In einer Johannisnacht saß er auf dem großen Stein dicht bei der Weggabelung und zählte seine Reichtümer. Im Eifer hatte er dabei seine Kappe abgelegt, die mit einem großen goldenen Ei geschmückt war. Plötzlich glaubte er ein Geräusch zu vernehmen, raffte gierig seine Schätze zusammen und verschwand, vergaß aber, die Kappe mitzunehmen. Wirklich kam des Weges ein Hirtenjunge aus Kröchlendorff daher. Dem blinkte das Gold in die Augen und er nahm Kappe und Ei mit. Als er zu Hause anlangte, wollte er seine Angehörigen zum Narren haben und setzte sich die Kappe auf, trat in die Stube und sagte „Guten Abend". Vater, Mutter und Geschwister saßen am Tisch und statt der erhofften Freude sah der Junge entsetzte Gesichter. Er begrüßte noch einmal die Eltern, doch der Erfolg war wieder ein anderer. Entsetzt schrie ein Bruder von ihm auf und alle rannten, so schnell sie konnten, aus der Stube. Erstarrt blickte

ihnen der Junge nach, dann lief er auch hinter ihnen her und rief Vater und Mutter. Aber je mehr er rief, um so schneller liefen seine Eltern. Das lag daran, daß der Junge nicht wußte, daß die Kappe unsichtbar machte! Seine Eltern und Geschwister glaubten, als sie niemand sahen, daß ein Geist in der Stube wäre, der ihnen „Guten Abend" sagte, oder daß einer von den Toten auferstanden sei. Unterwegs verlor der Junge die Kappe und nun erst erkannten ihn seine Eltern wieder. Er bekam zu allem noch eine tüchtige Tracht Prügel. Die verlorene Kappe fand der alte Zwerg wieder, aber er war durch den Diebstahl so erbost, daß er alle Freundschaft zu den Menschen verloren hatte. Nun rächt er sich an ihnen dadurch, daß er die habgierigen Menschen schlägt und stößt, wenn sie das goldene Ei mitnehmen wollen. Die Einheimischen hüten sich, das Ei anzufassen. Aber bei denen legt der Zwerg es auch nur noch selten auf den Weg.

Der Jäger.

Vor vielen Jahren lebte in der Nähe des Schlosses Wolfshagen ein alter Bauer. Der hatte einen Sohn, dessen ganzes Sinnen und Trachten die Jagd war. Tagaus, tagein war er in den weiten Wäldern um Wolfshagen und ließ den alten Vater die harte Arbeit auf dem Feld allein tun. So oft auch der Alte den Sohn gebeten hatte, alles Bitten war vergebens. Der Sohn konnte das Wildern nicht lassen. Selbst als der alte Bauer so krank wurde, daß er sterben mußte, konnte der Sohn seine Jagdleidenschaft nicht zurückstellen. Mit bewegten Worten bat der Bauer seinen Sohn, doch in der Sterbestunde bei ihm zu bleiben, der aber nahm seine Flinte und ging zur Tür hinaus. Da verfluchte der Alte den Sohn und sagte: „So jag du und der Teufel." Dann gab der Bauer seinen Geist auf.

Seit dieser Zeit irrt der Sohn in den Wäldern um Wolfshagen herum umher. Des Nachts hört man ihn rufen und hetzen. So erscheint er mit Vorliebe dem nächtlichen Wanderer auf dem Kreuzweg nördlich bei Damerow in der Nähe des Lindenberges. Hier ist er auch einmal dem Förster vom Forsthaus Kiecker begegnet, der in Damerow einen Freund besuchen wollte. Als der Förster mit seinem Fuhrwerk auf dem Kreuzweg hielt und sich eine Pfeife anstecken wollte, ertönte plötzlich in den Lüften ein wildes Geschrei. Entsetzt sprangen die Pferde an und um ein Haar wäre der ganze Wagen am nächsten Stein zerschellt.

Auch einer alten Frau, die mit einem Korb Eier auf dem Rücken und einem anderen an der Hand über den Kreuzweg ging, erschien dieser ewige Jäger. Er hatte in seiner Hand vier frisch geschossene Hasen und bot sie der Frau als Geschenk an. Die wollte sie aber nicht nehmen, sondern wollte ihm dafür ihren Handkorb mit Eiern als Tausch anbieten. Der ewige Jäger ging auf den Handel ein und nahm die Eier aus dem Korb, um sie in seine Taschen zu stecken. Als er sie genommen hatte und die Frau die Hasen nun in den leeren Korb tun wollte, mußte sie zu ihrem Schrecken sehen, wie der Jägersmann die eben geschenkten Eier wieder aus den Taschen heraus nahm und sie alle einzeln auf den Weg warf. Aus jedem Ei kam eine schwarze Schlange, die dann schrecklich züngelte. Entsetzt lief die alte Frau nach Hause und mußte dort zu allem erkennen, daß sich die vier Hasen in einen ungeheueren Haufen Flöhe und Ungeziefer verwandelt hatten, die sie ihr Lebtag nicht mehr losgeworden ist.

Seit geraumer Zeit sind aber die Wälder um Damerow abgeholzt, so daß auch nur in ganz bestimmten Nächten noch der ewige Jäger den Wanderer erschreckt.

Der feurige Wagen.

Bei der Schindelmühle zwischen Taschenberg und Trebenow ist ein überall bekannter Kreuzweg, auf dem es nicht geheuer ist. In Bandelow lebte vor vielen Jahren ein sehr geiziger Bauer, der weder an Gott noch an den Teufel glaubte und mit allem, was sonst den Menschen heilig war, seinen Spott trieb. Mit Vorliebe arbeitete er am Sonntag und wenn die anderen zur Kirche gingen, fuhr er mit seinen Ackergeräten aufs Feld, um zu arbeiten. Einmal ging er in seiner Gottlosigkeit sogar so weit, am Weihnachtstage nach Lübbenow zu fahren, um dort einige Bäume zu holen, die er am Tage vorher gekauft hatte. Als er an dem Kreuzweg bei der Schindelmühle angekommen war, läuteten gerade die Glocken der umliegenden Dörfer zur Weihnachtsfeier. Voll Verachtung spuckte der Bauer, nachdem er einen Fluch gemurmelt hatte, vom Wagen auf den Weg. Da ereilte ihn das Schicksal. Sein Wagen und alles versank im Köhntop. Und seit dieser Zeit sieht man ihn in jeder Christnacht am Kreuzweg mit seinen Pferden vorüberfahren. Doch die Pferde und der Wagen gleißen und glühen wie das höllische Feuer. Niemals kommt er über den Kreuzweg hinaus, so sehr er auch die Pferde antreibt. Und das dauert solange bis am Weihnachtstagmorgen der Hahn kräht.

So gibt es wohl noch manche Wege, an denen viel Erinnerung vergangener Zeiten haftet; man sollte sie ehren! Auch dich begleiten die Gedanken und die Schicksale deiner Vorfahren — darum sei in Ehrfurcht am Kreuzwege, ob dein Weg nun nach links oder rechts oder geradeaus führt!

Zeichnung von Leo Wiese.

Jahresrückschau.

Von Kreisschulungsleiter Felix Kastner.

Wir Deutschen tun gut daran, den Kreislauf eines Jahres nach den Richtlinien zu umreißen, die der Führer auf jedem Reichsparteitag in Nürnberg verkündet. Sie bilden die Grundlage für das politische, wirtschaftliche und kulturelle Geschehen unserer Tage, so weit es von uns Deutschen abhängt. Des Führers Weisungen geben der Aufbauarbeit unseres Volkes alljährlich ein neues Ziel und zeigen klar und deutlich die Wege, die Deutschland zu gehen hat, wenn ihm der Erfolg sicher sein soll. Wir stellen ein Führerwort aus der Proklamation zum „Reichsparteitag der Ehre" an den Anfang unserer Jahresrückschau:

„Wir sind entschlossen, die Nation so stark zu machen, daß sie, so wie der Nationalsozialismus im Innern mit der bolschewistischen Weltverhetzung fertig wurde, auch jeden Angriff von außen mit brutalster Entschlossenheit abwehren wird."

Daraus ergab sich, daß der Bolschewismus als Weltfeind Nr. 1 erklärt wurde, weiter aber auch, daß Deutschland nach einem umfassenden 2. Vierjahresplan danach streben müsse, vom Weltmarkt so unabhängig zu werden, daß es von keiner Seite her unter Druck gesetzt werden könne. Deutschland muß die freie Entscheidung über sein Aufbauwerk behalten.

Vom 9.—14. September 1936: „Reichsparteitag der Ehre" in Nürnberg. Die Londoner Presse spricht von einer „Machtentfaltung wie nie zuvor", die italienische nennt Nürnberg eine „Schau der politischen, militärischen, wirtschaftlichen, kulturellen und moralischen Stärke der Nation". Polnische Blätter nennen Deutschland „den Schutzschild Europas".

Am 10. September 1936: Reichsarbeitsführer Hierl wird wegen seiner großen Verdienste um die Ausgestaltung des Arbeitsdienstes zum Reichsleiter ernannt.

Am 26. September 1936: Durch Erlaß des Führers soll der Arbeitsdienst bis Oktober 1939 auf 300 000 Mann verstärkt werden.

Am 20. September 1936: Reichsjugendführer Baldur von Schirach unternimmt mit 450 Hitlerjungen eine Fahrt nach Italien.

Am 27. September 1936: Der Führer übergibt bei Breslau den tausendsten Kilometer Reichsautobahn dem Verkehr. Er verkündet, daß Deutschland in 18 Monaten von der Benzineinfuhr frei sei und daß in 5 Jahren 7000 Kilometer der Reichsautobahn fertiggestellt sein werden.

Am 3. Oktober 1936: Stapellauf des Schlachtschiffes D in Wilhelmshaven. Reichskriegsminister von Blomberg tauft das Schiff in Anwesenheit des Führers auf den Namen „Scharnhorst".

Am 4. Oktober 1936: 1 000 000 deutsche Bauern feiern auf dem Bückeberg das Erntedankfest. Dem Führer wird die „Adolf-Hitler-Flachsspende" überreicht im Werte von 800 000 RM. Es sollen daraus 360 000 Drillichanzüge und 2 000 000 Handtücher für die Wehrmacht hergestellt werden.

Am 5. Oktober 1936: Feierliche Eröffnung des Rügendammes, der die Insel Rügen mit dem Festlande verbindet.

Am 6. Oktober 1936: Der Führer eröffnet in einer Großkundgebung in der Deutschlandhalle das Winterhilfswerk des deutschen Volkes.

Am 7. Oktober 1936: In München findet im Beisein des Führers eine Trauerfeier für den am Tage vorher in der Hauptstadt der Bewegung verstorbenen ungarischen Ministerpräsidenten v. Gömbös statt. Reichsminister des Innern Dr. Frick und Reichsführer SS. Himmler vereinbaren eine Neugliederung der deutschen Polizei in Ordnungs- und Sicherheitspolizei. Zur letzteren gehören auch die Geheime Staatspolizei und die Kriminalpolizei.

Am 10. Oktober 1936: Feierliche Beisetzung des ungarischen Ministerpräsidenten von Gömbös in Budapest. Generaloberst Göring vertritt den Führer bei dieser Trauerfeier.

Am 15. Oktober 1936: Reichsleiter Alfred Rosenberg spricht vor dem diplomatischen Korps und der Weltpresse über die Notwendigkeit einer Einheitsfront Europas gegen den Bolschewismus.

Am 19. Oktober 1936: Generaloberst Göring wird vom Führer mit der Durchführung des Vierjahresplanes beauftragt. Der Sinn dieser Maßnahme ist die Zusammenfassung aller Kräfte zur Lösung der schweren Aufgabe.

Am 20. Oktober 1936: Der italienische Außenminister Graf Ciano trifft in Berlin ein.

Am 21. Oktober 1936: Graf Ciano nimmt an einem Kameradschaftsabend der Hitlerjugend im Sportpalast in Berlin teil.

Am 24. Oktober 1936: In München legt Reichserziehungsminister Rust den Grundstein zum Hause des Deutschen Rechtes. Reichsminister Frank spricht über Entwicklung und Aufgaben einer deutschen Rechtsprechung.

In einer Unterredung teilt der Führer dem italienischen Außenminister mit, daß das Deutsche Reich das von Italien errichtete „Kaiserreich Aethiopien" anerkenne.

Am 28. Oktober 1936: Generaloberst Göring spricht in einer Großkundgebung im Berliner Sportpalast über die Durchführung des Vierjahresplanes.

Am 29. Oktober 1936: Der Gau Groß-Berlin der NSDAP. begeht seine Zehnjahresfeier. Zwei Stiftungen sind als richtunggebend hervorzuheben: Dr. Goebbels errichtet mit 2 000 000 RM. die Spende „Künstlerdank", aus der notleidende Künstler unterstützt werden sollen; die Stadt Berlin beschließt den Bau von 300 Wohnungen für alte Kämpfer. Die Siedlung soll den Namen „Dr. Goebbels-Heimstätte" tragen.

Am 30. Oktober 1936: Der Gautag Berlin erreicht mit einer gewaltigen Kundgebung im Sportpalast seinen Höhepunkt. Der Führer und Dr. Goebbels sprechen zu ihren alten Kampfgenossen. Die Stadtverwaltung Berlin opfert für bedürftige Partei-

und Volksgenossen 200 000 RM. — In München wird eine Großkundgebung der Hitlerjugend veranstaltet, um das fünfjährige Bestehen der Reichsjugendführung festlich zu begehen. Der Reichsjugendführer Baldur von Schirach gibt der Hitlerjugend Richtlinien für die Arbeit der kommenden Jahre bekannt. — Der neu ernannte deutsche Botschafter von Ribbentrop überreicht dem König von England sein Beglaubigungsschreiben. Die Ernennung Ribbentrops ist ein Beweis dafür, daß die deutsche Botschaft in London zur Zeit für die wichtigste Auslandsvertretung Deutschlands angesehen wird.

Am 5. November 1936: Reichsjustizminister Dr. Gürtner und Staatssekretär Dr. Freisler sprechen bei einem Presseempfang über die Fertigstellung ihrer Arbeiten zur Erneuerung des deutschen Strafrechts.

Am 6. November 1936: Der Reichsjugendführer setzt Hitlerjugend und Jungvolk zur Sammlung von Altmaterial ein. Das Deutsche Reich legt eine Anleihe von 500 Millionen Reichsmark zum Kurse von 98¾ % als 4½prozentige Reichsschatzanweisung auf.

Am 8. November 1936: Der Führer spricht in dem berühmten Münchener Bürgerbräukeller zu seinen ältesten Mitkämpfern.

Am 9. November 1936: Der historische Marsch zur Feldherrnhalle wird wiederholt und mit einer Totenehrung auf dem Königlichen Platz verbunden. Im ganzen Reich wird der Toten der Bewegung gedacht.

Am 11. November 1936: Reichserziehungsminister Rust eröffnet 8 Hochschulen für Lehrerbildung und zwar in Schneidemühl, Trier, Oldenburg, Hamburg, Saarbrücken, Würzburg, Bayreuth und Karlsruhe.

Am 13. November 1936: Die Reichsregierung stellt das uneingeschränkte Hoheitsrecht über die deutschen Ströme wieder her. — Reichswirtschaftsminister Dr. Schacht besucht die Türkei.

Am 18. November 1936: Deutschland und Italien erkennen die Regierung des Generals Franco in Spanien als rechtmäßig an. Der erste deutsche Botschafter wird General Vaupel.

Am 20. November 1936: Aussprache zwischen Reichsaußenminister Freiherrn von Neurath mit dem österreichischen Außenminister Dr. Schmidt über die deutsch-österreichischen Beziehungen.

Am 22. November 1936: Konrad Henlein, der Führer des Sudetendeutschtums, wird Vorsitzender der deutschen Volksgruppen in Europa. Die Geschlossenheit des deutschen Volkes im Reich wirkt sich also auch günstig auf das Auslanddeutschtum aus.

Am 23. November 1936: In Goslar beginnt der Reichsbauerntag.

Am 25. November 1936: Deutschland und Japan schließen ein Abkommen zur gemeinsamen Abwehr gegen bolschewistische Zersetzungsarbeit. Dieses Abkommen festigt Deutschlands Stellung und gibt der Reichsregierung stärksten Rückhalt. Die Auslandpresse äußert sich zustimmend, nur Frankreich und seine Freunde geraten in Verlegenheit.

Am 29. November 1936: Höhepunkt und Abschluß des Reichsbauerntages in Goslar. Der Stellvertreter des Führers Rudolf Heß, Generaloberst Göring und Reichsbauernführer Darré sprechen über Vierjahresplan und Erzeugungsschlacht.

Am 30. November 1936: Der Führer ordnet an, daß die künftigen Reichsparteitage in Nürnberg durch „Nationalsozialistische Kampfspiele" ausgestaltet werden sollen. Die Vorbereitung und Durchführung übernimmt die SA.

Am 1. Dezember 1936: Verabschiedung einer Reihe von Gesetzen durch das Reichskabinett: Die deutsche Jugend wird einheitlich zur Hitlerjugend zusammengefaßt. Bei Wirtschaftssabotage kann Todesstrafe verhängt werden. Weitere 80 Millionen Reichsmark werden für die Förderung der Kleinsiedlungen bereitgestellt.

Am 6. Dezember 1936: Die Reichsanleihe muß wegen Ueberzeichnung von 500 auf 600 Millionen Reichsmark erhöht werden. Es spricht sich in diesen Zahlen das Vertrauen zur deutschen Finanzpolitik aus. — Der „Tag der nationalen Solidarität" erbringt ein Sammelergebnis von 5,36 Millionen Reichsmark. (Ein Drittel mehr als im vorigen Jahre.)

Am 8. Dezember 1936: Schlachtschiff E läuft in Kiel vom Stapel und wird von Generaloberst von Fritsch auf den Namen „Gneisenau" getauft.

Am 9. Dezember 1936: Reichsjugendführer Baldur von Schirach spricht über den Rundfunk zur deutschen Elternschaft.

Am 14. Dezember 1936: Der Mörder Wilhelm Gustloffs, der Jude David Frankfurter, wird vom Kantongericht in Chur (Schweiz) zu 18 Jahren Zuchthaus verurteilt. In jüdischen Blättern dagegen wird der Mörder als „Märtyrer" verherrlicht.

Am 18. Dezember 1936: Der Führer und Generaloberst Göring betonen in bedeutsamen Ansprachen vor deutschen Wirtschaftsführern, daß einem zähen Aufbauwillen alles erreichbar ist; ein Unmöglich kann und darf es nicht geben.

Am 21. Dezember 1936: Im ganzen Reichsgebiet werden 3 Millionen deutsche Kinder zum Weihnachtsfest beschert. Die Ansprache hält Dr. Goebbels.

Am 24. Dezember 1936: Der Stellvertreter des Führers Rudolf Heß spricht zu den Auslanddeutschen, um sie gerade an diesem Abend fest mit der Heimat zu verknüpfen.

Am 29. Dezember 1936: Der von rotspanischen Seestreitkräften beschlagnahmte deutsche Dampfer „Palos" wird auf Forderung des Kreuzers „Königsberg" freigegeben.

Am 30. Dezember 1936: Auf dem Invalidenfriedhof zu Berlin wird der am 27. Dezember verstorbene Generaloberst Hans von Seeckt, der Schöpfer der deutschen Reichswehr, feierlich beigesetzt.

Am 31. Dezember 1936: Zur Förderung der Arbeiten im Sinne des Vierjahresplanes gibt Ministerpräsident Hermann Göring die Losung für das neue Jahr: „Aeußerste Kraft voraus!"

Am 1. Januar 1937: Der Führer erklärt in seiner Neujahrsbotschaft, daß nach Ablauf der nächsten vier Jahre das deutsche Volk wirtschaftlich frei sein wird.

Am 10. Januar 1937: In Magdeburg wird die Autobahnstrecke Magdeburg—Helmstedt mit der großen Elbebrücke eingeweiht. Damit ist die Strecke Berlin—Hannover frei.

Am 11. Januar 1937: Großer Neujahrsempfang der Wehrmacht, der Partei, der Vertreter der Reichshauptstadt und des Diplomatischen Korps im „Hause des Reichspräsidenten" durch den Führer. Der Führer nimmt die Gelegenheit wahr, dem französischen Botschafter zu erklären, daß Deutschland keine Erwerbungen in Spanien vorzunehmen gedenke. Darauf versichert der französische Botschafter, daß auch Frankreich Spaniens Hoheitsrechte nicht antasten werde.

Am 13. Januar 1937: Das befreite Saargebiet veranstaltet unter Beteiligung der Wehrmacht eine große Feier zur Erinnerung an den gewaltigen Abstimmungssieg des Jahres 1935.

Generaloberst Göring reist nach Rom und wird von Mussolini empfangen.

Am 14. Januar 1937: Der Führer erläßt einen Aufruf, der Hitlerjugend bei ihrer Heimbeschaffung Hilfe und Unterstützung zu gewähren.

Am 15. Januar 1937: Am „Tag der deutschen Polizei" halten der Reichsführer SS. Himmler, die Reichsminister Dr. Frick und Göring und Korpsführer Hühnlein Ansprachen über die Aufgaben der Polizei im Dritten Reich.

Am 18. Januar 1937: Als Vorschulen für die nationalsozialistischen Ordensburgen werden durch Dr. Ley und Baldur von Schirach die „Adolf-Hitler-Schulen" ins Leben gerufen.

Am 20. Januar 1937: Untergang des Versuchsbootes „Welle" mit 25 Mann Besatzung, die sich bei dem Versuch, zwei Schiffe zu bergen, ausgezeichnet hatten.

Am 24. Januar 1937: Zweistündige Unterredung in Rom zwischen Mussolini und Generaloberst Göring in Gegenwart des italienischen Außenministers Grafen Ciano.

Am 26. Januar 1937: Das Reichskabinett verabschiedet das deutsche Beamtengesetz, die Reichsdienststrafordnung und das Gesetz über die Gebietsregelung Groß-Hamburgs.

Am 28. Januar 1937: Reichsminister Göring eröffnet in Berlin die „Grüne Woche".

Am 30. Januar 1937: Reichstagssitzung zur Erinnerung an die Machtübernahme am 30. 1. 1933. Der Führer hält eine eindrucksvolle Friedensrede, die auch im Auslande mit lebhaftem Beifall begrüßt wird.

Der Führer verleiht den Mitgliedern der Reichsregierung das Goldene Ehrenzeichen der Partei. Es wird damit die höchste Auszeichnung vergeben, über die das nationalsozialistische Deutschland verfügt.

Am 31. Januar 1937: In München entscheiden sich 96,11 % aller Eltern für die Gemeinschaftsschule an Stelle der bisherigen Bekenntnisschule.

Am 2. Februar 1937: Dr. Wilhelm Ohnesorge wird zum Reichspostminister, Dr. Julius Dorpmüller zum Reichsverkehrsminister ernannt. Gauleiter Wilhelm Bohle wird Chef der Auslandorganisation im Auswärtigen Amt.

Am 7. Februar 1937: Stapellauf des Führerschiffes der deutschen Kreuzer. General-Admiral Raeder tauft das Schiff auf den Namen „Admiral Hipper".

Am 10. Februar 1937: Dr. Robert Ley und Baldur von Schirach eröffnen im Berliner Sportpalast den vierten Reichsberufswettkampf.

Am 12. Februar 1937: Die Reichsregierung beschließt ein Gesetz, nach dem das Reich seine Hoheitsrechte über Reichsbahn und Reichsbank von allen internationalen Bindungen löst und sie in Zukunft allein ausübt.

Am 15. Februar 1937: Der Führer bestimmt, daß die evangelische Kirche auf Grund einer voranzugehenden Wahl zu einer Generalsynode eine neue Verfassungsordnung schaffen soll, um endlich Beruhigung in die Kirche hineinzutragen. (Befriedungserlaß.)

Vom 15.—18. Februar 1937: Tagungen von 51 Frontkämpfervertretern aus 14 Nationen und Besuche bei führenden deutschen Männern, unter anderem auch beim Führer auf dem Obersalzberg.

Am 20. Februar 1937: Eröffnung der Internationalen Automobil- und Motorradausstellung in Berlin durch den Führer.

Am 21. Februar 1937: Heldengedenktag im ganzen Reich. Der Reichskriegsminister von Blomberg hält in Berlin die Gedenkrede.

Am 22. Februar 1937: Reichsaußenminister Freiherr von Neurath reist zu einem Staatsbesuch nach Wien und wird überall von der deutschen Bevölkerung jubelnd begrüßt.

Am 1. März 1937: Auf einer Großkundgebung in Leipzig betonen Botschafter von Ribbentrop und der Leiter der Kommission für Wirtschaftspolitik Bernhard Köhler den Anspruch Deutschlands auf Kolonialbesitz.

Am 4. März 1937: New Yorks jüdischer Oberbürgermeister La Guardia beleidigt in einer gemeinen Hetzrede Deutschland und seinen Führer. Die deutsche Botschaft erhebt sofort schärfsten Protest.

Am 5. März 1937: Der amerikanische Außenminister Hull bedauert die Unverschämtheiten des Juden La Guardia.

Am 10. März 1937: Der Reichsjugendführer ruft Jahrgang 1927 zum freiwilligen Eintritt in die Hitlerjugend auf.

Am 13. März 1937: Reichskriegsminister von Blomberg begeht sein 40. Militärdienstjubiläum.

Am 15. März 1937: Der König von Dänemark besucht den Führer.

Am 20. März 1937: Im Gau Saarpfalz entscheiden sich 97 % der Erziehungsberechtigten für die Gemeinschaftsschule.

Am 23. März 1937: Ministerpräsident Göring spricht vor den Führern des Reichsnährstandes über die Steigerung der landwirtschaftlichen Erzeugung.

Am 30. März 1937: Eingehende Aussprache zwischen dem Führer und General Ludendorff.

Am 31. März 1937: Im Festsaal des Hamburger Rathauses findet ein Staatsakt statt, da die gesetzliche Regelung der Hamburger Besitzverhältnisse rechtskräftig wird. Dr. Frick und Rudolf Heß sprechen über die Grundsätze der Reichsreform und Hamburgs Bedeutung als „Deutschlands Tor zur Welt".

Am 8. April 1937: Reichsleiter Dr. Robert Ley in Venedig. — Die Fluglinie München—London wird eröffnet.

Am 11. April 1937: Reichsminister Rust beginnt im Auftrage des Führers mit den Ausgrabungen in Griechenland.

Am 13. April 1937: Reichsminister Dr. Schacht in Brüssel, Empfang durch den belgischen König.

Am 16. April 1937: Dem Führer wird von Dr. Goebbels das Ergebnis des Winterhilfswerks 1936/7 mitgeteilt. Es beträgt fast 400 Millionen Reichsmark und übertrifft das voraufgehende um 30 Millionen.

Am 20. April 1937: Im ganzen Reich wird der 48. Geburtstag des Führers gefeiert. Der Führer trifft unerwartet in München ein, wo ihm Rudolf Heß die Grüße und Glückwünsche der Partei überbringt; überall Wehrmachtveranstaltungen.

Vom 23.—29. April 1937: Kreisleiterschulungstagung auf der Schulungsburg Vogelsang in der Eifel. Am Abschlußtage spricht der Führer zwei Stunden über die Wesensgrundlagen des nationalsozialistischen Führerstaates.

Am 29. April 1937: Im Reichsberufswettkampf werden die 292 besten Jungarbeiter als Reichssieger erklärt.

Am 30. April 1937: Der Führer eröffnet die herrliche Ausstellung am Berliner Funkturm „Gebt mir vier Jahre Zeit", die einen überzeugenden und überwältigenden Ueberblick über die seit der Machtübernahme geleistete Arbeit gibt.

Die Reichsarbeitskammer zeichnet 30 Betriebe aus als „nationalsozialistische Musterbetriebe".

Die 50 besten Reichssieger der Jungarbeiter werden von Dr. Goebbels empfangen, der sie dem Führer vorstellen wird.

Am 1. Mai 1937: Im Olympia-Stadion spricht der Führer vor 120 000 Hitlerjungen. Dann folgt im Lustgarten der große Staatsakt, bei dem abermals der Führer spricht. Im ganzen Reichsgebiet werden volkstümliche Maifeiern veranstaltet, deren Durchführung in den Händen der NS.-Gemeinschaft „Kraft durch Freude" liegt.

Am 3. Mai 1937: Dr. Goebbels ordnet an, daß die höheren Beamten und führenden Männer seines Dienstbereiches 2 Monate als Hilfsarbeiter in allerlei Betrieben tätig sein müssen.

Am 6. Mai 1937: Stapellauf des ersten KdF.-Schiffes. Es wird auf den Namen „Wilhelm Gustloff" getauft.

Bei der Landung in Lakehurst (USA.) wird unser herrliches Luftschiff „Hindenburg" durch Explosion vollständig zerstört.

Am 7. Mai 1937: Luftschiffkapitän Lehmann stirbt infolge seiner schweren Brandverletzungen. Die Teilnahme der ganzen Welt an der Katastrophe ist sehr groß und aufrichtig.

Am 9. Mai 1937: Reichskriegsminister von Blomberg trifft zur Teilnahme an den Krönungsfeierlichkeiten als Vertreter des Führers und des Deutschen Reiches in London ein.

Generaloberst Göring eröffnet in Düsseldorf die Ausstellung „Schaffendes Volk", die einen klaren Ueberblick über die neuen deutschen Werkstoffe vermittelt.

Am 12. Mai 1937: Erhebende Trauerfeier für die Opfer des Luftschiffunglücks am Pier der Linien Hapag—Lloyd.

Am 24. Mai 1937: In Paris wird die halbfertige Weltausstellung vom französischen Staatspräsidenten Lebrun eröffnet. Das Deutsche Haus erweckt allgemeine Bewunderung und bildet für zahllose Besucher einen der wichtigsten Anziehungspunkte.

Am 28. Mai 1937: Dr. Goebbels rechnet in einer Großkundgebung in der Deutschlandhalle mit den geistlichen Sittlichkeitsverbrechern ab.

Am 30. Mai 1937: Bei einem rotspanischen Bombenangriff auf das vor Ibiza liegende Panzerschiff „Deutschland", das sich im Dienst der internationalen Seekontrolle an der spanischen Ostküste befindet, werden 20 Mann der Besatzung getötet und 83 verletzt. Leider sind viele Seeleute so schwer verwundet, daß sich in den folgenden Wochen die Zahl der Opfer auf 31 erhöht.

Am 31. Mai 1937: Zur Vergeltung des frechen Ueberfalls beschießen deutsche Schiffe die Hafenanlagen von Almeria und bringen die bolschewistischen Batterien, die zu antworten versuchen, zum Schweigen. — Die deutsche Regierung beschließt, sich so lange nicht mehr an den Maßnahmen des „Nichteinmischungsausschusses" zu beteiligen, bis sichere Gewähr gegeben ist, daß sich ähnliche Vorgänge nicht mehr wiederholen.

Italien schließt sich dem deutschen Vorgehen an.

In Gibraltar werden 24 tote deutsche Seeleute feierlich beigesetzt.

Am 2. Juni 1937: Der Führer spricht vor dem gesamten höheren Führerkorps der Partei über die außenpolitische Lage.

Reichskriegsminister von Blomberg reist nach Italien.

Am 3. Juni 1937: Robert Ley spricht auf einer Großkundgebung im Berliner Sportpalast zu den Männern der DAF.

Am 5. Juni 1937: Flottenschau der Kriegsmarine bei Helgoland vor den Norwegen-Dampfern der NS.-Gemeinschaft „Kraft durch Freude" und den Bäderdampfern aus Bremen, Hamburg und Wilhelmshaven, die 10 000 Volksgenossen aus dem ganzen Reich an Bord haben.

Am 6. Juni 1937: Große Friedensrede des Führers im Gau „Bayerische Ostmark". — Generaloberst Göring spricht bei einem Generalappell des Reichsluftschutzbundes in Berlin über die Entwicklung der Luftschutzarbeit in Deutschland. — Die Reichsnährstandsausstellung in München (eröffnet am 30. 5.) wird geschlossen; sie hatte 700 000 Besucher aufzuweisen.

Am 7. Juni 1937: Freiherr von Neurath in Belgrad.

Am 8. Juni 1937: Stapellauf des Kreuzers „Blücher".

Am 9. Juni 1937: Außenminister von Neurath in Sofia.

Am 13. Juni 1937: Der chinesische Finanzminister Kung besucht den Führer auf dem Obersalzberg.

Am 13. Juni 1937: Auf einer KdF.-Tagung in Hamburg wird ein Rechenschaftsbericht über die bisherige Tätigkeit gegeben. Danach sind bisher 11 Millionen Volksgenossen zu Lande befördert worden; an 185 000 Veranstaltungen haben 64 Millionen Besucher teilgenommen.

Am 14. Juni 1937: Staatssekretär Ricci trifft mit 1300 Führeranwärtern der Balilla in Berlin ein.

Am 15. Juni 1937: Rudolf Heß übergibt den 500 dienstältesten Politischen Leitern der NSDAP. vor ihrer Fahrt nach Danzig und Ostpreußen die „Fahne der Alten Garde".

Am 16. Juni 1937: Der Führer begrüßt auf dem Wilhelmsplatz in Berlin die italienischen Jugendführer und bereitet ihnen damit jubelnde Freude. — Das Panzerschiff „Deutschland" kehrt mit den 31 Toten von Ibiza heim. Die feierliche Beisetzung findet am nächsten Tage im Beisein des Führers auf dem Marine-Ehrenfriedhof von Wilhelmshaven statt. Nach den Feierlichkeiten besucht der Führer das Schiff auf der Werft.

Am 15. und 18. Juni 1937: Unterseebootsangriff der spanischen Bolschewisten auf den deutschen Kreuzer „Leipzig" nördlich von Oran.

Am 21. Juni 1937: Die von Dr. Wien geführte deutsche Himalaja-Expedition wird das Opfer einer Lawine. — Im Olympia-Stadion veranstaltet Berlin unter Teilnahme von 100 000 Mann sämtlicher Parteigliederungen eine erhebende Sonnenwendfeier.

Am 23. Juni 1937: Deutschland und Italien kehren dem bisherigen Kontrollsystem endgültig den Rücken, nachdem sich herausgestellt hat, daß sich England und Frankreich trotz früherer Vereinbarungen mit einer gemeinsamen Flottendemonstration nicht einverstanden erklären.

Das Panzerschiff „Admiral Graf Spee" fährt zum Schutze der deutschen Interessen nach Spanien.

Am 25. Juni 1937: Der Führer weiht die Reichsautobahnstrecke Dresden—Meerane, die eine Länge von 101 km hat.

Am 27. Juni 1937: Der Führer spricht vor 230 000 Teilnehmern auf dem mainfränkischen Gautag zu Würzburg über außenpolitische Fragen. — In Kassel wird in Anwesenheit des Feldmarschalls von Mackensen der Reichskriegertag abgehalten. 200 000 alte Frontsoldaten marschieren mit 15 000 Fahnen auf. Reichsführer SS. Himmler hält die Ansprache.

Am 28. Juni 1937: Feierliche Eröffnung der Tagung der Internationalen Handelskammer in Berlin im Beisein des Führers. Göring und Schacht sprechen zu den Wirtschaftsführern.

Am 4. Juli 1937: Dr. Ley und Präsident Cianetti schließen ein Abkommen über einen deutsch-italienischen Arbeiteraustausch.

Am 9. Juli 1937: Botschafter von Ribbentrop fordert vor dem Nichteinmischungsausschuß in London die Anerkennung der beiden kämpfenden spanischen Parteien als „kriegführende Mächte".

Am 11. Juli 1937: Regelung der deutsch-österreichischen Pressebeziehungen. Es wird vereinbart, in Zukunft nur noch sachlich, nicht beleidigend und ohne persönliche Angriffe zu berichten. Diese Vereinbarung wäre vorbildlich für die Weltpresse.

Am 14. Juli 1937: Dr. Ley spricht in einer nächtlichen Feierstunde zu den Mitgliedern des Gaststättengewerbes auf der Reichsausstellung „Schaffendes Volk".

Am 15. Juli 1937: Deutsch-polnische Verhandlungen über Oberschlesien beginnen, um den abgelaufenen Grenzvertrag durch neue Bestimmungen zu ersetzen. — Der ungarische Innenminister sagt den Minderheiten kulturelle Freiheiten und Sicherheiten zu; das gilt besonders den starken deutschen Volksgruppen in Ungarn.

Am 17. Juli 1937: Deutsch-englisches Flottenabkommen zur Ergänzung des Abkommens vom 18. 6. 1935. Deutschland beweist abermals seinen Willen zur Zusammenarbeit. — Auf dem Obersalzberg bezieht der Chef der Reichskanzlei Dr. Lammers das neue Dienstgebäude der Reichskanzlei.

Am 18. Juli 1937: Der Führer weiht in München das „Haus der deutschen Kunst". In seiner Weiherede bekämpft Adolf Hitler jeden Kunst- und Kulturbolschewismus und verheißt eine gründliche Säuberung des deutschen Kunstschaffens von allem Krankhaften und Widerwärtigen. „Das Ende der Kunstvernarrung hat begonnen."

Am 20. Juli 1937: Der Führer erläßt ein Wehrsteuergesetz.

Am 28. Juli 1937: Beginn des 12. Deutschen Sängerbundesfestes in Breslau, verbunden mit der Feier des 75jährigen Bestehens des Deutschen Sängerbundes.

Am 31. Juli 1937: Der Führer spricht in Breslau zu 130 000 deutschen Sängern aus der Heimat und allen Teilen der Welt. Der am 1. August stattfindende Vorbeimarsch vor dem Führer ist ein loderndes Bekenntnis zu Adolf Hitler und dem nationalsozialistischen Deutschland.

Vom 14. bis 21. August 1937: Berlin feiert sein siebenhundertjähriges Bestehen. Ein glänzender historischer Festzug, ein prächtiger Blumenkorso und die wiederholten Aufführungen des Festspiels „700 Jahre Berlin" bildeten den Höhepunkt der Jubelfeier.

Vom 28. August bis 4. September 1937: Großtagung der Auslanddeutschen in Stuttgart.

Schlußbemerkung:

Das Jahr 1936/37 stand unter dem Leitgedanken: Kampf um Deutschlands Ehre. Abschließend sei festgestellt, daß dieser Kampf erfolgreich gewesen ist. Das zeigt sich in der Aufwärtsentwicklung unserer Wehrmacht, Flotte und Luftwaffe, im Ringen um unsere Wirtschaftsfreiheit, in den sportlichen Wettkämpfen im In- und Auslande, besonders deutlich aber in unserem Auftreten anläßlich des spanischen Freiheitskampfes. Auch in der Verfechtung kolonialer Ansprüche ist Deutschland ein gutes Stück vorwärtsgekommen. Unsere Beziehungen zu Italien, Ungarn, Bulgarien, Südslawien, Japan und China sind so freundschaftlich, daß man im gegnerischen Lager bereits eine „Blockbildung" befürchtet. Eine grundlegende Entscheidung in Europa ohne Deutschlands Zustimmung ist nicht mehr möglich. Die Hinterhältigkeit und Wühlerei des Bolschewismus ist überall schonungslos von unseren führenden Männern entlarvt, überall das Weltjudentum als treibende Kraft angeprangert worden. Der Kampf für Deutschlands Ehre ist ein Kampf für den Frieden der Welt. Nicht umsonst wurde Generalfeldmarschall von Blomberg bei seinem Besuch in Budapest als „Kriegsminister des Friedens" gefeiert. Deutschlands Ehrenschild ist im verflossenen Jahre rein geblieben; Führer und Volk haben gemeinsam erkämpft, was der „Reichsparteitag der Ehre" als Ziel für das Jahr 1936/37 aufgestellt hat.

Der Bauer.

Gedicht von Max Lindow. / Zeichnung von Leo Wiese.

Einſt ging mit ſchweren Schritten
mein Ahne hinterm Pflug,
und ſeine Senſen ſchnitten,
was ihm die Scholle trug.

Jetzt trinkt der durſtge Boden
ſchon längſt den eignen Schweiß,
und meine Fäuſte roden
und ringen um den Preis.

Schon kann des Hofes Erbe
ſich an den Pferden freun!
Er wird, wenn ich einſt ſterbe,
hier wieder Bauer ſein.

Strasburger Choleratage.

Von E. Radler

Ueberschattet von hohen Bäumen liegt linker Hand geradeüber vom Heldenstein auf Strasburgs ältestem Friedhof ein Grab, dessen efeuumrankter Hügel zu den wenigen gepflegten dieses Teiles gehört. Ein steinernes Kreuz ziert jene Stätte, von Historikern wird dieses als das sogenannte Cholerakreuz bezeichnet. Die erst vor wenigen Jahren aufgebesserten Lettern künden mit kurzen Daten den durchmessenen Lebensraum des hier ruhenden Doktors Ernst Friedrich Haiche, geboren am 31. Dezember 1798 — gestorben den 19. September 1837. — Ein Blick in die Annalen der Stadt Strasburg besagt, daß die Zeit des Ablebens mit bangen Tagen, als die Bürgerschaft durch den Würgeengel Cholera bedroht war, zusammenfällt. Bei Ausübung seines Berufes in treuer Pflichterfüllung an den von der Seuche Befallenen, fiel Dr. Haiche der Krankheit selbst zum Opfer. In Dankbarkeit ehrt daher die Stadt ihn über das Grab hinaus und erhält ihm Grab und Gedenkstein in würdiger Pflege.

Nach den Aufzeichnungen der Strasburger Stadtchronik erlitt die Bevölkerung gerade in den dreißiger bis sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts des öfteren Einbuße durch diese Seuche. Am 11. Dezember 1831 brach die tückische Krankheit zum ersten Male aus, nachdem sie der Stadt immer näher gekommen war und die Botschaften aus der Umgebung die Bürgerschaft stets in Alarm erhielten. Sechs Wochen lang bewachte man mit aller Schärfe die Stadttore und hielt Handwerksburschen und Reisende fern. Jedoch war diese Vorsicht bald vergeblich, denn bald erkrankten 43 Personen an der Cholera, wovon in Kürze 18 starben, und das in einer Zeit vom 11. November 1831 bis zum 4. Januar 1832. — Auch 1833 und in den folgenden Jahren traten vereinzelte Krankheitsfälle auf, deren Herd aber durch die Wachsamkeit der Aerzte eingedämmt wurde, bis die Krankheit vom 21. August 1837 bis zum 18. Oktober 1837 erneut schwer die Stadt heimsuchte. 462 Personen, etwa der achte Teil der Bürgerschaft, erkrankte dieses Mal, 221 Menschen fielen der Seuche zum Opfer, 47 Waisen trauerten um die Eltern. Unendlich mühten sich die Aerzte! — Der Doktor Haiche bezahlte seine Pflichttreue mit dem eigenen Leben. — Aber mit diesen Daten waren die Leidenstage dieser Art noch nicht erschöpft!— In der Zeit vom 6. Dezember 1852 bis zum 15. Januar 1853 und vom 15. Oktober bis zum 23. Dezember 1853 erlagen der Seuche wiederum 73 Personen, im Jahre 1866 abermals 157 Menschen innerhalb der Stadt Strasburg. — Neben den Annalen der Stadtgeschichte enthalten die Gewerksakten einzelner Innungen und vor allem die Kirchenchronik der französisch-reformierten Gemeinde zu Strasburg demgemäße Aufzeichnungen. Leider sind die Kirchenbücher der St. Mariengemeinde aus dieser Zeit dem Feuer zum Opfer gefallen. Wie aus den Gewerksakten ersichtlich ist, wurde in den dreißiger Jahren die Seuche aus Anklam durch Handwerksburschen eingeschleppt.

Neben den erwähnten schriftlichen Quellen aber weiß noch mancher Zeitgenosse der letzten Schreckenstage aus eigner Anschauung zu berichten, wenn er nicht gar selbst ihr Auftreten am eignen Leibe mitertrug und durch eine höhere Fügung dem Tode entging! — Diese Berichte decken sich mit den Aufzeichnungen, die durch die amtierenden Geistlichen der französisch-reformierten Gemeinde hinterlassen wurden. Nach den Berichten der Pfarrer Rettich, Lionette und Bettac forderte die Seuche allein aus den Reihen ihrer Pfarrkinder 1837 32 Menschen. Fast täglich starb eins der Gemeindemitglieder. Der Prozentsatz des Jahres 1866 erreichte bei weitem nicht die hohe Zahl der Todesfälle der dreißiger Jahre. Fast immer grassierte die Krankheit, wie es auch die Daten der Stadtgeschichte beweisen, in der Zeit des auslaufenden Sommers oder des beginnenden Winters, bzw. in der zweiten Hälfte des Oktobers. Fast regelmäßig finden sich die ersten Anzeichen in den winkligen und engen Gassen der Stadt, wie sie die Letzte und Lange Straße heute noch aufweisen. Bedingt war ihr Auftreten durch die enge und niedrige Bauart der Häuser. Das dichte Beieinander der Menschen, schlechter Abfluß der in den Rinnsteinen verbleibenden Abwässer als Bakterienherde und die äußerst ungünstige Versorgung mit Trinkwasser aus den allgemein infizierten, öffentlichen städtischen Brunnen begünstigten ferner die schnellere Verbreitung der Krankheit. Der Name des verdienten Arztes Dr. Haiche ist bereits erwähnt worden. Doch seien auch die der beiden Aerzte Dr. Efert (früher wohnhaft im jetzigen Bürgermeisterhaus, Falkenberger Straße) und Dr. Fürstner (wohnhaft im jetzigen Gasthaus Bickert, genannt), die sich selbstlos im Kampfe um das Leben ihrer Mitmenschen bemühten. Als Medikament wurden den von der Cholera Befallenen die sogenannten Petersburger Tropfen gereicht. Diese waren aber so scharf, daß man sie meist verschmähte. Ein Zeitgenosse der letzten Choleratage weiß davon zu berichten, daß er aus diesem Grunde, als man ihm die Arznei reichen wollte, seiner Mutter den Löffel mit den Tropfen aus der Hand schlug und dessen Inhalt auf den Fußboden verschüttet wurde, der noch lange Zeit danach durch die entstandene ätzende Einwirkung mehrere handgroße dunkle Flecke aufwies. Obwohl der Genuß von Brunnenwasser wegen der steten Infektionsgefahr von ärztlicher Seite strengstens untersagt war, wurde dieser Erkrankte gerade durch den Genuß größerer Mengen keimfreien, frischen Wassers gerettet. Doch so wie er das Wasser zu sich nahm, so gab er es auch gleich wieder von sich. Ein unersättlicher Branddurst quälte ihn, andauernder Brechreiz, Uebelkeit, Durchfall, heftige Fiebererscheinungen mit steten Magenkrämpfen entkräfteten als Symptome der Krankheit die stärksten Naturen. So währte es lange Zeit, wie jener Strasburger Bürger zu erzählen weiß, bis er wieder wie in Kindheitsjahren das Laufen erlernte. Andere aber seiner Nachbarn raffte der Tod dennoch an Nervenfieber

oder Auszehrung als Folgeerscheinungen der Seuche hin. Auch die Urkunden lassen nach den Wellen der Krankheit als Todesursache bei den erhöhten Sterblichkeitsziffern dieser Jahre jene Merkmale erkennen. Als 1866 die Seuche erneut in schärfster Form einsetzte, hatte man gerade den neuen Friedhof parallel zur Lindenstraße angelegt. Nachdem der Tod wiederum erneut in Gestalt des Würgeengels Cholera durch die Gassen und Straßen der Stadt Strasburg geschritten war, deckte die ganze vordere Breite hinter Strasburgs jetzigem Heldenstein eine große Anzahl frischer Gräber derjenigen Opfer, die seine reiche Ernte bedeuteten. Wer aufmerksamen Blickes durch diese Gräberreihen schreitet und die verblichenen Inschriften der Denksteine zu entziffern weiß, der bekommt eine Vorstellung vom Leid jener Tage und den schmerzlichen Lücken, die nach ihrem Ablauf klafften. Da weinte der Ehegatte um die Weggenossin langer Jahre, hier klagten verwaiste Kinder um die Eltern, selbst Arzt und Apotheker schonte die Gottesgeißel der Krankheit nicht. — Obwohl der Kaufmann Bengelsdorf das Geld nur mit behandschuhten Händen zählte, wurde er dennoch ein Opfer der Seuche. Wenn auch eine Frau in Hetzdorf die Kleider eines Verstorbenen mit kochendem Wasser brühte, so genügte der Pesthauch des aufsteigendenWrasens schon, um ihre eigene Erkrankung und den Tod herbeizuführen. Wie Hetzdorf, so waren auch die andern Nachbardörfer von der Seuche befallen. In Wismars Chronik ist der Teil des Friedhofes genau benannt, wo die Opfer der Cholera beigesetzt wurden. Das Schreien und Stöhnen der Kranken war häuserweit zu vernehmen. Eine Verzweifelte lief von unsäglichen Durstesqualen gepeinigt ins Wasser. Hangend und bangend wachten die Angehörigen an dem Schmerzenslager ihrer Lieben, die mit dem Tode rangen. Neben der Mutter, die mit der erkrankten Tochter das Lager teilt, mäht der Tod dieses junge Leben weg. — Der damalige Pächter der Walkmühle fällt der Krankheit ebenfalls zum Opfer, am gleichen Tage wie er stirbt auch der Sohn, der der Mutter einzige Hoffnung war. Dem Fleischergewerk wird durch die Seuche der Altermann entrissen. Als man die Lade in ein anderes Haus zu dem zweiten Altermann bringt, wird auch diese Familie von der Krankheit befallen und stirbt bis auf die Ehefrau aus, die in ihrer Not gezwungen wird, von den Geldern der Lade Gebrauch zu machen, um ihr Leben fristen zu können. Die Namen dieser verstorbenen Alterleute sind heute noch auf der Lade des Fleischergewerks zu Strasburg verzeichnet. Alle Gewerkssitzungen waren durch stadträtliche Verordnung bis auf weiteres verboten. — Der Bretterschuppen, der an Stelle der heute dort befindlichen Leichenhalle auf dem Kirchhof errichtet war, faßte die Anzahl der Opfer nicht mehr. Immer wieder lesen wir in den Kirchenbüchern die Bemerkung hinter dem Namen des Verstorbenen: „auf ärztliche Anordnung nach 6, bzw. 12 Stunden begraben". Die Beisetzung erfolgte zu Tag- und Nachtzeiten. Das Einsargen mußten in die notdürftig hergestellten Särge die Angehörigen zumeist selbst besorgen. Wo noch kein Sarg vorhanden war, wurden die Opfer mit einer Plane bedeckt auf dem dauernd durch die Stadt rollenden Pestkarren zum Friedhof gebracht, wo man sie nach dem Einsargen sofort der Erde übergab. In dem großen Zug des Todes begegnen uns bekannte Namen von Strasburger Bürgern. Der Tuchmacher Milow in der Letzte Straße und seine Ehefrau sind die ersten Opfer. Ihnen folgen ihre Nachbarn Fickert und Hübner. Zwei Tage nachdem der Tod den Vater Defrenne hinraffte, folgen ihm die beiden Töchter. Dem Lehrer Spieß wird die Schwester genommen. Alles ist in der Stadt auf eigene Hilfe angewiesen, denn ein Krankenhaus gab es nicht.

Ergriffen stehen wir Menschen der Gegenwart noch heute an jenen Hügeln einer vom Schmerz bewegten Zeit, wo menschliches Können und Menschen ohne jeden Unterschied sich vor der Allgewalt des Todes beugen mußten. Ein stilles Danken durchzittert unsre Seelen. — Sonnenlicht bricht durch die Bäume mit ihrem hohen Dach, Sonnenlicht dessen Leben wir hinieden noch atmen und genießen!

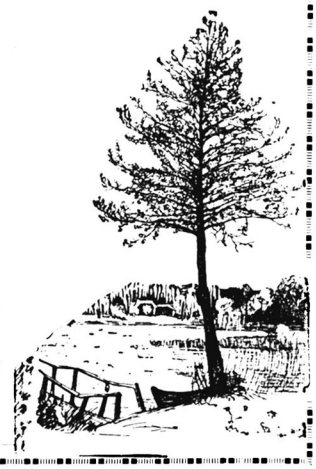
De Bääk . VAN MAX LINDOW.

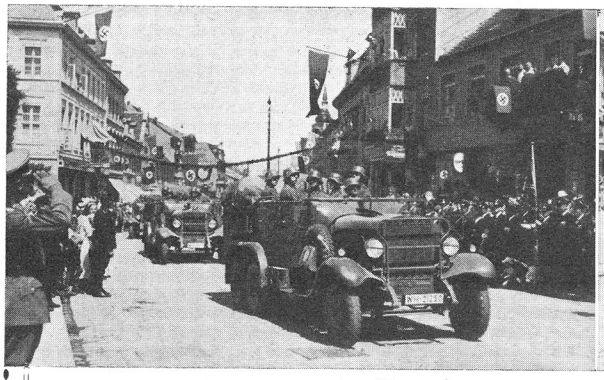
Wo de grote Pappel steiht,
wo de Bääk üm 'n Barg rümgeiht,
wo de grote, brede Steen
liggt so eensom un alleen,
dor weet ik een stilles Flag,
wo ik gärn ees drömen mag.

Bloog de Himmel öwer mi,
Blömer överall dicht bi.
In de Wisch de Kiewitt röppt,
öwern 'n Barg een Hasen löppt.
Wippschwanz steiht mit beide Been
öwer 't Woter up den Steen.

Still, so still is 't üm mi rüm.
Uem een Diestel summt een Imm,
Mudder Sunn, de grient un lacht,
un de Bääk vertellt so sacht,
wett Geschichten, olt un gries,
singt un summt se still un lies.

In den groten Pappelboom
piept een Vogel in 'n Droom.
Uem een Bloom flüggt in 'n Kring
'n lütten, bunten Schmetterling.
Bääk un Wisch un Steen un Bloom,
schöne, leeve Sommerdroom.





Vorbeifahrt der Beobachtungs-Abteilung vor dem Divisions-Kommandeur, Generalmajor Bader.
Links: Der Divisions-Kommandeur. / Rechts: Im Wagen stehend, der Kommandeur der Beobachtungs-Abteilung, Major Fabiunke.

Soldaten kommen!

VON MAX LINDOW.

Soldaten kommen! Soldaten sind da!
Heraus, ihr Jungens! Hurra! Hurra!
Seht nur, wie sie die Waffen tragen,
seht die Helme, die Litzen, die Kragen!
Schaut, wie gerade und kasch sie sich halten,
seht die jungen, die schmucken Gestalten!
Soldaten kommen! Soldaten sind da!
Jungens heraus! Hurra! Hurra!

Soldaten kommen! Soldaten sind da!
Heraus ihr Männer! Hurra! Hurra!
Seht diese Kerle, wie auserlesen! -
Ja, ja, ihr seid es auch gewesen!
Habt in vergangenen Jahren und Tagen
auch mal den „bunten Rock" getragen!
Soldaten kommen! Soldaten sind da!
Männer heraus! Hurra! Hurra!

Soldaten kommen! Soldaten sind da!
Heraus, ihr Mütter! Hurra! Hurra!
Auch eure Söhne sind gut geraten,
werden einmal so brave Soldaten,
tragen einst Waffen und Helme und Mützen,
werden das Vaterland schirmen und schützen!
Soldaten kommen! Soldaten sind da!
Mütter heraus! Hurra! Hurra!

Soldaten kommen! Soldaten sind da!
Heraus, ihr Mädchen! Hurra! Hurra!
Wollt ihr nicht Blüten und Blumen spenden?
Haltet die Herzen in beiden Händen!
Soldaten können herzen und küssen, -
Soldaten werdet ihr lieben müssen!
Soldaten kommen! Soldaten sind da!
Mädchen heraus! Hurra! Hurra!

Einzug der Beobachtungs-Abteilung 2 in Prenzlau am 11. Juni 1937.

Von Ernst Fürstenau, Prenzlau.
Mit 6 photograph. Aufnahmen von R. Bertuch.

Die Stadt stand in vollem Festschmuck. Die Häuser und Straßen waren mit Girlanden und Blumen geschmückt. Fahnen und Wimpel wehten von den Häusern und Türmen. Ueberall Begeisterung und Freude, eine Festesstimmung, wie sie wärmer und herzlicher nicht sein konnte.

Punkt 11 Uhr marschierte die Beobachtungsabteilung 2 von zwei Seiten auf dem Marktplatz auf und nahm in einem Viereck Aufstellung, das von einer Abordnung der Flieger, von SA., Politischen Leitern, Hitler-Jugend und anderen Gliederungen geschlossen wurde. Der Kommandeur der Beobachtungsabteilung, Major Fabiunke, meldete die Truppe dem Divisionskommandeur, Generalmajor Bader. Anschließend schritten dieser, Oberstleutnant Korten, Major Fabiunke, Landrat Dr. Conti, Kreisleiter Burmeister und Bürgermeister Fahrenhorst die Fronten ab.

Dann begrüßte Bürgermeister Fahrenhorst die Truppe:

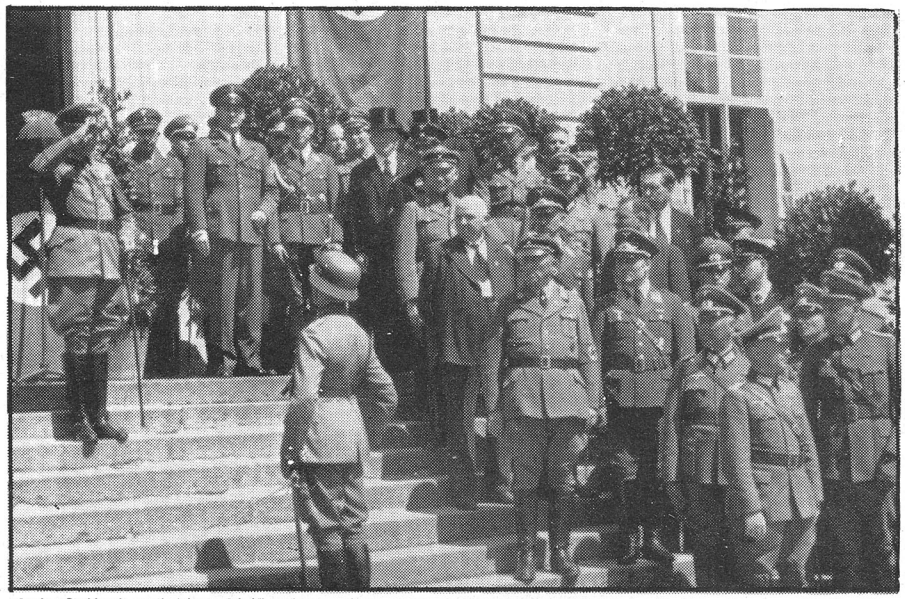
„Unsere alte Soldatenstadt Prenzlau erlebt heute einen Tag stolzer Ehre und Freude, denn wir stehen heute unter dem uns alle tief innerlich beglückenden Bewußtsein, eine Truppe unseres jungen, stolzen Reichsheeres hier begrüßen zu dürfen, die von heute an unsere Truppe ist.

Und dieser Gruß, den ich Ihnen, Herr Major Fabiunke, als dem Kommandeur der Truppe, allen Offizieren, Unteroffizieren und Mannschaften hiermit entbiete, ist wahrhaftig mehr als eine blasse äußere Form der Höflichkeit; er soll vielmehr der lebendige und klare Ausdruck des Gefühles der herzlichsten Verbundenheit der ganzen Bevölkerung mit unserer Truppe sein.

Wenn Sie, meine Kameraden, heute zum ersten Mal durch unsere Straßen zogen und dabei den jubelnden Empfang durch unsere Jugend und unsere uckermärkischen Menschen in sich aufnahmen, dann werden Sie es alle empfunden haben, daß Sie ab heute volles Heimatrecht in unserer alten uckermärkischen Hauptstadt Prenzlau haben. Jawohl, wir wollen Ihnen mehr als nur eine Garnisonstadt bieten, wir bieten Ihnen Heimatrecht an, und das aus ganzem, vollem Herzen. — Und wie könnte das anders sein! Ist doch Prenzlau seit dem Jahre 1685, also seit den Tagen des Großen Kurfürsten, immer Garnisonstadt gewesen, bis dann im Jahre 1928 der Schandvertrag von Versailles auch uns die Garnison und damit unsere 64er nahm, und nur das Regimentsmuseum hier in unseren Mauern erinnert noch wehmütig an die treue Verbundenheit der Stadt mit ihrem alten Regiment. Und Prenzlau erlebte dann die schreckliche, die soldatenlose Zeit und mußte es am eigenen Leibe verspüren, daß die Novemberrevolution im Jahre 1918 uns nicht Friede, Freiheit und Brot gebracht, sondern daß der Novemberverrat das ganze deutsche Volk zum Spielball der überstaatlichen Mächte gemacht hat, und daß dabei der Wohlstand auch unserer Stadt vor die Hunde ging. Aber wenn man uns damals auch unsere Garnison nahm, den alten, gerade hier in Prenzlau so tief verwurzelten preußischen Soldatengeist konnten die damaligen Machthaber doch nicht totschlagen, denn soldatischer Geist und Prenzlau sind nun einmal unlösbar miteinander verbunden.

Und wenn heute die Fahnen des Dritten Reiches Sie in allen unseren Straßen grüßen, dann lassen Sie diese Fahnen heiliges Zeichen dafür sein, daß Soldaten, Stadtverwaltung und Einwohnerschaft unserer alten uckermärkischen Hauptstadt gemeinsam in aufrichtiger Treue stehen zu unserem Führer Adolf Hitler, dem Mann, der unserem Volk wiedergab Ehre und Freiheit.

Das ist der Geist, der uns Prenzlauer beseelt,



Major Fabiunke meldet dem Divisionskommandeur, Generalmajor Bader die Truppe. / Rechts neben dem Divisionskommandeur Kreisleiter Burmeister und Landrat Dr. Conti.

das ist der Geist, in dem ich Sie im Namen unserer Bürgerschaft herzlich grüße.

In diesem Sinne bitte ich die hier anwesende Bürgerschaft, als unseren ersten Gruß unserer Beobachtungs-Abteilung ein frohes Sieg-Heil zu entbieten. Unsere Beobachtungs-Abteilung: Sieg-Heil!"

Anschließend sprach Kreisleiter Burmeister:

„Als politischer Soldat des Führers begrüße ich Sie in Ihrem neuen Standort. Sie haben eben aus dem Munde des Bürgermeisters erfahren, daß Prenzlau eine ganz alte Soldatenstadt ist. Aus dieser Garnison sind hervorgegangen bzw. mit dem Namen Prenzlau sind verbunden Führerpersönlichkeiten und Regimenter, die auch in dem heutigen Staate, der das Führerprinzip und die Gefolgschaftstreue zum Grundsatz erhoben hat, beispielgebend sind. Ich darf darauf hinweisen, daß der in die Geschichte als der schwarze Prinz eingegangene Braunschweiger in Prenzlau Regimentskommandeur war. In einer Zeit, als alle sich demütig dem großen Korsen beugten, unternahm er seinen berühmten Zug durch Norddeutschland nach England hinüber, um in Spanien gegen Napoleon zu kämpfen und später auf dem Schlachtfeld in Belgien sein Leben zu beschließen. Ich nenne Ihnen den ersten Generalstabsoffizier des preußischen Heeres. In nächster Nähe der Stadt wehrte Clausewitz mit dem Bataillon August Wilhelm französische Kavallerieattacken ab, um sich nach heldenmütiger Gegenwehr, nachdem die letzte Patrone verschossen war, in den Uckersümpfen der Uebermacht zu ergeben. Ich nenne die Regimenter 64 und 207, die als Zeugnis stolzen Soldatentums und hervorragender Gefolgschaftstreue jeden siebenten Mann dem Vaterland zum Opfer brachten. In diese Regimenter hatte in der Hauptsache die uckermärkische Heimat ihre Söhne entsandt.

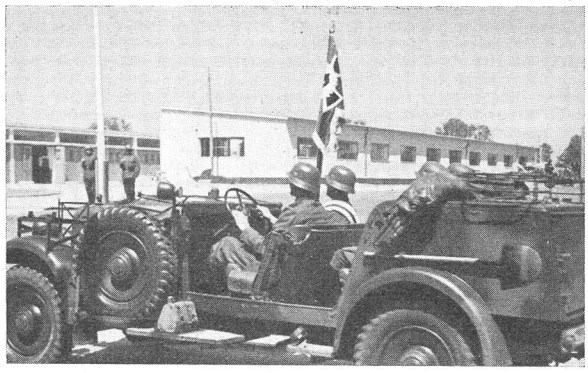
Dem Schmied des Zweiten Reiches entfuhr in banger Sorge um sein Werk und um die Zukunft Deutschlands in den letzten Nächten seines Lebens der Ruf: „Gott, mein Gott, Deutschland!" Prophetisch ahnte er voraus, daß unfähige Nachfolger sein Werk zerschlagen würden. Heute kann der alte Recke aus dem Sachsenwald wieder ruhig schlafen, nachdem unter der genialen Führung des unbekannten Soldaten des Weltkrieges die Fesseln des Schandfriedens gebrochen sind, das deutsche Volk politisch geeint und die deutsche Wehrmacht wieder erstanden ist. Die uckermärkische Heimat ist stolz darauf, der Verbundenheit mit der neuen Wehrmacht durch Entsendung ihrer Söhne in die neuen Regimenter Ausdruck zu geben."

Landrat Dr. Conti begrüßte die Truppe als Vertreter des Herrn Regierungspräsidenten und als Landrat des Kreises Prenzlau:

„Militarismus!" Mit diesem beschimpfenden Wort hat dereinst eine feindliche Welt geglaubt, das Verhältnis des deutschen Volkes zu seiner Wehrmacht bezeichnen zu können. In Wahrheit lehrt die Geschichte, daß der Deutsche trotz seiner soldatischen Tugenden die Waffen regelmäßig nicht zur Unterdrückung fremder Völker, sondern lediglich zur Verteidigung seiner Heimat erhoben hat. Durch diese Heimat sind Sie heute auch hierher gezogen, durch eine Heimat leuchtender Wälder und reifender Aecker. Eine neue engere Heimat soll heute Ihre Abteilung finden. Heimat sollen Ihnen nicht nur werden die Kasernen in dieser Stadt, Heimat soll Ihnen auch werden der ganze Umkreis dieses blühenden Landes, der ganze Kreis Prenzlau. Nicht alle rund 65 000 Menschen dieses Gebietes können heute körperlich hier versammelt sein. In ihren Gedanken aber weilen sie ausnahmslos zu dieser Stunde unter uns bei dieser Feier. Ueberall ringsum in den Dörfern und auf den Gütern schlagen die Herzen in dieser Stunde höher bei dem Bewußtsein, daß zu dieser Stunde ein Teil der Wehrmacht seine neue Heimat hier findet. Alle die Nachfahren der Sieger aus den Türkenkriegen, alle die Enkel der Alsenstürmer und alle die Kämpfer des Weltkrieges sind heute mit ihren Gedanken voll Stolz mitten unter uns an dieser Stätte und grüßen Sie durch meinen Mund. Ueber den Kreis Prenzlau hinaus aber möge der weitere Bereich des ganzen Regierungsbezirks Potsdam Ihnen Heimat werden. „Potsdam!" Welche Klänge für ein Soldatenherz! In diesem einen Worte verkörpert sich das tapferste und edelste Soldatentum der Welt. Der Herr Regierungspräsident in Potsdam ist zu seinem großen Bedauern verhindert, heute persönlich hier zu erscheinen und Ihnen die Grüße des Staates zu entbieten. Er hat mich mit seiner Vertretung beauftragt. In seinem Namen daher begrüße ich Sie auf das herzlichste in Ihrer neuen Heimat. Möge diese neue Heimat Ihnen in Kürze so ans Herz wachsen, daß es Ihnen leicht sein wird, dieser Heimat jedes Opfer zu bringen, das sie gezwungen sein könnte, von Ihnen zu verlangen."

Der Divisionskommandeur schreitet die Front ab.

Darauf sprach der Divisionskommandeur, Generalmajor Bader — zugleich für den General des II. Armeekorps — herzliche Dankesworte für die Aufnahme in Prenzlau. Er dankte der gesamten Bevölkerung für den wärmstes Empfinden zeigenden Empfang, der jedem einzelnen der Soldaten unvergeßlich



Große Flaggenparade. / Einzug der Truppe in die Kaserne.

bleiben werde. Es sei nicht gleich, wo der Soldat Dienst leiste. Hier in der alten Garnisonstadt, inmitten eines schönen und fruchtbaren Landes, in einem Standort, wo der Soldat weiß, daß ihm die Herzen der Bevölkerung gehören, werde er freudig dienen, und werden Jahr um Jahr die neuen Dienstpflichtigen in der schönen Garnison Aufnahme finden. Möge es gelingen, so schloß der Divisionskommandeur, die Zuneigung, das Vertrauen und die Achtung der Stadt zu wahren, und wollen wir der Stadt Prenzlau stets ein gleiches entgegenbringen.

Herzliche Dankesworte richtete auch der Kommandeur der Beobachtungs-Abteilung 2, Major Fabiunke, sowohl an die Stadt, als auch an die Vertreter der Behörden und die verschiedenen Abordnungen. Prenzlau, so erklärte er, das bereits den Fliegern Heimat wurde, soll dies nun auch zukünftig für uns sein. Mit dem heutigen Tage sind wir Prenzlauer und wollen Freud und Leid mit diesen teilen. Daß wir heute hier in diese Stadt einziehen durften, verdanken wir dem Schöpfer unserer neuen deutschen Wehrmacht. In diesem Sinne schaffen wir alle. Darum wollen wir gerade heute unserem Führer Adolf Hitler danken mit einem dreifachen Sieg-Heil!

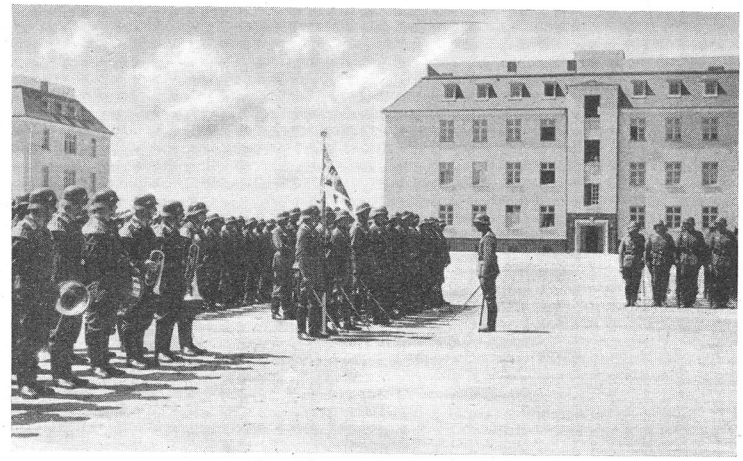
Das Deutschlandlied und das Horst-Wessel-Lied beschlossen die einzigartige Stunde vor dem Rathause. Alsdann erfolgte die Vorbeifahrt der Beobachtungs-Abteilung an dem Divisionskommandeur, Generalmajor Bader.

Nach der Parade fuhr die Truppe, begleitet von einem großen Teil der Bevölkerung und unter großer Begeisterung zu den schmucken, an der Chaussee nach der Kleinen Heide (an der Abzweigung des Röpersdorfer Weges) belegenen Kasernen.

Am Tor des Kasernengeländes überreichte Regierungsbaurat Fetzer in herzlichen Worten der Begrüßung dem Kommandeur der Beobachtungs-Abteilung, Major Fabiunke, die Torschlüssel. Der Kommandeur öffnete die Tore. Nach dem Aufziehen der Wache und der feierlichen Flaggenhissung erfolgte der Einmarsch — Große Flaggenparade — der Truppe in den Kasernenhof. Die Truppe nahm, nachdem sie die Fahrzeuge abgestellt hatte, unter den Klängen der Musik des hiesigen Fliegerhorstes Aufstellung auf dem Kasernenhof.

Auf dem Kasernenhof ergriff zuerst Regierungsbaurat Fetzer das Wort zu einer Ansprache, mit der er das neue Heim der Beobachtungs-Abteilung übergab. Regierungsbaurat Fetzer gab dabei dem Wunsche Ausdruck, daß die Truppe sich in den neuen Kasernen wohlfühlen möge. Der Augenblick dieser Uebergabe sei der sichtbare Abschluß einer enormen Arbeitsleistung, in der Bauleitung, Bauunternehmen und Arbeiter innerhalb einer Zeit von elf Monaten die Gebäude errichteten, die die Truppe jetzt beziehen könne. Regierungsbaurat Fetzer gab durch einige Zahlen über Leistungen an Arbeit und Aufwendungen, sowie an Material den Soldaten und Gästen einen Einblick in das Wirken und die Verantwortung der Leute, die an dem Bau beteiligt waren. Ohne ernstlichen Unfall sei bei schärfstem Tempo ein Werk geschaffen worden, dem auch die Beobachtungs-Abteilung ihre ganze Liebe schenken möge.

Der Kommandeur, Major Fabiunke, erwiderte herzliche Worte des Dankes. Er erinnerte an die riesige Arbeit der Heeresneubauleitung, der großer Dank gebühre, wie auch der Stadtverwaltung und nicht zuletzt den Arbeitern, die treu ihre Pflicht erfüllt hätten. Der Abteilungskommandeur erinnerte die Soldaten an das Scheiden von der bisherigen Garnison. Viele gute Kameraden habe man dort lassen müssen, viele gute Kameraden hoffe man aber auch in Prenzlau zu finden. Major Fabiunke wandte sich in diesem Zusammenhang an den Standortältesten und Kommandeur der Schwesterwaffe — den Fliegern —, Oberstleutnant Korten, mit der die Soldaten der Beobachtungs-Abteilung in bester Kameradschaft für Deutschland arbeiten wollten. Dank stattete der Abteilungskommandeur weiter seinen Vorgesetzten ab, deren Verbundenheit mit dem Truppenteil aus einem Schreiben des Kommandierenden Generals von Blaskowitz hervorgehe, das der Adjutant des Abteilungskommandeurs, Oberleutnant Simonsen, zur Verlesung brachte. Der Kommandierende General wünschte darin der Truppe eine gute Zusammenarbeit mit der Bevölkerung. „Der Geist des Kampfes und der Pflichterfüllung", so schloß Major Fabiunke, „der



Aufstellung der Truppe auf dem Kasernenhof.

die deutschen Armeen 1914 beseelte, vereint mit der nationalsozialistischen Ideenwelt, diesen Geist haben wir auf unsere Fahne geheftet und wollen ihn hineintragen in die neuen Kasernen!"

Mit dem Deutschland- und dem Horst-Wessel-Lied schloß auch hier die erhebende Feier.

Die Soldaten bezogen nunmehr ihre Stuben — freundliche Räume —, in denen sie sich sicherlich wohlfühlen werden.

Die Ehrengäste folgten der Einladung der Truppe zu einem Eintopfessen. Abends fanden sich in den Gaststätten der Stadt Offiziere und Mannschaften, sowie die Vertreter der Behörden und Ehrengäste zum gemeinsamen Abendessen zusammen. Während des Beisammenseins des Offizierkorps und der Ehrengäste bei J. P. Lang sagte Generalmajor Bader der Bevölkerung und der Stadtverwaltung nochmals aufrichtigsten Dank für den herzlichen Empfang der Truppe, der ein Höhepunkt in der Geschichte der Beobachtungs-Abteilung gewesen sei.

De Insegenshandschen.

VAN MAX LINDOW.

De ganze Stoot leeg paroot! Dor feihlt nüscht mehr, as de Insegenshandschen! Dat Mäken weer süss so vernünftig west, harr nich meckert un weer mit alls tofreden west, mit dat Kleed, mit de Strümp un mit de Schoh! Mudder harr schnierern loten, harr anpaßt, harr de Schoh ut de Stadt mitbröcht un de Strümp ok. Elfriede weer selig, güng ümmer werrer rin in de good Stuuv, streek mit de Hand öwer dat schwart Dookkleed, nehm de Schoh in de Hand, lööt se in de Sunn blinkern un hööl sich de sieden Strümp an de Back. Wat süss noch nödig was, dat gefeel ehr ok, un se harr Muddern so leev kregen, dat de sich ok rein to sehr freuen künn. Vadder weer richtig stolt up sien Mäken! He wüßt van sien annern Mäkens, wat de upstellt harrn, un ehr weer dat un dit nich recht west! Hier klappte dat mol ees, un sien Elfriede weer jo ok ümmer sien Best' west! Un dree Doog vör Palmensünndag geev dat doch noch Tronen! Wo weer dat awer ok minschenmöglich, dat man de Handschen harr vergeten künnt! Mudder wemelte ümmerto mit 'n Kopp hen un her un bleev in eens bi: „Kinnerlüüd, ik hevv noch in 'n Loden an de Handschen dacht! Vadder, du harrst dor doch ok an denken künnt! Mäken, Elfriede, dat Du dat nich markt hest! Nä, ik weet ok nich, up Ju is nu mol keen Verloot, un wenn unsereens nich an allens denken deit, noost ist 't verkehrt!"

Vadder verdeffendeerte sich nich mol! Wat wüßt he van Insegenshandschen! Em harr sien Mudder ees een Poor ut schwarten Twärn köfft, un de harr he den ganzen Palmensünndag an de Knövel hadd un harr se bloß bi 't Middageten uttreckt, awer Kaffee harr he dormit drunken! Nu weern anner Moden, awer he wüßt dor nüscht van af! De Handschen weer 'n Fruensach!

Elfriede kreeg dat mit dat Roren! Nich luudhals, nä, heemlich! Erst plinkerte se mit de Ogen, denn keem een Troon in 't Oog to stohn, un mit ees trüdelte se de Back run, erst an de een Sied un denn an de anner! Ohn Handschen güng se nich to Kirch, dat weer allens, wat se segg'n deer!

Mudder wüßt sich keenen Root! Se wull Koken backen, müßt allens reinmoken un noch hunnertallei besorgen, wo künn se noch to Stadt! Vaddern dürft dor keener mit komen, un Gelegenheit wüßt ok keener! Wat bloß moken?

Tum Glück keem de Eierupköper in 't Dörp! Jo, jo, he wull dat besorgen! Den annern Dag keem he un harr 't vergeten! Dunn müßt Willi mit 't Rad hen! Insegenshandschen süllt 't sind, witt Glacehandschen!

No dree Stund'n weer de Jung werrer dor! He harr dat döömlich Woort awer nich rutkregen un bröcht witt Dodenhandschen an! Elfriede kriechte luud up, un as Vadder wat van „ganz egol" segg'n deer, dunn trampelte dat Mäken mit de Fööt un harr ball kort vör de Insegnung noch Mulbazen kregen! Mudder güng mit 'n Kopp rümher, ball as 'n Puter! Vadder schmeet de Döör ran! Willi kreeg allerhand Schimpwöörd an 'n Kopp geschmeten, un as he noch ees no de Stadt föhr'n un de Handschen ümtuschen süll, dunn möök he Generolstreik, un mit den Bengel weer nüscht uptostell'n. Un morgen weer Palm'nsünndag!

Dat würd Obend, dat würd Nacht, un keener möök 'n Oog to. Mudder un Vadder hörten Elfriede schnuckern, un se flüsterten sich to, dat se woll al half krank weer. Schließlich würd Vaddern de Geschicht över, he drehgte sich up de annern Sied un schnorkte, dat hitt, he deer bloß so. Mudder wüßt dat, denn se kennte Vaddern sien Schnorken man to goot.

Gegen Morgen schleep ok Mudder. Se dröömte, dat de Preester ehr Dochter nich insegen wull, wiel se keen Handschen an de Fingern harr. Vaddern weer öwer Nacht wat infall'n. He harr jo witt Glacehandschen, treckte se an, wenn de Kriegervereen antreden deer. De süll Elfriede in de Hand nehmen! Na, dor keem he schlecht mit an! He harr 'n schön Handschennummer, un so ganz rendlich weer'n de Handschen ok nich mehr! „Ik will mien Dochter doch nich tum Uhlenspeegel moken!" för Mudder.

De Klocken lüdten! Dat weer de höchste Tied, dat Elfriede nu no 't Schoolhus güng, denn dor wull'n se sich versammeln! Schließlich müßt se doch man de witten Dodenhandschen nehmen, denn ganz ohn Handschen güng 't nich!

Elfrieden ehr Gesicht weer 'n Gröschen wert! As wenn se schlacht ward'n süll, so sehg se ut! „Nu goh doch bloß!" för Mudder. Dunn güng de Dör up. Tante Mathilde keem rin, un se weer doch gor nich nödigt! Se weer man so 'n klein Putt, ball noch kleiner as Elfriede! Nä, wat harr se för lütte Fööt un Händ'n. De Freud weer jo nu groot, blot dat se all so 'n Handschengesichter möken. „Was habt Ihr nicht," fröög Tante, „keine Handschuhe?" Un dunn harr se ok all den kleinen Kuffert rut un holte witte Glacehandschen rut, de weern so witt as Kried un Papeer! Elfriede müßt anpassen. Ehr beverten de Händ'n. Se un Mudder harrn de Handschen nich öwer de Fingern kregen! Awer Tante Mathilde verstünd sich dorup. Un denn weer dat 'n Ogenblicksach!

Elfriede weer de letzt, de no de Schoolstuuv rinkeem, awer dat erst, wat se to hör'n kreeg, weer, dat Amanda Kühls ropen deer: „Elfriede, wat hest du för schiere Insegenshandschen an!"

Aus dem Nachlaß von Professor Albert Kiekebusch.

Die Schriften wurden uns von der Tochter des Verstorbenen, Fräulein Ingeborg Kiekebusch, die an der Wirkungsstätte ihres Vaters — im Märkischen Museum in Berlin — arbeitet, zur Verfügung gestellt. Professor Kiekebusch hat sich um die Forschungen auf vorgeschichtlichem Gebiete und durch Heimatforschungen im Kreise Prenzlau sehr verdient gemacht, er war ein rühriger Mitarbeiter an unserem Heimatkalender. Den Schriften wird deshalb gern ein Platz in unserem Heimatbuch eingeräumt, zugleich aber auch als Dank für seine hingebende Arbeit.

Die Schriftleitung.

St. Hedwigs-Krankenhaus, den 12. 9. 1909.

Mein Vaterhaus.

Meine erste Welt war und bleibt doch die große Stube meines lieben Vaterhauses. „Große Stube" hieß sie mit Recht, war sie doch darauf berechnet, daß Hochzeiten und Kindtaufen in ihr gefeiert werden sollten. Fünfzig bis sechzig Personen hatten gut darin Platz und am Ofen, am „Trompetertisch" konnten noch die Musikanten sitzen. Natürlich ist das alles nur für gesunde Bauernnerven gedacht. Diese Stube also war meine Welt. Rechts in der Ecke gegenüber dem Eingang stand das große, blaugestrichene und mit roten Blümchen bemalte Himmelbett meiner Eltern, so groß, wie ich nur je ein Himmelbett gesehen habe. Es reichte bis gerade unter die Decke, hatte rot und weißkarierte — stets sehr sauber gehaltene — Vorhänge und turmhohe, dick mit guten Gänsefedern eigener Zucht vollgestopfte Betten. Mehr als einmal habe ich als Knirps staunend davor gestanden und nachgegrübelt, wie es wohl einem Sterblichen möglich wäre, so ein Bett zu ersteigen. Selbst mein Vater und meine Mutter bedienten sich dazu einer Fußbank, die so hoch und schwer war, daß ich sie aus dem Kreise meiner Spielzeuge ausscheiden mußte. Sie war unbrauchbar für mich und stand müßig den ganzen Tag hinter den Vorhängen des Himmelbetts.

Dem Bette gegenüber an einem der nach dem Hofe zu liegenden Fenster stand der große, braungestrichene massive Familientisch. Die Plätze waren wohl verteilt. An der Breitseite nach dem Zimmer zu saßen Vater und Mutter. An der Schmalseite neben dem Vater, Bruder Fritz, der Aelteste, damals schon Mitte der zwanziger Jahre. Er arbeitete mit dem großen Gespann. Seiner Arbeit entsprach seine Würde. Ihm gegenüber saß Schwester Auguste, die Beherrscherin der Küche. Gegenüber von Vater und Mutter hatte die Magd ihren Platz und derjenige der älteren Brüder, der gerade militärfrei war. Meine um drei Jahre ältere Schwester Emma und ich saßen an dem kleinen Tisch am Ofen. Wir durften natürlich noch nicht mit den Erwachsenen zusammen essen.

Die lebendigsten Erinnerungen reichen zurück in kalte Wintertage oder nebelgraue, trübe Regentage, an denen auch die übrigen Familienmitglieder an die Stube gefesselt waren. Meine Mutter allerdings lief auch dann geschäftig hin und her; aus der Stube in die Küche, aus der Küche in den Keller, in die Kammer, wieder in die Stube. Nur hin und wieder gönnte sie sich ein wenig Ruhe, setzte sich auf einen Stuhl und besprach dann dieses und jenes mit Schwester Auguste. Diese aber saß auf ihrem Platz am Fenster mit einer Näh- oder Flickarbeit. Emsig gingen die Finger und die Nadel. Auguste war ein fleißiges, tüchtiges Mädchen, wie sie ja auch eine tüchtige Frau geworden ist. Aber emsig und unaufhörlich wurde auch geplaudert und die Zunge war fast noch beweglicher als die Nadel. Die Neuigkeiten des Dorfes, der letzte Tanz, die Abenteuer der Brüder — alles das lieferte Stoff. Wenn aber ein Wagen vorüberrasselte, dann sprang Auguste auf, reckte den Hals, um über die Steinmauer hinweg auf die Straße sehen zu können, wer da vorüberfuhr. Und sie war gar nicht besonders neugierig; wäre sie nicht aus eigenem Antriebe aufgesprungen, so hätte man sie dazu aufgefordert. Man mußte wissen, wer da vorüberfuhr. Darin dachten alle gleich: Mutter, Vater oder wer sonst in der Stube war. Und der Rosselenker gab neuen Stoff. Ich spielte unterdessen am Boden auf den rein gescheuerten und mit schneeweißem Sande bestreuten Dielen. Meine besten Freunde dabei waren Augustes Fußbank, die kleiner war, als das Ungetüm unter dem Himmelbett, und der „Klotz". Das war ein wirklicher Klotz, der gewöhnlich die Stelle einer Fußbank zu vertreten hatte. Er ließ sich von mir trudeln, auf ihm nahm ich die unmöglichsten Stellungen ein, stand, saß auf ihm, rutschte mit dem Bauch auf ihm herum, so daß er sich drehen mußte, sprang über ihn hinweg mit und ohne Geschrei, zuweilen auch ohne mir den Schädel aufzuschlagen. Das war jedenfalls die größte Heldentat. Als aber Auguste dann eines Tages erklärte, Bruder Rudolf, der bei den Soldaten wäre, der müsse noch viel höher springen — den Klotz auf den Tisch gestellt und dann drüberweg —, da dachte ich wieder klein von mir und wurde ganz bescheiden.

Fußbank und Klotz waren meine Pferde, meine Kühe, meine Barrikaden, meine Kaufmannstische, Schreib- und Lesepulte, meine Murmelfänger, meine Wagen und meine Reitpferde — sie waren mein alles. Ohne sie wäre ich ein Nichts gewesen, hätte weder zum Fenster hinaus noch auf den Tisch sehen, weder auf die Ofenbank noch auf das Fensterbrett klettern können.

Nur eine Stelle war mir verboten. In der Ecke neben der Tür stand das „Glasspinde". Unten lag alles, was beim Tischdecken zur Hand sein mußte bis zum Brot, Salz, Messer und Gabeln. Der obere Teil mit Glastüren enthielt alle besseren Tassen und Gläser mit schönen Sprüchen: „Zum Andenken", „Zum Geburtstage" usw. Es war die beständige Angst meiner Mutter, eines der Kinder könnte einmal hinaufklettern und mit dem oberen Teil des Glasspindes, der nur durch kurze Zapfen mit dem unteren verbunden war, herunterstürzen. In der Ecke zwischen diesem Schrank und der Wand stand Vaters wuchtiger gelber Krückstock, mein Retter in der Not, wenn Murmeln oder Bälle beim Spiel unters Himmelbett oder unter einen der Schränke gekullert waren. Wie oft mag ich ihn aus seiner Ecke herausgeholt haben?

An der anderen Seite des Schrankes, vor einem der Fenster, die zum Hofe hinausgingen, stand Vaters „Lade", eine große, oben flache Truhe, einfach braun gestrichen. In dieser Lade hatte Vater seinen Sonntagsanzug. In einem Kästchen, das oben in der Truhe angebracht war, lagen all die schönen blanken Taler

— so viele eben ein Bauer gebrauchen kann, um jederzeit eine Kuh kaufen zu können. Wurde da eine verkauft, so schwoll die Flut höher an. Ebbe war in diesem Kasten jedenfalls nie. Dazu war Vater ein zu guter Wirt. Der Ladendeckel war mein Reich. Gesessen habe ich selten darauf, gehockt und gelegen desto mehr, auf dem Rücken, auf dem Bauch, auf den Knien, um zum Fenster rauszugucken. In einer Ecke hatte der Deckel sogar noch ein Loch als Zielscheibe für meine Murmeln.

Der schönste Platz aber im Zimmer war doch die Bank, die zwei Seiten des Ofens umschloß. Auf ihr konnte man alle möglichen, aber auch unmöglichen Stellungen einnehmen. An langen Winterabenden war es der Ehren- und Ruheplatz meines Vaters, der langhingestreckt auf der harten Bank lag. Was an Platz übrig blieb, gehörte mir.

Das waren wundervolle Winterabende, wenn beim Schein der einfachen Petroleumlampe das ganze Haus um den Tisch am Ofen beisammen saß. Vater las das Kreisblatt, Mutter nähte, Auguste und das Mädchen stopften Säcke, Emma strickte. Und dazwischen wurde viel erzählt. Die älteren Brüder rauchten ihre Pfeife, spielten mit mir Mühle oder brachten mir — in späteren Jahren — die Elemente des Rechnens bei. Bei den Erzählungen spielten Spukgeschichten eine große Rolle. Vater war ganz voll davon und da er unmöglich einen Unterschied zu machen verstand zwischen den geheimnisvoll waltenden Kräften in der Natur und menschlichen Hirngespinsten, so glaubte er tatsächlich an Spuk in mancherlei Formen. Er gehörte noch ganz der alten Generation an, die mit der Natur noch auf anderem Fuße stand als die neue; aber immerhin ist es ein Zeichen der Zeit, daß von allen seinen Kindern nicht eines — trotz seiner sonstigen Autorität — auch nur ein Jota wissen wollte von all dem Spuk- und Hexenwesen. Es war der Geist der neuen Zeit. Gehört wurden die Spukgeschichten dennoch gern, wenn sie auch keiner glaubte und manchen Abend stieg ich mit einem leichten, heimlichen Gruseln ins Bett, das mir sicher nicht geschadet hat.

Die Petroleumlampe auf dem kleinen Tische, die notdürftig so viel Licht verbreitete, wie von den Umsitzenden gebraucht wurde, war das Symbol des Fortschritts der neuen Zeit. An einem der gemütlichsten Familienabende saß ich am Boden der Gegend des großen Tisches, wo es fast stockfinster war. Am Ofen unterhielt man sich über den Fortschritt. Vater erzählte von Kienspan, Talglicht und der Oellampe und alle waren einig, wie herrlich weit wir es doch gebracht haben. „Nach 20 Jahren werden die Leute über die Petroleumlampe lachen!“ bemerkte jemand. An Gas und elektrisches Licht hat dabei noch niemand gedacht.

Als der Rest der alten Zeit stand auf dem „Kamin“, einem schmalen Gesims über dem kleinen Tische an der Wand, eine kleine Oellampe. Wer auf kurze Zeit in die Küche oder in den Keller hinausging, zündete sie an und es war mein von mir mit allen Kräften verteidigtes und eifersüchtig gehütetes Vorrecht, die Lampe wieder auszublasen. In all die Ruhe und Gemütlichkeit solcher Abende mischte die große Kastenuhr, die zwischen Kammertür und dem Eingang zur kleinen Stube an einem schmalen Pfeiler stand, ihr regelmäßiges Ticktack. Leider hatte sie bald ausgedient. Eines Tages kaufte Vater von einem reisenden Uhrmacher eine große Wanduhr. Die Vorderseite zeigte unter dem Zifferblatt das grelle Bild eines ruhenden Hirten. Gegenüber der Uhr, an dem Pfeiler zwischen beiden Fenstern, hing ein mittelgroßer Spiegel mit Goldrahmen. Sonst fanden sich an den mit echtem Bauernblau getünchten Wänden nur einige kleine Bildchen mit Grabsprüchen, an denen ich meine ersten Leseversuche machte. („Weinend legen wir dich nieder in dies stille Schlafgemach“.) Ob sie an verstorbene Geschwister erinnerten, weiß ich nicht. Von den Verstorbenen wurde im Hause nie gesprochen und an die früh verstorbenen Geschwister durfte Mutter nie erinnert werden. Alles, was überhaupt mit Tod, Begräbnis oder Kirchhof im Zusammenhang stand, war von der Unterhaltung einfach ausgeschlossen.

Vom Fenster der Stube aus konnte ich schon einen Teil meiner zweiten Welt überschauen, den Hof. Stundenlang saß ich an Winter- oder Regentagen mit den Knien auf der Lade, der Bank oder dem Fenster und blickte hinaus auf die Wunder der Außenwelt. Hatten mir die wundervollen Eisblumen die Aussicht einmal ganz versperrt, dann taute ich sie mit meinem eigenen Atem auf und, indem ich sie zerstörte, konnte ich beobachten, wie diese tausend feinen Eisnadeln entstanden waren, wie sie wieder erstanden. Von physikalischen Gesetzen hatte ich noch keine Ahnung; den Vorgang selbst habe ich unzählige Male beobachtet. Und dann die herrliche Winterlandschaft. Der Brunnen, von unten bis oben mit Stroh umwickelt, mit einer Schneehaube gekrönt; die Katze, wie sie leise, fast vorsichtig ihre Sammetpfötchen niedersetzte, als ob sie die Berührung mit dem kalten Schnee vermeiden wollte. Urkomisch sah das aus. Und vor der Haustür, wo Auguste immer nach dem Essen das Tischtuch ausschüttelte, da fanden sich neben den frechen Spatzen seltsame Vögelchen ein, die ich in den ersten Tagen der Kindheit so oft beobachtet und bis heute lieb behalten habe: Buchfinken, Goldammern und Haubenmeisen. Und in der Scheune, da klappten so lustig die Dreschflegel und ich wußte wohl zu unterscheiden, ob Dreischlag oder Vierschlag gedroschen wurde. So konnte ich stundenlang sitzen und träumen. Und doch war ich ganz gewiß kein Träumer. Nur diese Umgebung hat mich dazu gemacht.

Oben an der Decke der großen Stube war, wenn auch übertüncht, der lange Balken sichtbar, der die ganze Decke trug. „Bis an den Balken“, das war der Ausdruck der höchsten Höhe und eigentümlicherweise hatte sich bei mir der Begriff „Balken“ vollständig für den Begriff „Decke“ eingeschoben. „Bis an den Balken“, das hieß „bis an die Decke“. Die Stube war nun einmal meine erste Welt. Als ich auf dem Hofe mit Schwester Emma einmal Steine in die Höhe warf, da hatte ich den Wunsch, ganz hoch zu werfen, „bis an den Balken“. „Himmel, mußt Du doch hier sagen“, meinte Emma. Ich sah sie etwas verständnislos an, wollte mir aber die Sache merken. Bald darauf spielten wir in der Stube und ich versuchte, meinen Ball möglichst hoch zu schleudern — „bis an den Himmel“. „Bis an den Balken mußt Du doch hier sagen“, meinte Emma. Nun sah ich sie noch verständnisloser an. War sie konfus oder ich? „Gestern sollte ich doch Himmel sagen“. Drauf Emma, die den Vorgang in meinem Gehirn vollkommen begriffen hatte: „In der Stube sagt man Balken und draußen sagt man Himmel“. Aha! Jetzt hatte ichs weg. Weshalb da ein Unterschied gemacht wurde, war mir zwar nicht klar. Der Balken war doch beinahe ebenso hoch wie der Himmel; ich

hatte bisher weder bis an den Balken noch bis an den Himmel werfen können. Ich gab mir aber Mühe, die Vokabeln auseinander zu halten. Nur noch ein paar Mal habe ich sie verwechselt. Dann gings.

Der Hof war rings eingeschlossen von Gebäuden. Haus, Scheune und Ställe umgaben ihn von allen Seiten und ließen nur einige Durchfahrten offen zur Straße und zum Garten hin, die aber durch Torwege geschlossen waren. Das Haus war ursprünglich mit Stroh gedeckt. Es war der Typus eines fränkischen Hauses, stand und steht mit den Giebeln nach der Straße; der Eingang führt vom Hofe aus ins Haus. Links vom Flur war die große Stube; rechts ursprünglich der Pferdestall. Nach dem Umbau in den siebziger Jahren zeigte das Haus ein Ziegeldach, die Wände waren höher und aus dem Pferdestall war eine schöne, kleine Stube geworden — Augustes Reich —. Hinter dem Flur lag die Küche; links von ihm die kleine Stube und rechts die Speisekammer mit dem Eingang zum Keller. Aus der Küche führte auch eine Tür zur Bodentreppe unter das Dach.

Die Küche wies noch den alten großen Rauchfang auf, durch den man durch den Schornstein hinauf sogar ein Stück vom blauen Himmel sehen konnte. Unter dem Rauchfang stand aber nicht mehr ein einfacher Herd mit einem Dreifuß, wie damals noch bei Teltows, sondern eine wirkliche Kochmaschine. Im Rauchfang hingen die Schinken, der Speck und die Würste, der Vorrat des ganzen Jahres. Dieser Anblick allein war eine Freude; für manchen natürlich auch eine Verlockung.

Als Stöckers Fritz, mein Schulkamerad, aus einem heimischen Rauchfang einmal eine Schlackwurst mauste, fiel er mit ihr in den großen, mit Wasser gefüllten Kessel. Um nicht ertappt zu werden, schlich er —naß wie eine Katze — hinaus in den kalten Wintertag; und da er eine etwas schwarze Seele hatte, suchte er sich einen Leidensgefährten. In der letzten Nacht hatte es gefroren. Das Eis hielt aber noch nicht. Fritz sieht den armen, immer hungrigen Emil, Sohn des Gärtners Haberland, kommen, und ruft ihm zu: „Emil, wenn Du über das Eis kommst, kriegst Du die Hälfte der Schlackwurst.“ Haberlands Emil war nicht dumm, aber hungrig. Nach langem Bedenken und nach vielen sehnsüchtigen Blicken geht er über das Eis; es biegt sich, bricht und Emil liegt im Wasser, das glücklicherweise nicht allzu tief ist. Mit Not und Mühe krabbelt er heraus, erhält seine Wurst und sitzt nun am Teich neben Fritz, einmal mit dem Aermel sich die dicken Tränen abwischend und dann wieder ein Stück von der Schlackwurst natürlich mit „Pelle“ abbeißend. Fritz sitzt vergnügt neben ihm. Des anderen Leid läßt ihn sein eigen Pech vergessen.

3. August 1921.

Der Besitz.

Ihn freuet der Besitz,
Ihn krönt der Sieg!
(Goethe: Iphigenie.)

Zauberwort! Goethe stellt den Besitz neben den Sieg. Er hat recht. Wer nur die kleinste Scholle sein eigen nennt, ist nicht mehr heimatlos. Auf die Größe des Besitzes kommt es weniger an. Das kleinste Fleckchen Erde kann seinen Eigentümer unendlich glücklich machen. Ein Großgrundbesitzer mit hundert Gütern mag seinen Besitz wohl bewirtschaften lassen, er wird ihn gut verwalten — genießen in allen Einzelheiten kann er ihn nicht. Er wird in seinen Forsten jagen, in seinen Seen fischen, seine Kornfelder besichtigen, seine Wiesen und Weiden mit Vieh bevölkern. Er ist reich und wenn er den Sinn dafür hat, wird er zum Bewußtsein und zum Genuß seines Reichtums kommen, und wenn er den Reichtum wohl anzuwenden weiß, wird er ihm eine Quelle von tausend Freuden werden. Im Grunde ist er doch nicht reicher, als ein einfacher Gutsbesitzer, als ein Bauer auf seinem Gütchen, als ein Kätner in seiner Kate, der genug zu leben hat.

Mein Sehnen und Trachten war mein Lebenlang, ein Häuschen mit Garten mein eigen zu nennen. Auf die Größe kam es nicht an, wohl aber ließen mich die von Spekulanten gründlich ausgeweideten Drahtzaunkolonien mit ihren kleinen Parzellen kalt. Hier mußten die Kinder bei jeder Bewegung an den Zaun des Nachbarn stoßen und wenn man in so einem Garten steht, fehlt einem die Ellenbogenfreiheit. Da fand ich den „Spreebord“. An einem regnerischen Märztage stand ich mit meinem Jungen auf der Brücke bei Neuzittau, und der Turm des Heideschlosses winkte aus dem dichten Nebel zu uns herüber. Aber der Turm in nebelgrauer Ferne lockte. Wenige Wochen später waren wir drüben auf der anderen Seite des Spreetales. Wie immer auf meinen Forschungswanderungen zog mich die auf der geologischen Karte verzeichnete Landzunge an, wo ich eine vorgeschichtliche Fundstelle vermutete und bestätigt fand. Das reizte. Das ganze Gebiet dieser Halbinsel aber war merkwürdig öde, ungepflegt. So einen Platz habe ich im weiten Umkreise von Berlin noch nicht aufgespürt. Unter dem Sande stand, wie ich an einem Anschnitt beobachtete, Lehm an. Ich hörte, daß dieser Platz zu verkaufen wäre. Und nun genossen wir den weiten Blick in die Umgebung. Bald darauf erwarb ich dieses Landstück.

So hatte ich eine Scholle, nur klein, immerhin aber einen Morgen groß, also als Platz für zwei Häuschen mit je einem Garten geeignet. Nur zwei Seiten konnten von Nachbarn besetzt werden. Die bogenförmige dritte Seite grenzte an das Spreetal, das jährlichen Ueberschwemmungen ausgesetzt ist, kann also nie bebaut werden. Ellenbogenfreiheit. Der Blick schweift bis zu den Müggel- und den Gosener Bergen, zu den Wernsdorfer Hügeln und das Spreetal aufwärts bis nach Hartmannsdorf über Burig und Steinfurth hinweg. Also: Ungehemmt! Kleine Scholle, aber weiter Blick. Um die Wende 1916/17 bepflanzte ich mein Eigen mit Obstbäumen und Beerensträuchern. Ehe sie grün wurden, ging ich ins Feld. Wie oft war ich in Kurland mit meinen Gedanken daheim, wo Frau und Kinder *meinen, unseren* Boden bebauten. Im Herbst 1917 kam ich auf Urlaub. Ich sollte meine Sträucher und Bäume noch grün wiederfinden. Was hatten die Meinen mit Frauen- und Kinderhänden aus dieser Wüste gemacht! Wie stolz war ich. Ganz glücklich allerdings nur, wenn wir auf unserem Grunde standen. Mit tiefster Freude im Herzen sah ich, wie meine Familie schon mit diesem Stückchen Erde verwachsen war. Ich ging zurück nach Riga und träumte

dort — wie oft — von unserem Paradies. Tausend Pläne reiften. Ich sparte. Zum Geburtstage meiner Frau schenkte ich meiner Familie den zweiten angrenzenden Morgen und fügte bald den dritten hinzu. Nun besaßen wir schon ein stattliches Stückchen Erde. Aber kein Haus. Meine Familie wohnte im Sommer 1918 im Heideschloß — zur Miete.

Im Mai 1918 durfte ich zum zweiten Male in die Heimat gehen. Am Spreebord war ein Häuschen zu verkaufen. Meine Frau malte mir mit lieblichsten Farben alle Vorzüge dieses Landhauses für uns aus, und die Kinder waren schon selig in der Aussicht, daß es unser sein könnte. Wenn man aus dem Felde kommt, ist man ernst und vorsichtig. „Und wenn ich nicht wiederkommen sollte?" Ohne Besinnen gab meine Frau die Antwort: „Dann gehe ich mit den Kindern zum Spreebord." Nach 2 Tagen mußte ich nach Dorpat zurück. Das Häuschen gehörte uns mit kleinem Garten und einem Stall für Kleinvieh daneben. Kaum war ich in Dorpat, so wurde ich nach Berlin zurückgerufen. Tagsüber in Berlin beschäftigt, konnte ich bei den Meinigen am Spreebord wohnen.

Am ersten Oktober wurden uns für die Sonntage in unserem Häuschen Zimmer und Küche eingeräumt. Erst vom ersten April 1919 ab war es ganz unser. Es kam der 9. November mit seinem Umsturz. Es kamen die Januarunruhen, die Märzrevolten in Berlin. Der Spreebord war uns damals der sichere Hafen, der uns aufnahm, wenn es in der Weltstadt gar zu stürmisch wurde. Es kam die Wohnungsnot, die Steigerung der Lebensmittelpreise und die furchtbare Entwertung des Geldes. Es kam die Besoldungsreform und als ihre Vorboten „Vorschüsse" und „Nachzahlungen". Es kam der Wahn, der fast alle befiel, daß das elende, wertlose Papiergeld ausgegeben werden müsse um jeden Preis. Man warf mit dem Gelde um sich — trotz der Not des Vaterlandes, trotz des drohenden Zusammenbruches. Die Menschheit war rasend. Ich hielt in diesen Tagen des Wirrwarrs zusammen, was irgend zusammengehalten werden konnte. Kein Pfennig wurde unnütz ausgegeben! Meine Frau unterstützte mich. Die Beamten wurden angemessen aufgebessert. Durch den Spreebord und das, was der Garten und der Hände Arbeit einbrachten, wurden unsere Ausgaben von selber eingeschränkt. „Vorschüsse" und „Nachzahlungen" wurden bei uns nicht verschlungen durch Verpflichtungen, die andere Beamte hatten eingehen müssen. Sie wurden beiseite gelegt. Unser alter Grundsatz: „Nie mehr ausgeben, als man hat, ja, wenn irgend möglich, etwas weniger", hat sich gerade in den Tagen allgemeiner finanzieller Not bewährt. Wir haben gespart und gespart. So kann man auch zu Wohlstand kommen. Und haben wir es noch nicht dazu gebracht: Wir nennen einen Besitz jetzt unser, wie ich ihn mir nie habe träumen lassen. Eben habe ich das Feld wieder vergrößert, und nun komme ich mir vor wie ein König, d. h. wie ein nicht entthronter und nicht zu entthronender König. Was ich habe, wird die Gier der Menschen schwerlich reizen, dazu ist es zu wenig. Mit meinem Schweiße und dem Schweiße der Meinigen soll das Land, unsere Scholle, gedüngt werden. So werden wir zwiefach erwerben, was wir besitzen. Unseren Schweiß und unsere Sorgen wird die Zukunft in den Wertzuwachs einberechnen müssen. Aus dem Oedland schaffen wir Ackerboden, Gartenboden, Obstbauland. Die Wertsteigerung des Bodens soll die des Geldes um ein Vielfaches übertreffen. Das ist unsere „Bodenreform"! Wir werden es dahin bringen, daß wir uns selber ernähren. So entlasten wir die Allgemeinheit, unser Volk, unser Land. Tätig sein! Das ist heute die Losung. Redet nicht so viel. Laßt Euch nicht ansiedeln, sondern siedelt Euch selber an. Ihr seht, es geht. Ohne Kapital! Vor den Toren Berlins! Aber scheut auch nicht einige Unbequemlichkeiten. Elektrisches Licht hoffe ich bald zu erhalten. Noch habe ich es nicht. Auch die Wasserleitung fehlt. Aber in meiner Kindheit habe ich die Vorzüge eines guten Brunnens kennen gelernt und ich entsinne mich noch sehr wohl eines Gesprächs der Erwachsenen wie herrlich weit wir es doch mit der Petroleumbeleuchtung gebracht haben. Das war Mitte der siebziger Jahre. Mein Vater erzählte vom alten Kienspan. Heute wird dieselbe Stube in meinem Vaterhause durch Elektrizität beleuchtet. Es geht aber auch mit der freundlichen Petroleumlampe. Die Freude am Besitz wird dadurch nicht geschmälert und vom Golpastreik merken wir hier nichts.

Nehmt getrost einige Unbequemlichkeiten mit in Kauf! Nach zehn Jahren wollen wir uns wieder sprechen. Wenn dieser Mühe Schweiß einer ganzen Familie nicht Früchte trägt, dann wollen wir das Vaterland ganz den Schiebern und Wucherern überlassen, dann wäre einfacher, schlichter, deutscher Sinn nichts mehr wert. Aber gemach! Er ist etwas wert. Er wird — des bin ich gewiß — unser Volk retten aus tiefer Not. Und wir haben dann an unserem Teil redlich zu dieser Rettung beigetragen. Stolz werden wir, wenn einige Jahre vergangen und die Früchte unserer Arbeit gereift sind, auf unseren Besitz schauen und uns die Freude an ihm nicht schmälern lassen, — von wem es auch sei.

Wende.

Von W. Groß.

Ich kann nicht glauben, daß das Jahr nun endet,
wo alles rot in Glut in Farben steht.
Was mir der Herbst an Licht und Flammen spendet,
spür' ich mit trunk'ner Seele früh und spät.

Könnt ich dich zitternd an den Händen halten,
du letzte Glut, ich wollte mit dir geh'n
und eine hohe Zeit des Lichts gestalten,
eh' weiße Flocken meine Spur verweh'n.

De Wihnachtspupp.

Van Max Lindow.

Mariechen hitt se, un veer Johr is se olt. Ehr klein Mund geiht den ganzen Dag as 'n Pepermöll, de Been lopen so drell van de Köken no de Stuuv un van de Stuuv no de Köken, dor is gor nich mittokomen. Mit dat Frogen awer, dat is unerstaunlich un beter kann dat de Schoolmeister ok nich. Upstunds is dat tweet Woord ümmer „Wihnachtsmann"! Na, de ward sich jo nich lumpen loten, un Mudder is jo 'n Sünndag no de Stadt west un hett den Wihnachtsmann bestellt. Ganz genau wett he dat nich, ov he dat schaffen deit, un dor hett he denn leever den ganzen Wihnachtskroom Muddern gliek mitgeevt. De kem mit so 'n Backen no Huus, ball as twee Iseräppel! Un so hirtenzirten weer se. Kum was Mariechen in 't Bedd un harr de Plinken to, dunn weer se mit all ehr Paketers un Schachteln an 'n Disch, un dunn güng dat ümmer in eesweg: „Nä, Willi, kiek mol hier, nä, un nu kiek di mol dit an! Allerleevst, wat?" Un he, de eener van de Ehrpußligen is, he seggt man ümmer: „Nä, wat se al moken!" Denn möckt Mudder awer 'n Gesicht, as wenn se ehren Willi geroodto in 'n Himmel rinkieken loten will. He müdd de Ogen dicht tomoken, ganz dicht! Se awer kniistert mit Papeer un seggt ümmerdrupp: „Noch nich! Nich herkieken! Eenen Ogenblick noch! Nu gliek! Awer noch nich!" Willi deit alls, wat Mudder seggt, knippt de Ogen ümmer dichter to un grawelt mit de Händ'n no sien kort Piep, de up 'n Disch ligg'n müdd. „Nu!" seggt Mudder, un ehr Mann ritt de Ogen up un müdd se gliek noch wierer uprieten. Is dat minschenmöglich! Kann dat so wat Leevs un so wat Schönt överhaupt up de Welt geven? Mudder hett de beiden Arm in de Sieden stemmt un seggt bloß ümmer: „Na, wat seggst Du nu?" — Willi seggt gor nüscht, de kiekt bloß. Denn kümmt he mit de Arm neger un langt mit de Fingern, awer sien Olga röppt: „Nich anfoten, nich anfoten!" Willi tuckt torück, as Mariechen ümmer deit, wenn Mudder seggt: „Mariechen, is Füer!"

Dat is jo awer ok de reine Wunnerpupp! Richtige Hoor het se, awer mit twee Flechten, denn Mudder seggt, dat Bubiköpp ut de Mod sind. De Ogen sind so bloog un deep, dorin hett sich Willi gliek verleevt. In Olga ehr Ogen hett he sich dunn ok toerst verkeken. Dor harr he ümmer rinseh'n, as in 'n deepen Pütten, un se harr denn öfters seggt: „Wat kiekst mi denn so an, hevv ik mi schwart mookt?" — Jo, bi de Ogen harr Willi sien Leev anfung'n, un noher harr he erst up den roden Mund keken. So möök he dat nu ok. Ach, wat weer de Puppenmund mol söt! Un de Näs' so klein. Van Kleeder verstünd he nich veel, seeg awer doch, dat dat bloog weer un mit witte Kanten. Nä, Willi sien Ogen weern nu bi de Been. Dat weer dunn ok so west, as he verleevt weer, so ball Olga vör em gohn was, harr he no ehr Woden keken. Ehr seten de Strümp so glatt un egol, dor künn he sien Ogen gor nich van wegkriegen. De Pupp harr jo alls, wat 'n klein Mäken hebb'n müdd, sogor Strümp un Schoh. Solang künn awer Olga nich stohn, de Arm in de Sieden. Se nehm de Pupp up, stellte se up de Been, böhrte den Rock hoch un wieste ehren Mann, dat de söödt Pupp ok Schlüpfer anharr, alls, as sich dat gehören deer, Hemd natürlich ok. Nu weer dat awer Tiet, nu müßt Willi ok mol 'n Woord segg'n, un he kreeg 't ok würklich rut: „Wat s' nich all moken!"

Se legen al in 't Bedd, dor redten de beiden goden Lüüd ümmer noch van Wihnachten, un Mudder füng all Ogenblick van de Pupp an un vertellte, dat dor ok noch anner Puppen west weern, so 'n, de gröter un dürer weern. Awer de harrn ehr all nich gefall'n. Wat harrn schnippsch utsehn, un dat künn se in 'n Dood nich verknusen. Annern weern upgetokelt west, as so 'n Pingstoss. „Goh mi af!" sär se. Awer de hier, de nun in 't Spind leeg un in bloog Siedenpapeer inwickelt weer, de harr ehr dat foorts andoon. „Dat müßt Du doch ok segg'n, Willi, se süht ut, as wenn se leevt!" Willi grunzte wat, denn sien oll Woord wull hier nich henpassen. Awer as Mudder segg'n deer, se harr so 'n schöne brune Ogen, de Pupp, dunn sär Willi: „Bloge!" Nu güng dat Strieden an. Awer Willi geev ditmol nich no. Mit de Ogen wüßt he Bescheid, dor harr dat dunn mit anfung'n. Toletzt stünd Olga up, güng no dat Spind, knipste dat Licht an, kreeg de Pupp rut un keek ehr in de Ogen. Willi luerte, dat Olga wat segg'n süll, awer se krööp stillschwiegens in 't Bedd. Ganz still weer 't. Awer denn grawelte de Fru un kreeg een grote Fust to foten un flüsterte: „Du hest recht, se sind bloog." Willi sär nüscht, drückte de klein Hand awer gliek so dull, dat Olga „au" sär. Dunn schleepen se in.

Hilgen Obend! De Boom brennt. De klein Stuuv is daghell. De Dör steiht up. Willi kümmt rin un hett Mariechen up 'n Arm. „Sett se doch an de Erd!" seggt Olga. He deit dat un wunnert sich, dat Mariechen as gebannt steiht. Wat hett se denn bloß? Na, se is benomen van so veel Licht un Glanz! Wat unner den Boom liggen deit, dat süht se nich. Vadder will dor nu gliek mit rutplatzen, awer Mudder höllt em den Mund to. Se hett in 'n Huus dat Regeeren. Mariechen müdd doch erst beden", seggt se. Willi kiekt ehr ganz dummerhaftig an, denn dat so 'n klein Mäken ok beden kann, to Wihnachten beden kann, dat ohnt he nich. Awer dor geiht dat al los:

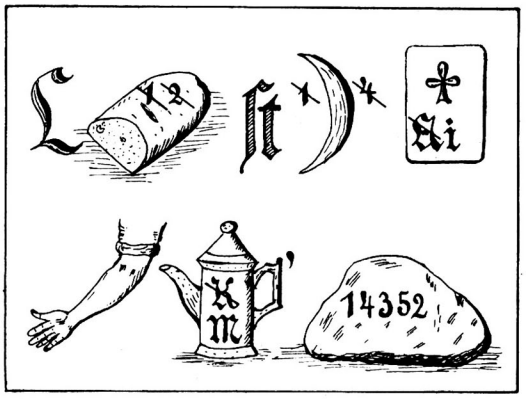
Weihnachtsmann, mach auf die Tür,
Weihnachtsmann, komm her zu mir!
Hast du auch daran gedacht
und ein Püppchen mitgebracht?
Weihnachtsmann, sei gut und gib
mir mein Püppchen! — Sei so lieb!
Amen.

Dunn wüßt Willi nich, wat he segg'n süll, schnööv sich de Näs' un wookte erst up, as Mariechen upschriegen deer: „Püpper. Püpper!"

Heimaträtsel.

Von Bernhard Mätzke, Prenzlau.

1. Bilderrätsel.



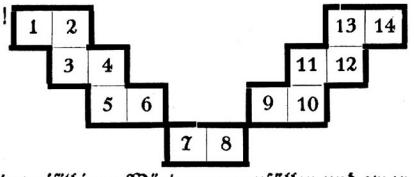
2. Dreiſilbig.

Dem 1 ſtellt nach der Jägersmann
mit Pulver und mit Blei.
Wer rüſtig iſt und klettern kann,
beſteigt gern die 2 3.
Die 1 2 3 ſuch' nun geſchwind!
Bei Cremzow ſie gelegen ſind.

3. Aus zweien wird einer.

In den Namen Fürſtenwerder und Schönfeld ſteckt ein dritter Ortsname. Welcher?

4. So ein Umweg!



Die Felder ſind mit zweiſilbigen Wörtern auszufüllen und zwar ſo, daß die Endſilbe des einen zugleich Anfangsſilbe des folgenden Wortes iſt.
Bedeutung der Wörter: 1—2 Hauptſtadt der Uckermark, 2—3 Gartenhaus, 3—4 Reinigungsgerät, 4—5 Schuhband, 5—6 Küchengerät, 6—7 inneres Organ, 7—8 Reichshauptſtadt, 8—9 Hülſenfrucht, 9—10 Pelzart, 10—11 und 11—12 weibliche Vornamen, 12—13 Lederband, 13—14 Dorf bei Brüſſow.

5. Krebsrätsel.

4, 3, 2, 1
reib hon tim mmuk
nepurk rellek n' ni reub ned n' lliw
nepuſku reib eznag tad nu
nholſch snu lliw nu tmmük eh nnew
nhod chin t' wweh iw ,iw neggeſ

Das ſoll ein uckermärkiſcher Abzählreim ſein.

6. Ergänzungsrätsel.

—ud—, —sla—, —ro—, —üt—, —oh—, —de—, —rey—, —le—, —eu—.

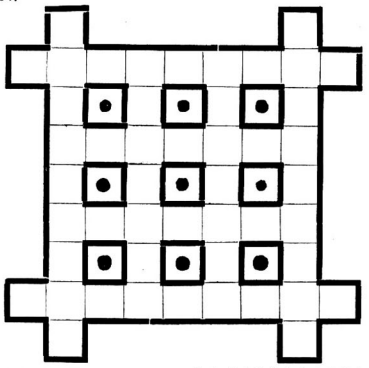
Die durch Hinzufügen der fehlenden Buchſtaben entſtehenden Wörter haben folgende Bedeutung: 1. männl. Vorname, 2. Lehre Muhameds, 3. Farbe (ch ein Buchſtabe), 4. Papierbeutel, 5. ſoviel wie leer, 6. ſoviel wie Atem, 7. ſkandinaviſche Göttin, 8. der Elch, 9. Zahl.
Die hinzugefügten Anfangs- und Endbuchſtaben ergeben die Namen berühmter Kampfflieger, nach denen zwei neue Straßen in Prenzlau benannt wurden.

7. Zahlenrätsel.

1 2 3 4 5 6 7	= Ortsname
1 2 3 3 4	= Ortsname
2 5 6 3 2	= Wohlgeruch
3 2 5 1 4 5	= Raubtier
3 6 5 1	= Verbrechen
4 7 4 5	= kleines Seefahrzeug

Die erſte ſenkrechte Reihe entſpricht der zweiten waagerechten.

8. Gitterrätsel.



a a b b b b e e e e e e e e e g g h h i i i i i i r k l l n n n n n n r r r r s sch t t t t ü z z

Man ſetze die Buchſtaben ſo in die Felder, daß die waagerechten und ſenkrechten Reihen die gleichen Wörter ergeben. Sie bedeuten: 1 Vorgeſchichtliche Grabart. — 2 brachte die dazu verwendeten Steine ins Land. — 3 waren die Urſache zu 2. — 4 Krankheitserreger.

9 Alle Vögel ſind ſchon da.

Wo? Das ſagen dir die Anfangsbuchſtaben, wenn du die Vogelnamen richtig geraten und geordnet haſt.
A—m—r, —mſ—l, —u—f—nk, E—ſt—r, G—ün——e—t, —ei—e, —a—t—g—ll, R——e, U—u, —au—e.

10. Immer das Gegenteil.

Liebe, weit, niemals, hell, bergig, fett, nirgends, niedrig, ſchwer, letzte. — Man ſuche zu obigen Wörtern die Gegenſätze. Die Anfangsbuchſtaben der neuen Wörter benennen einen beliebten Aufenthaltsort in der Caſelower Heide.

11. Beſuchskarte.

Werner Gerold Spaß

Wo könnte der Herr wohnen?

12. Rätſelgleichungen.

1. A+B+C=X
A Schwimmvogel
B Männl. Schwein
C Buchſtabe
X Dorfname

2. A+(B—le)+C=X
A Brennſtoff
B Schwimmvogel
C Ländliche Siedlung
X Dorfname

3. (A—l+n)+B=X
A Teil des Beines
B Bodenerhebung
X Dorfname

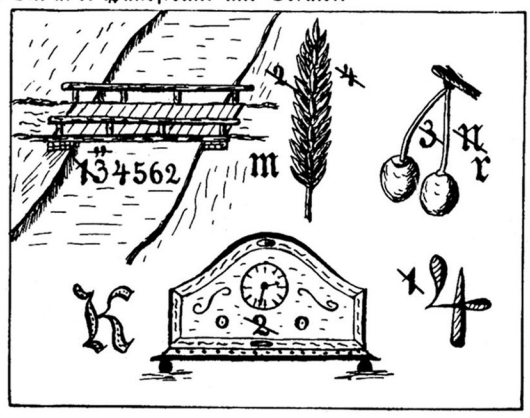
4. (A—ig)+(B—r+p)=X
A Herrſcher
B Hofeingang
X Linker Zufluß der Ucker

13. Reiterpech.

Auf ſeinem Fuchs, dem ——
ſaß Herr Amandus Zelt.
Der Gaul fing an zu ſcheuen.
Im Bogen auf das —
flog unſer Reitersmann;
der Fuchs jedoch entrann.
Wo fand ihn wieder unſer Held?
Wo anders als in ———.

Wer die Rätſel-Auflöſungen finden will, der leſe den Heimat-Kalender von Anfang bis zu Ende.

14. Ein alter Hausfreund und Berater.



Puppen-Wiegenlied

Von Gerd Tauchelt . Vertont von Paul Schmidt

Wenn der Mond am Himmel steht,
träumt mein Kind so holde,
wies 's in Samt und Seide geht,
Schühchen hat von Golde,
von den lieben Engelein,
all den schönen Sachen,
und dann tuts im Träumelein
recht von Herzen lachen.
Püppchen schlaf! Püppchen schlaf!
Mutter wacht
die ganze Nacht.

Wenn die Stern' am Himmel stehn,
geht mein Püppchen schlafen.
und dann sing' ich ihm so schön
von den schwarzen Schafen,
von dem armen Bettelmann,
auch von Nachbars Hündchen,
und dann dauerts gar nicht lang',
und es schläft mein Kindchen.
Püppchen schlaf! Püppchen schlaf!
Mutter wacht
die ganze Nacht.

Wenn die Sonn' am Himmel steht,
und durchs Fenster lachet,
und der Hahn im Hofe kräht,
ist mein Kind erwachet.
Ei - dann freuen wir uns beid',
mein herzliebes Püppchen,
und dann essen wir zu zweit
unser Morgensüppchen.
Püppchen schlaf! Püppchen schlaf!
Mutter wacht
die ganze Nacht

Die Prenzlauer Landwehr.

Von Major a. D. von Albedyll-Pasewalk.

In den letzten Jahrgängen des Heimatkalenders sind die Truppenteile des aktiven Heeres, die einst in Prenzlau in Garnison standen, an uns vorübergezogen. Als Schluß wollen wir nun das Landwehr-Bataillon Prenzlau in den über 100 Jahren seines Bestehens betrachten.

Durch den Aufruf des Königs Friedrich Wilhelm III. vom 17. März 1813 zur Bildung der Landwehr und des Landsturms wurde auch in der Uckermark die Landwehr ins Leben gerufen. Nach dem aufgestellten Plan sollte die Uckermark hierzu stellen: 2000 Mann Infanterie, in 16 Kompanien oder 4 Bataillonen und 336 Mann Kavallerie in 4 Eskadrons oder 1 Regiment. Von den Ständen vorschriftsmäßig gewählt, trat der Kreisausschuß bereits in den letzten Tagen des Monats März zusammen und begann in Prenzlau seine Tätigkeit in Gemeinschaft mit dem dortigen Kreisdirektorium der Uckermark. Der Ausschuß bestand aus den Ritterschaftsräten von Buch und von Wedel, dem Stadt-Syndikus Kraffel aus Prenzlau und dem Schulzen Schultz aus Berkholz. Seitens der Städte wurde beschlossen, die Mittel zur Errichtung der Landwehr durch eine besondere Landwehr-Steuer nach den Grundsätzen der letztausgeschriebenen Festungs- oder Klassen-Steuer aufzubringen. Alle im Jahre 1813 zum Militärdienst Eingezogenen sollten von der Entrichtung dieser Steuer befreit sein, dagegen diejenigen, welche vom Loosen zur Landwehr dispensiert würden, als Wirtschaftsschreiber, einzige Bauersöhne, Schäfer usw. durch besondere Geldbeiträge in erhöhtem Maße dazu herangezogen werden. Das Geschäft der Aushebung zog sich bis zum 14. April hin. Am 15. fand an mehreren Orten gleichzeitig die feierliche Vereidigung der Mannschaft statt. Die Einteilung in Kompanien und Eskadrons sollte erst nach Bestätigung der Offiziere durch den König erfolgen. Die Pferde wurden in natura im Kreise ausgehoben und dabei vorzüglich von denjenigen Besitzern Pferde verlangt, die zu den französischen und Preußischen Lieferungen seit einem Jahr kein Pferd gestellt hatten. Die Wahl der Offiziere fand am 10. April in Prenzlau statt. Die Bekleidung und Ausrüstung wurde nach den von der General-Kommission gelieferten. Proben sofort kontraktlich in Bestellung gegeben, war aber zu Ende April erst zum geringen Teile fertig. Für die Kavallerie hatte man, wie für die Infanterie, Mützen in Bestellung gegeben, wobei es auch später verblieb, während in den meisten anderen Kreisen die Reiter Tschakos erhielten. Die Piken, deren Eisenteile man in Neustadt-Eberswalde in Bestellung gegeben hatte, waren zu Ende April noch nicht ganz fertig. An Säbeln, Gewehren und Pistolen war auch hier, ebenso wie in den anderen Kreisen, nichts vorhanden, außer einigen Jagdflinten, die bereitgestellt wurden, um die Landwehrleute wenigstens im allgemeinen mit der Behandlung einer Schußwaffe bekanntzumachen.

Im ganzen gab sich eine sehr patriotische Stimmung in der uckermärkischen Bevölkerung kund, die sich unter anderem auch darin äußerte, daß dem preußischen Blockade-Korps vor Stettin freiwillig große Mengen von Lebensmitteln zugeführt wurden. Bald zeigte sich auch hier, wie an vielen anderen Orten, anfangs eine Auffassung der Landwehr-Angelegenheiten, die der guten Sache schädlich werden konnte. Man urteilte nämlich, daß, nachdem so bedeutende Aushebungen zur Rekrutierung der Armee stattgefunden hatten, nachdem so viele Freiwillige in die Truppenteile eingetreten waren, die Sachen doch nicht günstig stehen müßten, da alle diese Anstrengungen doch anscheinend nicht für ausreichend gehalten würden, um einer feindlichen Macht zu widerstehen, deren Trümmer man noch vor kurzem bespöttelt hatte. Durch den Einfluß der Einsichtigsten änderte sich aber diese Stimmung auch hier bald sehr vorteilhaft, und eine große Menge Freiwilliger drängte sich zur Einstellung in die Landwehr. Namentlich zeigte sich auch bei der ersten Zusammenberufung des Landsturms großer Enthusiasmus. Seitens des Kreis-Direktoriums und des Ausschusses wurden aber die nötige Umsicht und diejenigen Anordnungen vermißt, die zur schnelleren Förderung des ganzen Organisationswerks notwendig waren.

Mit Anfang des Monats Mai traten die Kompanien und Eskadrons, die bisher für sich ihre erste Ausbildung vollzogen hatten, zu Bataillonen und Regimentern zusammen. Die Bataillone erhielten nun Kommandeure, und zwar Major v. Closter, bisher bei der Gendarmerie, das I. Bataillon, Major a. D. von Stengel vom ehemaligen Inf.-Rgt. Kaufberg, das II. Bataillon, Major a. D. v. Schuckmann vom ehemaligen Inf.-Rgt. Puttkamer, das III. Bataillon, und Oberstleutnant a. D. v. Lorch vom ehemaligen Inf.-Rgt. Rüts, das IV. Bataillon. Alle vier Bataillone wurden zusammengefaßt zur zweiten Kurmärkischen Landwehr-Brigade, die am 13. Mai in Oberst v. Willisen, früher Kommandeur des I. Westpreuß. Inf.-Rgts. ihren ersten Kommandeur erhielt. Wie es mit dem Zustande dieser Bataillone Anfang Mai aussah, meldet uns ein Bericht aus jener Zeit. Das vierte Bataillon (Lorch), zum größten Teil aus dem Kreise Oberbarnim gestellt, versammelte sich in den ersten Tagen des Mai, mit Waffen und Munition vollständig versehen, in Eberswalde und befand sich in jeder Hinsicht in einem solchen Zustande, daß es nur noch weniger Tage bedurfte, um marschfähig zu sein. Von den beiden anderen Bataillonen II. (Schuckmann) III. (Stengel) waren nur das eine mit Waffen und Munition versehen, da der Präsident von Bassewitz nicht über alle Gewehre in Spandau, ohne nähere Bestimmung des Gouvernements, hatte verfügen wollen. Als viertes Bataillon sollte ein aus 3 Kompanien der Uckermark und ein aus dem Kreise Randow zusammengestelltes Bataillon zur Brigade stoßen, das aber zur Zeit noch unvollkommen formiert und unbewaffnet in den Formations-Orten stand. Die Landwehr-Eskadrons, in guter Haltung und mit gutem Pferdematerial und mit den erforderlichen Waffen versehen, waren noch mit der Einzelausbildung an den Formations-Orten beschäftigt. Am 13. Juni verstarb der erst vor vier

Wochen ernannte Brigade-Oberst v. Willisen, und Oberst von Sydow wurde sein Nachfolger. Im August erhielten die Landwehr-Brigaden die Bezeichnung Regimenter, das unsrige wurde also II. Kurmärkisches Landwehr-Infanterie-Regiment. Außer den Bataillonen Lorch, Schuckmann und Stengel trat als viertes ein aus dem Kreise Anklam gestelltes Bataillon unter dem Kapitän v. Closter zu demselben, das vorher hierfür in Aussicht genommene Bataillon, das zum Teil aus der Uckermark, zum Teil aus dem Kreise Randow aufgestellt war, erhielt andere Bestimmung. Alle Bataillone waren vollzählig. Das aus den vier Eskadrons aus der Uckermark, dem Kreise Oberbarnim und dem Kreise Randow zusammengestellte II. Kurmärkische Landwehr-Kavallerie-Regiment führte Major v. Wedell, die Eskadron-Chefs waren die Rittmeister v. Bremen, v. Stülpnagel, v. Winning und v. Wolff. Groß-Beeren, Dennewitz und Leipzig sind besondere Ehren- und Ruhmestage der Uckermärkischen Landwehr, die mit dem Blut und Leben vieler braver Landwehrmänner die Freiheit des Vaterlandes miterkämpfen halfen und mit dem Lorbeer der Sieger nach Beendigung des Krieges in die Heimat zurückkehrten. Die Mannschaften wurden nun ebenso wie die Offiziere und Unteroffiziere entlassen und nur ein Stamm zum Dienst zurückbehalten. Das II. Kurmärkische Landwehr-Regiment unter Kommando des Majors v. Closter hatte für die Stämme der Infanterie zunächst Prenzlau und Templin, für den Stamm der Kavallerie Schwedt a. O. als Garnison. Für jedes der beiden Bataillone, aus denen das Landwehr-Regiment von nun an bestand, hatte es einen Stamm von 2 Offizieren (Kommandeur und Adjutant) der Infanterie und 1 Offizier der Kavallerie als Eskadronsführer für die im Bataillonsbezirk aufzustellende Landwehr-Eskadron, außerdem ein Arzt. Dazu traten 4 Feldwebel, 1 Wachtmeister, 5 Kammeruntoffiziere und die nötigen Schreiber, Ordonnanzen und Burschen. Seit dem 5. Mai 1817 führte das Landwehr-Regiment die Bezeichnung Landwehr-Regiment 8 a (1. Potsdamer). Die gedruckte Rangliste von 1819 bringt zum ersten Male sämtliche Offiziere des Regiments. Es sind folgende beim I. Bataillon, das uns lediglich interessiert:

Besoldeter Stamm in Prenzlow.
Kommandeur: Oberstlt. v. Closter.
Adjutant und Rechnungsführer: Prem.-Lt. Blümke.
Rittmeister v. Winning beim Kavallerie-Stamm.
Batls.-Arzt: Brinkmann.
Führer des II. Aufgebots der Infanterie: Major v. Stutterheim.

Capitäns: v. Stülpnagel-Dargitz, Prevost, v. Wedell.
Prem.-Lts.: Keibel, Braune, Bode.
Sec.-Lts.: Teubel, v. Berg, Stropp, v. Holtzendorff I, Billich, Steffen, v. Lebbin, Gollert, v. Arnim II, Weidemann, Hartnack, Köncker, v. Holtzendorff II, Wegener, Maaß, Kieck, König, Schulz, Schmidt, Lindenberg, Flügge, Gysae, Falkental, Hertz, v. Hertefeld, Saenger, Preißler, Weichberger, Kolbe, Wittke.
Ueberzählig: Major v. Schmeling-Diringshofen.

Kavallerie:

Prem.-Lts.: v. Stülpnagel, v. Arnim I.
Sec.-Lts.: Witte, Müller, Collin, v. Winterfeld.

Am 22. 12. 1819 änderte sich die Bezeichnung, das Regiment erhielt nun den Namen 8. Landwehr-Regiment (Potsdam-Frankfurter) und die 3 Bataillons-Stämme einschließlich der Kavallerie-Stämme kamen nach Frankfurt a. O. (I), Angermünde (II) und Wriezen (III). 1821 siedelte der Stamm des II. Bataillons aber wieder nach Prenzlau über, die Benennung „Potsdam-Frankfurter" fiel fort und die Bataillone wurden neben der Nr. auch mit dem Namen des Stabsquartiers bezeichnet. Das Prenzlauer also als II. Bataillon (Prenzlau) 8. Landwehr-Regiment. Bis 1842 waren Kommandeur des Bataillons: Oberstlt. v. Closter bis 1824, Major v. Bursky bis 1830, Major Kintzel bis 1840, Major v. Schuckmann bis 1842. Als Adjutanten fungierten in dieser Zeit nacheinander: Prem.-Lt. Blümke bis 1820, Schultz bis 1823, Sec.-Lts. v. Drouart bis 1829, v. Syburg bis 1835, v. Hartung bis 1840, Bronisch bis 1841 und v. Ribbeck bis 1842. Seit 1829 waren sie alle vom 8. (Leib-)Inf.-Rgt. hierher kommandiert. Auch wurden von 1825 an stets noch einige Offiziere desselben Regiments als Kompanie-Führer zum Stamm nach Prenzlau abkommandiert. Die drei letzten waren 1842 Prem.-Lts. Elstermann v. Elster, v. Doemming und v. Wintzingerode. Den Kavallerie-Stamm führte bis 1830 Rittmeister v. Winning, ihm folgten nur kurze Zeit die Prem.-Lts. v. Massenbach und v. Below, vom 2. Dragoner-Regiment hierher kommandiert, dann war seit 1833 Prem.-Lt. v. Pröck, seit 1840 Rittmeister, von demselben Regiment Führer des Kavallerie-Stamms in Prenzlau. Die Bataillons-Aerzte waren 1819—1820 Brinkmann, bis 1827 Kirchner, bis 1829 Dr. Trusen, dann Dr. Hanold. Dem 1831 in den Ruhestand versetzten Major v. Stutterheim folgte 1831 als Führer des 2. Aufgebots Rittmeister v. Arnim I von der Landwehr-Kavallerie, der 1835 Major wurde. Am 3. 11. 1842 trat infolge anderer Einteilung des 8. und 24. Landwehr-Regiments für das Prenzlauer Landwehr-Bataillon eine Umbenennung ein, es hieß von nun an II. Bataillon (Prenzlau) 24. Landwehr-Regiment, die beiden anderen Bataillone dieses Regiments waren die Landwehr-Bataillone Ruppin und Havelberg. Die Rangliste des Bataillons von dieser Zeit ist folgende:

Kommandeur: Major Knospe.
Adjutant und Rechnungsführer: Sec.-Lt. Knappe v. Knappstedt.
Kompanie-Führer: Sec.-Lts. v. Zülow und v. Bockum gen. Dolffs, alle drei vom 24. Infanterie-Regiment.
Bataillons-Arzt: Dr. Hanold.

Infanterie 1. und 2. Aufgebots.

Major v. Arnim, Führer des 2. Aufgebots.
Hauptmann Ulrich.
Prem.-Lts.: Barbenes, v. Winterfeld, v. Wedell-Parlow, v. der Hagen.
Sec.-Lts.: Schultze I, Hugo, Kalbersberg, Archangely, Schultze II, Tempelhoff, Flist, Riehl, Fiebelkorn, Schultze III, Heinicke, Freese, v. Eickstedt.

Kavallerie 1. und 2. Aufgebots.

Major Graf v. Arnim.
Prem.-Lt. v. Krause.
Sec.-Lts.: Graf v. Redern, v. Arnim, Schroeder, v. Wietersheim, Krickau.
Aggregirt: Sec.-Lt. v. Buch, von der Garde-Landwehr-Kavallerie.

Auf Major Knospe folgten 1851 Major Graf v. Brühl, 1854 Major v. Doemming und 1858 Major v. Mirbach als Kommandeur. Als Adjutanten waren vom 24. Infanterie-Regiment die Sec.-Lts. Knappe v. Knappstaedt bis 1847, v. Przysiecki bis 1851, v. Perbandt bis 1852, v. Lüderitz bis 1853, v. Klitzing bis 1854, Graf v. Bredow bis 1856 und seitdem v. Glasenapp kommandiert. Auch die nötigen Kompanie-Führer wurden nun vom 24. Infanterie-Regiment hierher kommandiert. Sie wechselten oft und seien deshalb nur die vier letzten genannt, sie waren die Prem.-Lts. v. Großmann, v. Münchow, Frhr. v. Vietinghoff und v. Arnim. Den Kavallerie-Stamm führte, nachdem Rittmeister, seit 1847 Major, v. Proeck 1849 den Abschied genommen hatte, Prem.-Lt. v. Rudolphi vom 3. Husaren-Regiment bis 1850, dann Sec.-Lt. Baron v. Bodelschwingh vom 8. Husaren-Regiment, seit 1851 Prem.-Lt. v. Zschertwitz vom 3. Husaren-Regiment. Auf Dr. Hanold war 1846 Dr. Grashoff und 1841 Dr. Pahl als Bataillons-Arzt gefolgt. Als Rechnungsführer, seit 1855 als Zahlmeister, war Feldwebel Gertz, seit 1855 Sec.-Lt., beim Bataillon. Nachdem Major v. Arnim, seit 1844 Oberstleutnant, 1849 den Abschied genommen hatte, war Major v. Tippelskirch Führer des 2. Aufgebots. Am 29. 4. 1852 wurde die Landwehr-Kavallerie umformiert; beim 24. Landwehr-Regiment traten die Stämme der drei bisherigen Eskadrons unter Aufstellung eines 4. Eskadron-Stammes als 3. Landwehr-Husaren-Regiment zusammen. Die Eskadron-Stämme wurden in die Garnisonen des 3. Husaren-Regiments, Rathenow und Nauen, verlegt. Die Offiziere der Landwehr-Kavallerie des 24. Landwehr-Regiments traten zum 3. Landwehr-Husaren-Regiment über, blieben aber in der Kontrolle der bisherigen Bataillone. Alle Landwehr-Kavallerie-Offiziere im Bezirk des Bataillons Prenzlau trugen von nun an also die Uniform der 3. Landwehr-Husaren. 1852 finden wir folgende Offizier-Rangliste:

Kommandeur: Major Graf v. Brühl.
Adjutant: Sec.-Lt. v. Lüderitz vom 24. Inf.-Rgt.
Prem.-Lt. v. Blücher, v. Papstein vom 24. Inf.-Rgt. als Kompanie-Führer.
Sec.-Lt. v. Großmann vom 24. Inf.-Rgt. als Kompanie-Führer.
Bataillons-Arzt: Dr. Pahl.
Rechnungsführer: Feldwebel Gertz.

Infanterie 1. Aufgebots.

Hauptmann v. Arnim.
Prem.-Lts.: Greiner, v. Münchow.
Sec.-Lts.: Büsching, Steinkopf, Staats, Keibel I, Laßner, v. Siedmogrodzki, Hohenthal, Karbe, Collas, Laß, v. Cranach, v. Arnim, v. Eickstedt, Cammerer, v. Wolff, Zerler, Wagener, Eisleben, Wauer, Matthias, Matthes, v. Schulz.

Artillerie 1. Aufgebots.

Sec.-Lts.: v. Wedell, Baer, Stoeßer, Keibel II.

Infanterie 2. Aufgebots.

Hauptmann Ulrich, v. Wedell-Parlow.
Sec.-Lts.: Fiebelkorn, Köhler, Walter, Schalt, Kalbersberg, Blumenthal.

3. Landwehr-Husaren-Regiment.

Kavallerie 1. Aufgebots II. Batl. (Prenzlau)

24. Landw.-Rgt.

Rittmeister v. Heuser.
Prem.-Lts.: v. Arnim, v. Boddin.
Sec.-Lts.: v. Winterfeldt, v. Holtzendorff, Saenger, Graf v. Schwerin, v. Haas, Keibel, v. Harlem, v. Arnim II, v. Saldern-Ahlimb, Praetorius.

2. Aufgebots.

Majors Graf v. Arnim, Graf v. Redern.

Ueber die damaligen Verhältnisse bei einem Landwehr-Bataillon erzählt uns ein Zeitgenosse von damals:

„Vor der Reorganisation der Preußischen Armee vom Jahre 1860 bestand eine Infanterie-Brigade aus einem Linien- und einem Landwehr-Regiment derselben Nr. Die Landwehr 1. Aufgebots war in jener Zeit also ein Teil der Feldarmee und ihre Friedensorganisation war so eingerichtet, daß es nur des Einziehens der Wehrleute bedurfte, um die Bataillone fix und fertig hinzustellen. In jedem Infanterie-Regiment gab es seit 1852 6 Hauptleute 3. Klasse, die sogenannten „Polka-Kapitäns", diese und die sechs ältesten Premier-Lieutnants waren als Kompanie-Führer zu den 3 Bataillonen des entsprechenden Landwehr-Regiments abkommandiert, wo sie in den Stabsquartieren des Bataillons mit Hilfe ihres Bezirks-Feldwebels das Meldewesen leiteten, die Kontrollversammlungen abhielten und somit schon den Mannschaften ihrer Kompanie im Frieden näher traten. Der Bataillonsstab war schon im Frieden vollständig organisiert; er bestand aus dem Kommandeur, der damals der Linie angehörte und in der Tour mit avancierte, einem als Adjutant herkommandierten Leutnant, einem Stabsarzt, einem Zahlmeister und verschiedenen Unteroffizieren und Gefreiten als Schreiber und Kammer-Unteroffizieren. Auch wurde durch die alljährlich im Frühjahr stattfindenden vierzehntägigen Landwehr-Bataillons-Uebungen, die im Standort des Bataillons-Stabes abgehalten wurden, dafür gesorgt, daß die Landwehr eine leistungsfähige, sofort einsatzbereite Truppe blieb. So eine Frühjahrs-Landwehr-Uebung war für die Stadt, die den Bataillons-Stab beherbergte, alljährlich ein wichtiges Ereignis, denn sie brachte vielen Geschäften und Bürgern reichlichen Verdienst, da die eingezogenen zahlreichen Offiziere, Unteroffiziere und Wehrleute, von denen viele recht wohlhabend waren, ihre Uebungszeit möglichst fidel und nett verleben wollten und daher ihr Geld nicht sparten." Die Reorganisation der Armee 1859/60 änderte diese Formation zugunsten des stehenden Heeres. Nach der Mobilmachung 1859, die im Hinblick auf einen etwaigen Krieg mit Frankreich befohlen war und nach dem Frieden von Villafranca zwischen Oesterreich und Frankreich wieder beendet wurde, begann die Reorganisation der Armee mit der Aufstellung von Landwehr-Stamm-Bataillonen am 28. 7. 1859. Auch in Prenzlau wurde, nach Entlassung der Wehrleute, aus den Friedensstämmen, abgegebenen Mannschaften der Linien- und Reserve-Bataillone und anfänglich einigen Jahrgängen zurückbehaltener Reservisten das „Landwehr-Stamm-Bataillon Prenzlau" aufgestellt, dessen Führung Major v. Mirbach, Kommandeur des Landwehr-Bataillons Prenzlau, übernahm. Am 5. 5. 1860 wurde dieses Bataillon dann II. Bataillon des 24. Kombinierten Infanterie-Regiments, am 4. 7. 1860 II. Bataillon Inf.-Rgt. 64. Die Kriegsbestimmung

der Landwehr änderte sich nun. Sie war von jetzt an als Reserve-Truppe für das aktive Heer bestimmt. An die Spitze der Landwehr-Bataillone traten jetzt inaktive Stabsoffiziere, die Stämme verschwanden, lediglich das nötige Schreiber-Personal blieb. Bataillons-Arzt und Zahlmeister traten zum Inf.-Rgt. 64 über, ihre Stellen kamen in Fortfall. Als ersten inaktiven Kommandeur finden wir seit 1860 Major z. D. v. Przysiecki. Als Adjutant fungierte 1860 bis 1872 der Prem.-Lt., spätere Hauptmann der Landwehr-Inf. v. Falkenhayn. Stabs-Quartier blieb nach wie vor Prenzlau, Kompanie-Stationsorte für 2 Kompanien Prenzlau und für je eine Templin und Angermünde. 1864 und 1866 war das Landwehr-Bataillon nicht mobil. Am 1. 1. 1868 erfolgte eine Neu-Einteilung der Landwehr-Regimenter. Sie waren von nun an nur noch 2 Bataillone stark. Das Landwehr-Bataillon Prenzlau wurde II. Bataillon (Prenzlau) 8. Brandenburgisches Landwehr-Rgt. 64, dessen I. Bataillon in Ruppin stand. Kommandeur des Bataillons wurde für den 1867 zum neugebildeten Landwehr-Bataillon Wiesbaden versetzten Major v. Przysiecki, Oberstleutnant z. D., seit 1868 Oberst z. D. v. Zaborowski. Major v. Tippelskirch, Führer des 2. Aufgebots, hatte schon 1866 den Abschied genommen. Seine Stelle ging ein. Die Offiziere der Landwehr-Kavallerie wurden von nun an nach endgültiger Auflösung der Landwehr-Kavallerie-Regimenter wieder bei den Landwehr-Bataillonen geführt. Sie erhielten eine einheitliche Uniform. 1868 erfolgte die Einführung des Reserve-Offizier-Korps. Diese Reserve-Offiziere wurden in der gedruckten Rangliste bis 1872 bei den betreffenden Landwehr-Bataillonen, seitdem besonders bei den verschiedenen Regimentern usw. aufgeführt. Das Offizier-Korps des Landwehr-Bataillons Prenzlau war 1868 wie folgt zusammengesetzt:

Bataillons-Kommandeur: Oberst z. D. v. Zaborowski,
Adjutant: Hauptmann der Landwehr-Inf. v. Falkenhayn.

Reserve:

Sec.-Lt. Jahn, von der Reserve Kür.-Rgt. 6.
Sec.-Lt. Heller II, von der Reserve Train-Btl. 3.

Landwehr.

Infanterie:

Hauptmann v. Falkenhayn, Holtz.
Prem.-Lts. Karbe, Scherl.
Sec.-Lts. Menz, v. Arnim I, Collin II, Grieben, Tancré, Consentius, Wiede, Meyer, Woelfert, v. Wedell-Parlow, Heller I.

Kavallerie:

Sec.-Lts. König, Collin I, Fiebelkorn, William, v. Arnim II, Schmidt, Weinstrauch, v. Heyden, Barthold.

Artillerie:

Sec.-Lts. Heydebreck, Weyde, Chambeau.

Pioniere:

Sec.-Lt. Steinbart.

Aerzte:

Reserve:

Assistenz-Arzt Dr. Görlitz m. d. Rang als Prem.-Lt.
Assistenz-Arzt Dr. Schwartz.

Landwehr:

Assistenz-Aerzte: Dr. Grosser, Dr. Jacob, Dr. Giese.

1870 wurden auch die beiden Bataillone des 64. Landwehr-Regiments mobil, sie bildeten zusammen mit denjenigen des 24. Landwehr-Regiments das 4. kombinierte Brandenburgische Landwehr-Rgt. unter Oberst z. D. v. Krohn und nahmen in diesem Verbande am Kriege 1870/71 teil. — Nach dem Kriege standen dann als Kommandeur an der Spitze des Landwehr-Bataillons Prenzlau nach dem Tode des Oberst v. Zaborowski 1882: Oberst z. D. Lueder bis 1890. Adjutanten waren seit 1872 nach dem Rücktritt des Hauptmanns v. Falkenhayn Prem.-Lt. Schallehn vom Inf.-Rgt. 20 bis 1875, von da ab vom Inf.-Rgt. 64 hierher kommandiert, Sec.-Lt. Götz bis 1878, Prem.-Lt. v. Wunsch bis 1881, Prem.-Lt. v. Wietersheim bis 1884, Sec.-Lt. Lindenberg bis 1886, Sec.-Lt. v. Jena bis 1888. Seit 1882 war eine 5. Kompanie, Stationsort Templin, beim Bataillon gebildet. Die Wehrordnung vom 22. 11. 1888 führte eine neue Bezeichnung der Landwehr-Bataillone ein, sie hießen nun Landwehr-Bezirk, also hier „Landwehr-Bezirk Prenzlau". Das Offizier-Korps desselben war 1888 folgendes:

Bez.-Kommandeur: Oberst z. D. Lueder.
Adjutant: Sec.-Lt. v. Jena, vom Inf.-Rgt. 64.
Bezirks-Offizier: Prem.-Lt. Raettig v. d. Landwehr-Inf. (Prenzlau).
Bezirks-Offizier: Prem.-Lt. Thomas v. d. Landw.-Inf. (Templin).

Infanterie:

Prem.-Lts. Raettig, Thomas, Wodrig, Neumann, Wieser.
Sec.-Lts.: Fischer, Köhn, Scherz, Deselaers, Dietrich, Mach, Cleve.

Jäger:

Sec.-Lt.: Saenger.

Kavallerie:

Major Graf v. Arnim.
Prem.-Lt. Schmidt.
Sec.-Lt. Stege.

Feldartillerie:

Hauptmann Dethier.
Sec.-Lt. Lueder.

Sanitäts-Offiziere:
Reserve:

Assistenz-Aerzte I. Klasse: Dr. Gerhardt, Everth, Dr. Bailleul, Dr. Caspari.

Landwehr:

Oberstabsarzt II. Klasse: Dr. Dziekanski.
Assistenz-Aerzte I. Klasse: Dr. Brunck, Dr. Rudeloff, Dr. Sieber.

Die Kompanie-Stations-Orte erhielten nun die Bezeichnung: Hauptmeldeamt Prenzlau, Meldeamt Templin und Meldeamt Angermünde. Seit 1889 wurden auch als Bezirks-Offiziere inaktive Offiziere bei den Landwehr-Bezirken eingestellt, hier Hauptmann z. D. seit 1890 Major z. D. v. Lyncker in Templin und Hauptmann z. D. v. Versen in Angermünde. Als Bezirks-Kommandeure standen an der Spitze des Landwehr-Bezirks sodann seit 1890 Oberstleutnant z. D. v. Schrader, seit 1896 Major z. D.

v. Pfuhl, seit 1899 Oberstleutnant z. D. v. Hennigs, seit 1906 Oberst z. D. du Plessis, seit 1911 Oberst z. D. v. Eschwege. Adjutanten, vom Inf.-Rgt. 64 kommandiert, waren Prem.-Lt. Fromme bis 1891, Prem.-Lt. Kliefoth bis 1894, Sec.-Lt. Booth bis 1895, Sec.-Lt. Segond v. Banchet bis 1898, Sec.-Lt. v. Sobbe bis 1900, Oberleutnant Kuhlmey bis 1903, Lts. Rehfeld bis 1906, Apelt bis 1909, Ende bis 1912, Hildebrand bis 1913, zuletzt Oberleutnant v. Herzberg. Bezirks-Offiziere in Templin waren seit 1902, nachdem Major z. D. v. Lyncker den Abschied genommen hatte, Major z. D. Arnhold bis 1908, Major z. D. Michaelis bis 1910, Major z. D. v. Thümen bis 1917, Major z. D. Hartmann bis 1918, zuletzt Hauptmann z. D. Becker. In Angermünde folgte dem Hauptmann z. D. v. Versen 1891 Major z. D. Bitz, 1899 Hauptmann z. D. Fließ, 1902 Hauptmann z. D. Walther, 1907 Major z. D. v. Warnsdorff, 1909 Major z. D. Roeschke, 1915 Major z. D. Buchholtz. Beim Hauptmeldeamt Prenzlau wurde 1897 Rittmeister z. D. Hennig als Bezirks-Offizier angestellt, ihm folgte 1898 Rittmeister z. D. v. Blücher, 1900 Hauptmann z. D. v. Harbou, 1901 Hauptmann z. D. Arnhold, 1902 Major z. D. Graf Finck v. Finckenstein, 1910 Major z. D. Malue. 1901 wurde dem Landwehr-Bezirk in Prenzlau ein Pferde-Vormusterungs-Kommissar, der Rittmeister z. D. Bieneck, zugeteilt. Derselbe wurde jedoch 1902 der 6. Kav.-Brigade direkt unterstellt.

Um die Jahreswende 1910 bis 1911 unterstanden dem Landwehr-Bezirk Prenzlau folgende Reserve- und Landwehr-Offiziere:

Infanterie:

Hauptmann der Landw.-Inf. Donath (Zollinspektor in Schwedt a. O.).
Hauptmann der Landw.-Inf. Hartung (Postdirektor in Prenzlau).
Oberleutnant der Landwehr-Inf. v. Wedel (Landwirt in Luisenfelde bei Templin).
Oberleutnant der Res. Inf.-Rgt. 18 Braun (Rechtsanwalt in Schwedt a. O.).
Oberleutnant der Res. Inf.-Rgt. 48 Ebell (Amtsrichter in Schwedt a. O.).
Oberleutnant der Landw.-Inf. Jürgens (Postinspektor in Prenzlau).
Oberleutnant der Res. Füs.-Regt. 37 Thielbörger (Amtsrichter in Prenzlau).
Oberleutnant der Res. Gren.-Rgt. 3 Pauckstadt (Oberförster in Zehdenick).
Leutnant der Landw.-Inf. Ruge (Gutsbesitzer auf Friedrichshof bei Rossow).
Leutnant der Res. Inf.-Rgt. 71 Wieacker (Bürgermeister in Prenzlau).
Leutnant der Res. Inf.-Rgt. 148 Wilberg (Eisenbahn-Stations-Vorsteher in Templin).
Leutnant der Res. Inf.-Rgt. 167 Püttgen (Amtsrichter in Angermünde).
Leutnant der Garde-Landw.-Inf. Graf zu Eulenburg und Hertefeld (Pächter von Liebenberg, Kreis Templin).
Leutnant der Landw.-Inf. Spangenberg (Apotheker in Lychen).
Leutnant der Res. Inf.-Rgt. 140 Lozoreit (Apotheker in Joachimsthal).
Leutnant der Res. Gren.-Rgt. 2 Schmidt (Rechtsanwalt in Prenzlau).
Leutnant der Res. Inf.-Rgt. 66 Warncke (Pächter von Neu-Temmen bei Ringenwalde).
Leutnant der Landw.-Inf. Hoffmeister (Chemiker in Prenzlau).
Leutnant der Res. Inf.-Rgt. 64 Neumann (Landwirt in Blindow bei Prenzlau).
Leutnant der Res. Inf.-Rgt. 65 Buchholz (Regierungs-Baumeister in Liepe).
Leutnant der Landw.-Inf. Henning (Rentmeister in Angermünde).
Leutnant der Res. 2. Garde-Rgt. z. F. v. Holtzendorff (Kaufmann in Wilsickow).
Leutnant der Res. 4. Garde-Rgt. z. F. Nagel (Landwirt in Linchenshöhe bei Strasburg).
Leutnant der Res. Inf.-Rgt. 78 Rahardt (Referendar in Prenzlau).
Leutnant der Res. Inf.-Rgt. 64 v. Köhler (Landwirt in Lichtenhain bei Boitzenburg).

Jäger:

Hauptmann der Landw.-Jäger Newrzella (Oberförster in Neuhaus bei Greiffenberg).
Oberleutnant der Res. Jäger-Batl. 5 v. Winterfeld (Administrator in Neuenfeld bei Züsedom).
Leutnant der Res. Jäger-Batl. 14 Gleim (Forstassessor in Gramzow).
Leutnant der Res. Garde-Jäger-Batl. v. Buch (Landwirt in Stolpe a. O.).
Leutnant der Res. Jäger-Batl. 3 Lieder (Rechtsanwalt in Schwedt a. O.).
Leutnant der Res. Jäger-Batl. 5 Biensfeldt (Forstreferendar in Chorin).

Kavallerie:

Rittmeister der Landw.-Kav. Nölting (1. Staatsanwalt in Prenzlau).
Rittmeister der Res. Rgt. Garde du Corps Graf v. Arnim (Fideik.-Herr auf Zichow bei Gramzow).
Rittmeister der Res. Rgt. Garde du Corps Graf v. Arnim-Boitzenburg (Majoratsherr auf Boitzenburg).
Rittmeister der Res. Dragoner-Rgt. 2 Wendland (Gutsbesitzer auf Kraatz bei Fürstenwerder).
Rittmeister der Res. 1. Garde-Dragon.-Rgt. v. Arnim (Majoratsherr auf Suckow, Kr. Templin).
Oberleutnant der Landw.-Kav. Warnecke (Landwirt in Bartelshof bei Fürstenberg).
Oberleutnant der Landw.-Kav. v. Arnim (Gutsbesitzer auf Rittgarten bei Prenzlau).
Oberleutnant der Res. Küraß.-Rgt. 2 Frhr. v. Maltzahn (Landrat in Prenzlau).
Oberleutnant der Res. Dragon.-Rgt. 2 v. Wedel (Landwirt in Kutzerow bei Holzendorf).
Oberleutnant der Res. Dragon.-Rgt. 15 Ziegler (Pächter der Dom. Grimnitz bei Joachimsthal).
Oberleutnant der Res. Küraß.-Rgt. 2 v. Winterfeld (Landwirt in Damerow bei Rechlin).
Oberleutnant der Res. Küraß.-Rgt. 2 v. Arnim (Fideik.-Herr auf Kröchlendorff, Kr. Templin).

Oberleutnant der Ref. Dragon.-Rgt. 10 Winter (Oberförster in Chorin).

Oberleutnant der Ref. Ulanen-Rgt. 10 Steinicke (Gutsverwalter in Seehausen bei Prenzlau).

Leutnant der Ref. Dragon.-Rgt. 16 v. Winterfeld (Landwirt in Felchow bei Angermünde).

Leutnant der Landw.-Kav. Sack (Kaufmann in Liepe).

Leutnant der Ref. Küraff.-Rgt. 7 v. Arnim (Plantagen-Besitzer in Oft-Afrika).

Leutnant der Ref. Grenadier-Rgt. z. Pferde 3 Steinicke (Landwirt in Seehausen bei Prenzlau).

Leutnant der Ref. Husaren-Rgt. 3 Türcke (Gutsbesitzer auf Horst bei Prenzlau).

Leutnant der Ref. Küraff.-Rgt. 1 Graf v. Arnim (Pächter von Groß-Sperrenwalde bei Gollmitz).

Leutnant der Ref. Ulanen-Rgt. 3 Stoewahs (Max) (Landwirt in Bröllin bei Pasewalk).

Leutnant der Ref. Dragon.-Rgt. 17 Stever (Pächter von Gr.-Kölpin bei Milmersdorf).

Leutnant der Ref. Husaren-Rgt. 2 v. Stülpnagel (Gutsbesitzer auf Grünberg bei Brüssow).

Leutnant der Ref. Küraff.-Rgt. 2 Satow (Landwirt in Rollwitz bei Pasewalk).

Leutnant der Ref. Ulanen-Rgt. 3 Stoewahs (Wilhelm) (Landwirt in Bröllin bei Pasewalk).

Leutnant der Ref. Husaren-Rgt. 3 v. Arnim (Pächter von Mürow bei Angermünde).

Leutnant der Ref. Dragoner-Rgt. 13 Feuerherm (Referendar in Gransee).

Feldartillerie:

Hauptmann der Landw.-Feldartillerie Meyer (Pächter von Stolzenhagen bei Lüdersdorf).

Hauptmann der Landw.-Feldartillerie Knuft (Pächter von Stendell bei Passow).

Hauptmann der Garde-Landw.-Feldartillerie Ziedrich (Amtsrichter in Prenzlau).

Oberleutnant der Ref. Feldart.-Rgt. 53 Linde (Direktor in Prenzlau).

Oberleutnant der Garde-Landw.-Feldartillerie v. Arnim (Gutsbesitzer auf Blankensee bei Gerswalde).

Oberleutnant der Landw.-Feldartillerie Meischeider (Landwirt in Rutenberg bei Lychen).

Oberleutnant der Ref. Feldart.-Rgt. 53 Siegelkow (Fabrikbesitzer in Zehdenick).

Oberleutnant der Garde-Landw.-Feldart. v. Arnim (Gutsverwalter in Criewen bei Schwedt a. O.).

Oberleutnant der Ref. Feldart.-Rgt. 3 Schuster (Apotheker in Zehdenick).

Oberleutnant der Ref. Feldart.-Rgt. 17 Schlegel (Oberförster in Grimnitz bei Joachimsthal).

Oberleutnant der Ref. Feldart.-Rgt. 44 Duske (Amtsrichter in Oderberg).

Oberleutnant der Landw.-Feldart. Blumenthal (Wasserbauinspektor in Schwedt a. O.).

Oberleutnant der Landw.-Feldart. Knuft (Pächter von Parmen bei Fürstenwerder).

Oberleutnant der Ref. Feldart.-Rgt. 11 Troft (Staatsanwalt in Prenzlau).

Leutnant der Landw.-Feldart. Kuhlmey (Ziegeleibesitzer in Zehdenick).

Leutnant der Ref. Lehr-Rgt. der Feldart.-Schießsch. Stackebrandt (Ziegeleibesitzer in Zehdenick).

Leutnant der Ref. Feldart.-Rgt. 53 Hertz (Landwirt in Kleptow bei Prenzlau).

Leutnant der Ref. Feldart.-Rgt. 55 Meyer (Landwirt in Wollenthin bei Prenzlau).

Leutnant der Ref. Feldart.-Rgt. 3 Bosselmann (Hugo) (Pächter von Sternfelde bei Angermünde).

Leutnant der Ref. Feldart.-Rgt. 17 Bosselmann (Ludwig) (Landwirt in Wilmersdorf bei Angermünde).

Leutnant der Ref. Feldart.-Rgt. 10 Mauersberg (Kreisbauinspektor in Templin).

Leutnant der Ref. Feldart.-Rgt. 71 Prohl (Ingenieur in Schwedt a. O.).

Leutnant der Ref. Feldart.-Rgt. 39 Buchholtz (Fabrikbesitzer in Bredereiche).

Leutnant der Ref. Feldart.-Rgt. 18 Sarrazin (Landwirt in Egarsee, Kr. Templin).

Leutnant der Ref. Feldart.-Rgt. 40 Schellert (Landwirt in Bruchhagen bei Greiffenberg).

Leutnant der Ref. Feldart.-Rgt. 33 Atzert (Architekt in Prenzlau).

Leutnant der Ref. Feldart.-Rgt. 74 Jordan (Rechtsanwalt in Prenzlau).

Leutnant der Ref. Feldart.-Rgt. 54 Stegemann (Referendar in Prenzlau).

Leutnant der Ref. Feldart.-Rgt. 62 Magnus (Referendar in Angermünde).

Fußartillerie:

Oberleutnant der Garde-Landw.-Fußart. Jarke (Gutsbesitzer in Dorettenhof bei Templin).

Pioniere:

Oberleutnant der Landw.-Pioniere Lindstädt (Wasserbauinspektor in Oderberg).

Train:

Oberleutnant der Ref. Train-Bataillon 2 Wäger (Kontrollinspektor in Prenzlau).

Oberleutnant der Ref. Train-Bataillon 17 Steinicke (Pächter der Dom. Weselitz bei Bietikow).

Leutnant der Ref. Train-Bataillon 2 Schwartz (Rechtsanwalt in Prenzlau).

Leutnant der Ref. Train-Bataillon 4 Rumpff (Landwirt in Zehdenick).

Leutnant der Ref. Train-Bataillon 3 Nieder (Gutsbesitzer in Hindenburg bei Templin).

Sanitäts-Offiziere:

Stabsarzt der Landwehr Dr. Heyer.
Stabsarzt der Landwehr Dr. Pannwitz.
Stabsarzt der Landwehr Dr. Jakob.
Stabsarzt der Reserve Dr. Raspe.
Stabsarzt der Reserve Everth.
Oberarzt der Reserve Riefenstahl.
Oberarzt der Reserve Dr. Nagel.
Oberarzt der Reserve Luckert.
Oberarzt der Reserve Dr. Gumz.

Veterinär-Offiziere:

Oberveterinär der Landwehr Beschorner.
Oberveterinär der Garde-Landwehr Kothe.
Oberveterinär der Landwehr Brincker.
Oberveterinär der Reserve Laasch.

Die Fahne des Landwehrbezirks Prenzlau, dem damaligen Bataillon 1815 verliehen, hat in der Spitze das Eiserne Kreuz und führt die Fahnenbänder der Kriegsdenkmünze für 1813—14 und 1815 und das Fahnenband in den Farben des Eisernen Kreuzes für 1870—71. 1905 wurde eine neue Fahne und derselben eine Fahnenbanderolle mit dem Namenszug W. II verliehen. Diese Fahne wurde 1914 von dem III. Bataillon des Reserve-Infanterie-Regiments 24 mit ins Feld genommen. Im Sommer 1915 ebenso wie alle anderen Fahnen in die Heimat gesandt, wird sie jetzt in der Garnisonkirche in Potsdam aufbewahrt.

Die Standarte des ehemaligen 2. Kurmärkischen Landw.-Kav.-Regts. ging 1852 an das 3. Landw.-Husaren-Rgt. in Rathenow über. Sie führte ebenfalls das Standartenband für 1813—14 und 1815 und das Eiserne Kreuz in der Spitze. Am 3. 6. 1860 kam sie, als das 3. Landwehr-Husaren-Regiment einging, in das Zeughaus in Berlin.

Gewaltig sind die Anforderungen an Mannschaften, die der Weltkrieg 1914—18 an den Landwehr-Bezirk Prenzlau stellte. Landwehr und Landwehr-Formationen für alle Truppengattungen erforderten ebenso wie die Einstellungen von Rekruten bei den Ersatztruppenteilen die Anspannung aller Kräfte. Im Weltkriege vertrat den im Felde stehenden Oberstleutnant v. Eschwege, der zuletzt Kommandeur des Inf.-Rgts. 333 war und 1931 als Oberst a. D. starb, als Bezirks-Kommandeur Major a. D. Graf v. Schwerin-Lemmersdorf.

Wir sind am Ende unserer Besprechungen aller derjenigen Truppenteile, die einst in Prenzlau, der uralten Soldatenstadt, beheimatet waren. Mit Stolz muß es jeden Prenzlauer erfüllen, daß sie alle von Anbeginn bis zum Ende des alten Heeres Ruhm und Ehre erwarben und in Friedens- und Kriegszeiten bewiesen, daß der uckermärkische Soldat ein Mann von echtem Schrot und Korn allezeit gewesen ist, und, das gebe Gott, auch alle Zeit bleiben wird.

Komm heim!

VON ERNA TAEGE.

Dort hörst du das brausende Leben
der ruhlosen, hastenden Zeit;
hier hör' ich die Stille weben,
hier wandelt die Einsamkeit.
Dort sind in den Nächten die Träume
von Sehnsucht nach Gärten schwer,
hier tragen schon bald die Bäume
das schwere Laub nicht mehr.

Hier haben die Tulpen im Garten
so einen innigen Duft;
dort mußt du in Mauern warten,
dieweil hier der Kuckuck ruft.
Dort mußt du dein Sehnen nähren
mit welkenden Blüten im Krug;
hier steht schon das Korn in Ähren
unterm taumelnden Falterflug.

O, laß doch die Straßen, die harten,
die steinernen, weit zurück!
O komm in den blühenden Garten,
O folge dem Ruf in das Glück!
Hör' doch, die Grillen singen
den ganzen Abend schon!
Du mußt es doch hören, das Klingen,
den silbernen, lockenden Ton!

Du mußt sie doch atmen, die kühle,
sehnende herbsüße Luft!
Du mußt es im Herzen doch fühlen,
wie dich der Frühling ruft
mit leuchtenden Blüten im Garten,
mit Düften und saftschwerem Grün!
Wie lange willst du noch warten?
Ach, laß nicht den Frühling verblühn!

Prenzlauer Bürgernamen im Mittelalter.

Von Dr. Karl Nagel.

Auch die Namen sind gewoben auf dem sausenden Webstuhl der Zeit. Das gilt von den beiden Namensarten, die wir tragen: von den Vornamen und den Sippennamen. Aufgabe der Sprachwissenschaft muß es sein, die Herkunft, Art und Verschlingung der einzelnen Fäden zu untersuchen, aus denen das bunte Gewebe der Namen zusammengefügt ist. Namen aber sind nicht nur Sprachgut, sondern sie sind Geschichtsdenkmäler, in denen eine jahrtausende alte Entwicklung ihren Niederschlag gefunden. Und doch sind sie nicht tote Denkmäler, sondern lebendige Spiegel, aus denen uns die Geschichte unseres Volkes mit hellen Augen anschaut. Wir tragen heute eine doppelte Benamung. Die Vornamen, einen oder mehrere, die unsere Eltern nach freier Entschließung uns mit auf den Lebensweg gegeben — und es ist nicht ohne Reiz, den Weg dieser Vornamengebung durch die sich wandelnden Zeiten zu verfolgen. Die Benennung mit einem Namen, dem Taufnamen, ist die ursprüngliche. Erst sehr viel später wird es im deutschen Lebensraum Sitte, diesem Taufnamen einen Sippennamen hinzuzufügen. Nur von diesen will dieser Aufsatz reden.

In den Familiennamen lebt die Familiengeschichte. Sowie heute der Sippenname die Glieder der Sippe zusammenschließt mit einer allen Menschen sichtbaren Klammer, so schließt er auch durch den Ablauf der Jahrhunderte hindurch die aufeinanderfolgenden Geschlechter aneinander. Die Namen sind darum das tragende Gerüst der Familiengeschichte. Aber der Kreis weitet sich: in den Bürgernamen lebt die Geschichte unserer Stadt und unserer Heimat, darüber hinaus die Geschichte unseres Volkes in ihren vielfachen Verästelungen.

Prenzlauer Bürgernamen wollen zu uns reden. Namen also von Menschen, die vor uns durch die Straßen unserer Stadt gingen, hier ihr Werk und Wesen hatten, in unseren ehrwürdigen Kirchen beteten und in ihrem Schatten zur letzten Ruhe gebettet wurden.

Wir kennen die Namen der Männer, die 1234 vom Pommernherzog Barnim den Auftrag erhielten, aus den Siedlungsanfängen, die hier seit Jahren emporzublühen begannen, eine Stadt mit deutschem Recht zu schaffen. Sieben Bürger aus Stendal sind es. Alle sieben führen in der Urkunde noch keinen Sippennamen, sondern sind nur bezeichnet mit ihrem Taufnamen und heißen: Walter, Jordan, Willekin, Esyko, Henricus, Helyas und Paulus. Als Zeugen benennt die Urkunde drei Priester, die ebenfalls ohne Familiennamen sind und Paul, Bartholomäus und Rudolf heißen. Auch die pommerschen Adligen, die als Zeugen in dieser für uns so denkwürdigen Urkunde erscheinen, führen keine Sippennamen. Ein einziger hat zwei Namen: Andreas „Mozkvt", der durch diesen Zusatz unterschieden wird von dem gleich darauf folgenden „anderen Andreas". Wir können daraus mit aller Vorsicht den Schluß ziehen, daß damals also bei uns Familiennamen im allgemeinen noch ungebräuchlich waren, daß man sich vielmehr mit einem Namen, dem Taufnamen, begnügte.

Eine größere Zahl von Prenzlauer Bürgernamen begegnet uns dann in drei Urkunden der Jahre 1282, 83, 87. Hier werden ganz deutlich Ritter (milites) und Bürger (burgenses) von einander unterschieden. Bei den Rittern treffen wir Namen wie Bertram von Benz, Betheko von Eickstedt, Johann von Stegelitz, der Hof-Bannerträger war, Hasso von Wedel, Heinrich von Belling, Busso von Kocstede, Willekin von Kerkow. Uckermärkische Dörfer haben ihnen den Namen gegeben, der Familienname bezeichnet hier also deutlich die Herkunft und den Besitz. Das Wörtlein „von" ist damals noch nicht das Zeichen ihrer ritterlichen Würde, denn auch die Bürger werden mit diesem „von" nach ihrer Herkunft mit dem Ortsnamen ihrer Heimat bezeichnet. Der Bauernsohn Hans zieht aus Rollwitz nach Prenzlau und heißt hier zum Unterschied von vielen andern, die denselben beliebten Taufnamen tragen, Hans von Rollwitz, späterhin kurzerhand Hans Rollwitz.

So treffen wir denn um bald nach 1300 fast alle uckermärkischen Ortsnamen als Prenzlauer Bürgernamen wieder. Schon 1283 finden wir mit der Herkunftsbezeichnung „de" = von Johann von Penkun, Heinrich von Seehausen, Johann von Zehdenick und auch damals schon Heinrich von Bismark. Diese Bürgerfamilie Bismark, die sich wahrscheinlich nach dem vorpommerschen Dorfe gleichen Namens benannte, hat lange in Prenzlau geblüht und war zu Reichtum und Ansehen gekommen. Das geht aus den reichen Meß-Stiftungen hervor, die sie zu machen in der Lage war. Heinrich von Bismark stiftete zusammen mit dem Bruder seiner Frau Elisabeth, dem Priester Heinrich von Gatow, am 9. Februar 1299 in unserer St. Jacobi-Kirche einen Marienaltar, den er mit drei Hufen Land ausstattete. Seine Söhne beteiligten sich an einer weiteren Stiftung zu Ehren des heiligen Bartholomäus, ebenfalls in St. Jacobi, mit täglicher Messe. Einen Zusammenhang mit der Familie des Reichskanzlers nehme ich nicht an.

In den Urkunden der 80er Jahre des 13. Jahrhunderts erscheinen nun aber auch schon sehr bald neben den Herkunftsnamen ganz anders geartete Sippennamen, nämlich die Berufsnamen, von denen zunächst noch fließend ist, ob sie wirklich nur den Beruf angeben wollen, oder schon zu feststehenden Sippennamen geworden sind. So begegnet uns ein Conrad Vinitor. Vinitor heißt der Winzer. Es erscheint Johann Faber (= Schmied). Kann man hier noch im Unklaren sein, ob diese Bezeichnungen Berufsangaben oder schon feste Familiennamen sind, so ist bei dem in derselben Urkunde vorkommenden Namen der Brüder Johann und Heinrich Halfpape die Sache nach meiner Meinung eindeutig: hier liegt ein fester Familienname bereits vor. In ebendieser Urkunde gibt es andrerseits noch Bürger ohne Sippennamen: die beiden Brüder Theodor und Heiso, die Kürschner waren. Sogar noch weit später

treffen wir in den Urkunden auf Bürger, die noch ohne Sippennamen auskamen. 1308 wird ein Bürger namens Walter erwähnt. Das Privileg für die jetzige Grüne Apotheke wird 1309 ausgestellt für Walter den Jüngeren, Bürger in Prenzlau. Es wird 1329 erneuert für Johannes, den Sohn Walters. Eine weitere Beobachtung ist sehr merkwürdig; die Sippennamen sind noch keineswegs fest. Brüder haben verschiedene Namen. Arnold von Colene macht 1316 eine Meßstiftung. Dieser Name hat übrigens in Prenzlau lange geblüht. Er ist wie so viele andre ein Herkunftsname, von dem altmärkischen Dorf Calene (bei Osterburg) genommen. An dieser Meßstiftung beteiligt sich sein Bruder. Dieser heißt Johannes Brabant. Wir sehen: die Namen sind noch fließend. Ortsnamen bleiben noch lange Zeit vorherrschend; 1305 nennt eine Urkunde als Prenzlauer Bürger u. a.: Thydemann von Rudow, Thydekin von Crevesee, Sivekin von Landin, Segher von Angermünde, Thidekin von Angermünde, Heinrich von Bertikow, Luderus von Kranichpfuhl, daneben den Kürschner Bruno und den Schulzen Menso. Allmählich erscheinen fast alle uckermärkischen Dörfer. Bezeichnend ist eine Zusammenstellung der Namen des Prenzlauer Rates aus dem Jahre 1440. Unter den 10 Namen sind nicht weniger als 7 solche Herkunftsnamen von unsern Dörfern Göritz, Klinkow, Weggun, Schönwerder, Kleptow, Damerow, Schenkenberg. Die drei übrigen Ratmannen heißen: Steffen, Köppen, Neumann. 1460 sind Gildemeister: Johann Jagow, Nicolaus Lübbenow, Johann Polzow, Achim Friesack. Das die Herkunft anzeigende „von" wird um diese Zeit dem Namen im allgemeinen nicht mehr vorgesetzt.

In den folgenden Zeiten wird das Bild der Sippennamen bunter und mannigfaltiger. Wir haben nicht nur Namensverzeichnisse der Ratsherren und des Patriziats, auch die breiten Massen der städtischen Bevölkerung treten vor unsern Blick. 1383 trifft die Prenzlauer Schmiedezunft Bestimmungen über ihren Altar in der St. Johannis-Kapelle. Vorzeiten, so stellt diese Urkunde fest, seien in Prenzlau Schmiede gewesen; Hans Holenbeck, Clawes Damerow, Clawes Jagow, Hans mit dem Barte, Thomas Templin, Hans Hammer, ein Kleinschmied, Nagel, ein Messermacher, und Peter Messermacher (Meßmecker). Hierbei ist die Beobachtung interessant, daß bei Nagel das Wort Messermacher Berufsbezeichnung ist, während bei dem letztgenannten die Berufsbezeichnung bereits Familienname geworden ist. Aus dem Jahre 1471 kennen wir die Namen sämtlicher Prenzlauer Schuhmacher.

Ich setze die Liste hierher. Die Schuhmacher heißen:

Henning Kiritz, Jakob Seelübbe, Albrecht Schönfeld, Peter Tank, Walter Seelübbe, Mattheus Rulow, Peter Angermünde, Kurt Klinkebeil, Peter Jagow, Claus Becher, Hermann Weselitz, Clawes Weser, Claus Belnitz, Stephan Klinkebil, Peter Pul, Claus Brüsenwalde, Jakob Busche, Paschen Ruluitz (= Rollwitz), Hans Drusedow, Peter Tuse, Hans Dangkwart, Arndt Wulkow, Achim Hasse, Arndt Gerdes, Friedrich Rubnow, Kersten Maligk.

Eine sehr ertragreiche Quelle für die Erforschung Alt-Prenzlauer Bürgernamen ist das „Landbuch" von 1375. Wir verdanken es dem deutschen Kaiser Karl IV., jenem tüchtigen Herrscher, der in Prag den Hradschin und die Karlsbrücke baute, der die Elbe schiffbar machte und in Tangermünde Bauten von unvergänglicher Schönheit schuf. Er gewann 1373 die verwahrloste Mark Brandenburg von den Wittelsbachern und ließ sofort zur Ordnung der Finanzen das für unsere Forschungen so wertvoll gewordene Landbuch aufnehmen. Vielen Prenzlauer Bürgern begegnen wir auf den Seiten dieses Buches als Besitzern von Grundstücken, Pächten und Abgaben. Wir treffen wieder die Geschlechter Halfpape, Bismark, Schenkenberg, und begegnen daneben manchem Namen, der in der Stadtgeschichte auch sonst eine Rolle gespielt hat, wie Eghart Melmeker, oder den reichen Henning Hoppe, dessen Sohn der Magister Franz Hoppe war, Dekan des hiesigen Kalands, dessen großzügiges Testament uns erhalten ist und einen interessanten Einblick in das kirchliche Leben unserer Stadt gibt (1442).

Die Reformation bedeutet das Ende des Mittelalters. Sie wurde 1543 in Prenzlau durchgeführt. Die Ueberführung in die neuen Verhältnisse machte eine genaue Bestandsaufnahme des bisherigen kirchlichen Besitzes nötig. Es wurde ein genaues Register aller Pächte, Zinsen, der Meßstiftungen und geistlichen Lehen aufgenommen und dabei alle Schuldner und Pächter namentlich aufgeführt. Rund 250 Prenzlauer Bürgernamen bringt uns dieses Verzeichnis zur Kenntnis und wird somit zu einer reichen Quelle der Familienkunde, die noch der Veröffentlichung und Ausschöpfung harrt.

Kameraden.

Grüßet die blauende Welt,
Schulter an Schulter gestellt,
Kameraden, stürmet den Tag!

Wachet, dem Feind seid Gericht,
Kämpfen ist gläubige Pflicht.
Kameraden, Leben heißt Kampf!

Stehet zum Dienste bereit,
füget die kommende Zeit.
Kameraden, bauet das Reich!

Unser die heilige Saat,
unser die einende Tat.
Kameraden, unser der Sieg!

W. Groß.

Krüſcho Knarrhöbel hett 'n Säul.

En kort Vertellſel mit en ſpoßigen Anfang un en ärnſthaftig Enn.

Van Ernſt Ziemendorf.

„Krüſcho Knarrhöbel hett 'n Säul! Krüſcho Knarrhöbel hett 'n Säul!" Dormit kamm he angedrafft, Fritz But. „Krüſcho" — „Jong", ſeggt ſien Mudder, „wat brenſcht du dä! Di Voder hett jo ok 'n Sul,[1]) hett jo dre Stück. Mit 'n Finger kann he doch de Löcher nich dörch 't Lära peeken, wenn he di en Por Kurkel mokt, urra mi en Por Tüffel urra ſich en Por Hölterſöligen! Un Schooſter Trampelfoot, de hett ſe jo dutzendwieſ." „Krüſcho Knarrhöbel hett awer 'n Säul! Ick kann di ſegg'n, ſo hoch!" Un he wieſt en Arm lang weg öwer ſien egen Kopp, de Knirps. „Eben ſind ſe van d' Stadt komm'n un hebb'n ſ' aflod't. Un Fritz Höwk ſeggt, ſe weggt god un gärn ehr dre Zentner. Krüſcho Knarrhöbel hett 'n Säul!"

Krüſcho Knarrhöbel hett 'n Säul! Dat bleew en Woort in 't Dörp. Krüſcho was Döſcher bi 'n Buern, un döſcht upp 'n ſößteinſten Schäpel, ſo as de annern Döſchers ok. To Wihnachten rümm, wenn he een Taß leddig kloppt harr, denn ſchmeet he ees en por Schäpel mit upp denn' Kornwogen, denn' de Buer noh d' Stadt ſchickt un föhrt mit, ſo as de annern ok. Dor würr denn en bäten bi 'n Wihnachtsmann beſtellt un ok ſüſſ noch dit un dat inköfft. En klei Bütt Branntwien, Seep un Soda, Kaffeebohn un Zichurien, Piepentobak un all ſo wat. So möken ſe dat all, wenn de Kröger in 't Dörp ſich ok doräwer argern där. Nu harr Krüſcho awer, as ſe dat upp Hochdütſch nömen dohn, en Leidenſchaft. Nich, dat he tovăl roken där, as Piepenſchult, de ſien Piep blos in d' Kirch utgohn leet, urra tovăl priemen där, as Spuckſtoffel, de ümmer erſt en Knuppen inſchlög, ehr he en Schwarten gegen de Backtähn ſchöw, urra tovăl Branntwien ſöp, as Schooſter Trampelfoot, de blos ümmer turkeln där 't morgens, wenn he noch nüchtern weer, urra dat he denn' ganzen utgeſchlogen Sünndag mit de Angelrod an 'n See ſtund, as Michel Molt. Nä, dat keem all nich in Frog, ok dat Kortenſpälent nich. Krüſcho ſien Leidenſchaft weeren de Oxionen. Wenn ut 't Dörp een noh Amerika treckt — un dat keem dunntomol öfters ees vör —, denn weer he de erſter an de Spritz un güng nich eher van de Städ, bett dat letzt oll Klapperkroom utboden weer. Un müßt he ees noh d' Stadt rin, denn ſorgt he ſich all doglang vörher af, of nich en richtig Oxion dorbi ruttoholen weer. He ging jo nich hen, üm wat to köpen. I bewohr! Bloß dorbi ſtohn wull he un tohorken un tokiken. Awer, wett de Kuckuck! Jedesmol wenn he dor weg gohn dohn där, harr he doch köfft. Un wat harr he köfft! Van de Dörpoxionen, dat leet ſich wenigſtens noch in 'n Oben ſtäken, urra de Lumpenföhrer Schubbel nehm 't mit. Awer van de Stadtoxionen, wat harr he dor nich all an 'n Huſ' bröcht. Ees weer 't en oll Näjmaſchin, een van de erſten, de en anſchlägſchen Kopp ruttüftelt harr. Erſatzſtücke geew dat dorto längſt nich mehr, un Fritz Höwk, de Grotſpänner, de ſe noher upploden helpen müßt, de harr jo dunn ſeggt, he harr dat Gewäſ toerſt för 'n Foderſchniedlod holl'n. Na, Fritz, de red't ümmer gärn en bäten queröwer.

En anner Mol kamm he mit en ollen Gaskoker an. Ok en ſehr nützliches Inſtrument bi de Gasverſorgung upp 'n Lann'n dunntomol. „Ick dacht för ſpäderhen", ſeggt he to ſien Ollſch ganz benaut, as ſe dat Ding mit en ganz allgemeinen Ehrentitel benöm där un frög, wat dat füll? 't letzt harr he en Zylinnerhoot anbröcht. So 'n Schoſtienfegerhelm harr he all ümmer to gärn ees hebb'n wullt. Dat gaw doch bi Kindlbeer un Hochtid un Gräwnis en ganz anner Anſeh'n, wenn ener ſo 'n Hoot upp en Kopp harr. Denn, ſo as de Mann utfüht, ſo wart em de Woſt brod't. Was all 'n bitſchen oltmodſch, füſſ awer recht ſchön ſchwart un blank, dat Bieſt. Bloß ſchod, Krüſcho harr dat Motnehmen uter acht loten, as he dorupp mitboden harr. As he to Hus nu upprobeeren wull, müßt he faſtſtellen, dat de Schwarter för ſien uckermarkſchen Dickkopp to knapp was. Bi dat Paſſen un Tucken — de oll Hoot was öllersſchwack — rietſch, ſatt de Pott zwors wiß upp denn' Kopp, awerſten de afgeringelt Kremp leeg Krüſcho'n upp de Schullern. Wat nu? Handwarkslüd, de en Zylinner to flicken verſtohn dären, gew dat in 't Dörp nich, denn anſchweeßen, anlöden, anliemen leet ſich de Kremp kum. Un nohſten hett Mudder Knarrhöbelſch in denn' ſchönen ſchwartſieden. Zylinnerhoot ümmer ehr Höhnerfoder to ſtohn hat.

Krüſcho Knarrhöbel ſeet werra mol boben upp dat Fora Korn, de Föt in 'n Häckſelſack, en oll Perddeck üm 't Liev, de Piep in 'n Glumm. Fritz Höwk in 'n Sodel knallt forſch mit de Pietſch, un ſo ſtuckerten ſe upp dat Stadtdor to. Vör 't Dor linker Hand, dor ſtohn en por Hüſer, niemodſch, in 'n Gor'n mit Boom- un Struckwark dorüm. Villen ſeggen de Lüd dorto. Eent dorvan hört oll Aptheker Schwartkoppen. Dat heet, dat hett em hört. Vör 'n Wochener veer is he uttreckt, rin in een van de oll ganz engen quoden Klabbuſen, in de wi to goderletzt all Quarteer nehm müdd'n, de riken Apthekers ſowoll as de armen Döſchers. Vör dat Apthekerhus in 'n Vörgor'n, dor ſtünd en Hümpel Lüd. Prr! ſeggt Fritz Höwk, wiſt mit denn' Pietſchenſtock röwer, kikt ſich üm un ſeggt: „Krüſcho, dor is Oxion!" Krüſcho rut ut denn' Häxelſack un de Perddeck, ſo fix as dat mit denn een ingeſchlopen Fot un mit dat ſtifgeſäten Krüz gohn wull, van denn' Wogen runn un hen, wo de Hümpel Minſchen ſtund. Richtig, dor was Oxion. Oll Schwartkopp weer Junggeſell bleben, harr, as ſich dat gehört, Teſtment mokt, un wat keen van de Arben för ſien Bedarf bruken künn, dat kamm nu unner denn' Hommer. Allerhand Krom un Schurrmurr ſtund dor ut dat Nohgelot up denn hogen Tritt un dor bi rümm. Grod kloppt de Exkuter mit ſien Hommer an en witt Figur, halw noklich, mit afgebroken Arm „Zehn Mark zum erſten, zum zweiten, zum dritten und — letzten!" „Wer hat den Zuſchlag?" „Hier, Ephraim!" „Wat will de Jud blot mit denn' Stümper van Fruensminſch. Keen Arm

[1]) Sul = Achſe, Ort.

mehr an 'n Liew, un denn tein Mark dorför. Oll Eefrem is doch süſſ so klok!" dacht Krüſcho, fär awer nüſcht. De Oxion ging wira. „Hier zu der Venus eine Säule aus ſchwarzem Marmor. Wer bietet?" larmt de Utroper. „Einen Taler", reep Ephraim. All's bleew ſtill. De Lüd bekeken ſich dat Ding, pulten ok woll doran rümm, awer wat füllen ſe dormit anfängen! „Biet't keiner mehr?" Krüſcho'n ſteeg de Gibbel upp. „Un veer Gröſchen", reep he. All keeken ſe noh Krüſcho'n hen. „Noch eenen Fuffziger!" böd de Jud wira. „Un noch ees veer Gröſchen", kamm Krüſcho ſien Bott. De Jud keek Krüſcho'n, Krüſcho keek denn' Juden an. Se kennten ſich, de beiden. Krüſcho harr ſich all twe Mol en ollen Regenrock bi den Olltrödler holt. „Chriſtijan", ſeggt de, „was willſt du machen mit de Säul?" „Dat will ick di ſeggen", ſeggt Krüſcho giftig, „wenn ick Schwien ſchlacht, denn häng ick dat mit denn Hängelſtock doröwer. Upp de Ort ſpor ick de Schlachtledder!" De Lüd lachten, oll Ephraim öwerlär, güng ſien Kundſchaft in Gedanken dörch. Am Enn bleew he hängen mit de Venus un mit de Säul dorto. Un denn noch doran denken müdden, dat en Schwien öwer dat Ding hängen künn! He was noch een van de oltgläubigen Juden. Nä, he böd nich mehr. Lot denn' Döſcher Knarrhöbel man mit de Marmorſäul ſitten. Bruken kann de ſ' doch nich. De Utbeder töwt en Wiel. Awer lang harr he nicht Tid. Dor ſtund noch ſo allerhand rümm, wat an 'n Mann ſüll. Un upp denn ſchwarten, blanken Piler was doch nu eenmol keen Apptit bi de Lüd. He böhrt denn' Hommer. „Zum erſten — zum zweiten — zum dritten — und" — klapp! föl de Hommer upp de Säul — „letzten!" „Wer hat den Zuſchlag?" „Chriſtian Knarrhüvel aus Seedorf!" Upp dat Fifmarkſtück, wat he ſich to Hus in de Bürrſch ſtoken harr, kreeg he ſien Beergröſchenſtück rut un ſtäbelt nu ſtadtin. He harr 'n Säul! Wer harr in Seedörp woll ſüſſ noch en Säul!

Nohmiddogs, as de Kornwogen leddig weer un de Inköp beſorgt, föhrt Fritz Höwk bi de Villa Schwartkopp vör. Se wucht'ten denn langen glatten Steen rupp upp denn' Wogen. Foot un Kopp löten ſich afnehm, ſüſſ harr'n ſe dat ohn Hülp woll nich ſchafft. Fritz Höwk ſchüddelt mit 'n Kopp. „Minſch", ſeggt he, „wat wiſt du blot dormit? Dat is doch to gornüſcht to bruken. Dor kaſt jo nich mol en oll Zick anbinn'n!" „Is awer 'n Säul", antwoort' Krüſcho, „wer hett in 't Dörp ſüſſ woll 'n Säul!" Na, gegen diſſen Inwand künn Fritz Höwk nich an. Unnerwegs awer, van Tid to Tid, varut, wenn dat ſtuckern där, denn keek Knarrhöbel ſich vörſorglich ümm, of ſien Schatz ok nich in 't Rutſchen keem. Awer de leeg wiß, un ſe bröchten ehr Fohr ganz un ohn Unfall an 'n Huſ'. Se kregen ok all's, Foot- un Middelſtück un Koppſtück heel van denn' Wogen runn, un rinn in de Stuw. Wil ſo 'n Säul nu wenig in de Breid un bloß in de Hücht geiht, fünd ſich ok noch en Platz dorvör. Dicht gegen de Gardinenbeddſtell, an 't Koppenn, keem dat Kunſtwark to ſtohn. Dor ſtünd ſe nu in de Daglöhnerſtuw, hoch un hart un blank un ſtif ſtund ſe dor un prohlt. Un üm ehr rümm ſtund de Familj un wunnert ſich. Krüſcho un ſien Fru un Großmudder Blomſch, Krüſcho ſien Schwiermutter, un de dre Jungs, de van de in 'n ganzen föben noch nich inſegent weeren. De annern, de ingeſegenten, wunnerten ſich denn Sünndag dorupp. Un de ganze Husrot wunnert ſich mit, am meiſten awer de oll groot Stubenklock mit de Roſen un Nelken upp dat Zifferblatt un denn' langen Schwanz van Permutikel un de dicken Bligewichter. De oll Klock, de ſär nu nicht mehr „tick tack", de ſär van Stund an bloß noch „kik dat! — kik dat!" Süſſen weer dat ſchlimmſt Kapittel van Krüſcho'n ſien Oxionsgeſchichten ümmer dat an 'n Huſ' kommen mit denn' Koop weſt. Sien Fru de harr denn ümmer in eens weg gnötert un wröhnt, bett he tolezt man denn' Herrn harr rutkehren müßt. Dittmol was dat anners, dittmol ſach ok Knarrhöbelſch denn' Vortel van denn' Koop in. „Ditt harr doch Hand un Foot", ſär ſe. „Hand un Foot" harr alles mögliche bi ehr. Se nömten ſe in 't Dörp ümmer „Hand un Footſch" tum Unnerſcheid van Wunner-Knarrhöbelſch, Lebrechten ſien Fru.

Krüſcho Knarrhöbel harr 'n Säul. Un wenn he 't nachts ees munter waren där, denn ſchöw he de Beddgardin en bäten biſid un ſtrakt mit de Hand an denn' kollen glatten Steen runn, drägt ſich denn noh de anner Sid rümm un ſchlöp mit en Schmuſtergrienen wedder in. Un bidog, dat ſich doch man jo keen bikommen leet un lär ſien Mütz urra ſien Pudel upp de Säul af! Krüſcho würr denn „unangenehm".

Krüſcho Knarrhöbel hett 'n Säul. Dat ſprök ſich rümm, dat würr en Woort in 't Dörp. De Preeſter, de harr 'n Glaskutſch, wenn he 't Sünndogs upp de Dörper föhrt. De Köſter harr 'n Klaweer, de Schult harr 'n Wäraglas tum Heuinföhr'n. Dat heet, he verlöt ſich ümmer upp dat Profenzeien van dat Barometer un kreeg denn ſien Dog dat Heu nich drög rin. De Stellmoker harr Honningbeen, de oll pangſioneert Schmedd Knüffeldig harr 'n Tähntang. Dormit kreg he all de Tähn richtig rut, de em nich afbräken dären. Aber Krüſcho Knarrhöbel harr 'n Säul. Wenn dor ees en Utwartſcher in 't Dörp keem, will mol ſeggen, ener, de en bäten ſtudeeren lehrt harr, denn beſach de ſich jo ok woll de Kirch van wegen de ollen höltern Apoſtel un Flüchtenengel, de dor an Altor un Kanzel ut frühern Tiden ſtohn dären. Wenn he noher buten vör de Kirchdör de Jungs frogen där, wat dat denn ſüſſ noch to ſehen geew in Seedörp, denn kreeg he de Antwoord: „Süſſ nüſcht. Awer Krüſcho Knarrhöbel hett 'n Säul!"

As oll Mudder Blomſch, ſien Schwiermudder, ſich leggen där, dunn würr jo Dokter Seemann ut Droſſow holt. Väl Hülp was bi de Ollſch nich mehr. Awer denn' Dokter ſtök foorts de Säul in de Näſ'. Of Herr Knarrhöbel em de nich verköpen wull, ſe paßt ſo ſchön to ſien Inrichtung. Awer dor wull Krüſcho nüſcht van weeten. Un as 't mit de Ollſch upp 't Lezt gohn där, dunn kamm jo ok de Preeſter mit ran. De föhlt denn ok ſo 'n bäten vör. Off Krüſcho nich — — —, he ſüll ſich öwer denn' Pries ok nicht beklogen. He, de Preeſter, harr to ſien Amtsjubiläum to Johr van ſien Amtsbröder ſo 'n Doktor Martin Luther ut Gips krägen, un denn' wull he dor boben rup ſetten. Awer Krüſcho löt ſich nich breet ſchlohn. Wo he bleew, dor ſüll de Säul ok blieben. Dat weer ſien Wort. Un dor is ſe denn ok bleewen.

Krüſcho'n ging dat as de oll Döſchers dat to de Tied ümmer gohn där. De oll dömlich Döſchflegel treckt ſe ümmer krummer un krummer un kreg ſe to

letzt ganz unner. Ees hüng Krüscho denn' Döschflegel dat letzt Mol äwer denn' Bischlag un stellt Schüttgaffel un Fledderwisch un Schünhark in de Eck un schöw dat letzt Mol dat Hölter vör denn' Schünflor un lär dat Schleet vör de beiden Schündören. Runn hett he müßt van denn Schünflor un rut hett he müßt ut dat Gardinenbeddstell un müßt rin in een von de oll ganz engen quoden Klabusen, in de wi to goder letzt all Quarteer nehm müdd'n, de riken Bur'n un de armen Döschers.

Dat all's is nu all lang her. Awer wenn du ees noh Seedörp kümmst, denn lot di de Möhj nich verdreeten, kiek denn mol noh 'n Kirchhoff hen, acht mol dor upp: De Preſter, de hett en grot schwart Krüz, de Köſter de hett en uppgeschlogen Bibelbook ut Porzellan upp 't Graff to liggen, de Schult hett en ijern Staketentun üm sien Städ, Schmedd Knüffelding hett en ijern Krüz, de Stellmoker eent ut eken Holt, — Krüscho Knarrhöbel hett 'n Säul.

Lenzgeſellſchaft.

Een Frühjohrsmärchen van W. Groß.

„De Herr is nich tohus", ſär de Blißnörk to de Seeſchwalw, „he het tovăl in Schweden un Grönland to dohn un kümmert ſich wenig üm uns." Un ſo weer 't. Keen Nacht richtigen Froſt, keen Dag Isbohn. Un de hernotſen Bengels künnen dit Johr nich recht ehr'n Peekſchledden un ehr Schlietſchoh in Gang'n bringen. Et geew keen Is. Wat de Jungs wenig geföhl, deer de Vögel recht ſacht. Văl weer'n up de Dörchreiſ' hier bi hacken bläwen, văl weer'n gor nicht wegmookt. Un de Krähgen fünden öwerall to fräten. De Winter weer noch lang nich ut, dunn poorten ſe ſich un wullen to Neſt.

Fründ Lenz harr ook all markt, dat de Winter nich dor weer. He wull bi 'n körten denn totrecken un harr ſien Handwerkers all beſtellt, de nigen Wohnungen intorichten. Dor keemen de Meeſken, hüppten van Boom to Boom, ſöften no Wörm un Käbers un putzten allens fein ut. Un denn weer'n dor all de Geelgöſken dit Johr früher as füſſen. Wat weer'n ſogor bi uns blewen un bloot ſo af un an, wenn de Küll ſcharper warden wull, 'n bäten in 't Schuling huſcht. Se ſchorten ſich üm ehr'n Meiſter, een ollen Geelgöſkenhohn, un flögen de Stroten lang. Oewerall, wo noch een Körn to finden weer, möken ſe reinen Diſch un rümten up, dat de Lenz nich ſchimpen füll. Dornoh ſchickt de Lenz ſien klein Geſandten met de gülden Kron, Goldhöhneken heet he. De harr een groot Verſammlung anſett' met ſien Deenſtlüd, de Isvögel un de Tunkrüpers. Dorbi würr nu berootſchlogt, wat noch to dohn weer an 't Woter un in de Gorns, dat ſich de Lenz ookt freut, wenn he keem. De Isvogel ſchimpt öwer de fulen Blißnörken, de den ganzen Dag up 't Woter leegen as 'n ſchwarten Tintenplacken, ſich kum van de Stell röhrten, ümmerdrup ſchimpten un ſich beten. De Möwen loowt he dorgegen. De flögen hen un her un weer'n flitig an 't Uprümen. Doch de Enten un Gänſ' löten ſich noch nich ſehn. Awer de Tunkrüper künn ſich nich genoog dohn öwer de düchtigen Minſchen, de bi de Gorns rüm allens ſchmuck un propper möken, dat et een Stoot weer. Wat weer'n all ſogor met Spoden un Hark buten weſt, üm allens to rechter Tied kloor to moken.

Un ook de Sunn harr Fründ Lenz anropen, em de nige Wohnung antowarmen un ſchmuck to moken. Se harr oltverſtännig grient öwer den Kiekindewelt. „Is as ümmer 'n bäten hirtenzirten", meinte ſe bimunds. Doch as ſe ſich den jungen, fründlichen, ſplinternokligen Lenz van all Siden erſt bekäken harr, dor kreeg ſe up ehr oll Doog noch blanke Ogen un lücht upſtünns in de Welt rin, dat et öwerall mollig un warm würr. Se kiddelte met ehr Strohlen de Wiſchen un Wäller, de Böm un Strük, Gras un Krut. Un hier un dor keek een Schneeklock met ehr'n witten Kopp ut de Erd, füng luſtig an to lüden un röp ehr Schweſtern un Bröder: „Kummt rut, kummt rut, dat Frühjohr is dor!" Un denn ſtünden met ees de Gorns vull witte Blömer, un in 'n Park wölterten ſe ſich ſogor, ſo dick un dicht keem ſe dor ut de Erd. Windroſen un Leberbloom pluſterten ſich ook up un kreegen witt un bloog Köpp. Un an 't Oeber van 'n Wotergroben ſtök ſich de Kohbloom geel an, un de Botterbloom brukt bloot noch een poor Rück to moken, denn harr ſe ehr'n Kopp to Hücht. De Haſſelnöt, Elſen un Widen kreegen brun un geel Bummeln un freuten ſich up jedern Middag, dor weer 't binoh warm.

Keen füll van de Sunn ſeggen, dat ſe ſich lumpen löt. Wenn 't an ehr weer, denn wull ſe ſchonſt den ſchönſten Teppich för ehr'n kleinen nüdlichen Fründ torechtleggen. De Soten grönten, de Barken brunten ſich un Woter un Himmel ledd'ten all Doog bloog un blank.

Dunn keem de Lenz ees ſchön Doogs to uns, freut ſich, dat allens propper un ſchmuck utſeeg un wull in ſien Frühjohrsſtuben intrecken. Sien ganz Geſellſchaft van Trabanten weer bi em rüm. De Amſel, de ümmer met da Mulwark 'n bäten vörut weer, ſeet up 'n groten Boom in de höchſt Spitz un löt ehr'n Schnöbel gohn as 'n Pepermöll. „Hüt is de Lenz, hier, hier!" röp ſe in eens weg. Un wenn 't ehr ümmer werrer verboden würr, dat hülp nich, ſe müßt eenmol ſeggen, wat ſe wüßt. Wat ſe bi ſich harr, müßt rut. Obends awer huckt ſich de Waldkauz up ehr Flag un ſchreeg van Klock negen bet Klock een in ees weg: „Nu, nu is för 'n Winter Ruhu, Ruhu!" Un wenn de Lenzgeſellſchaft dat hört, nickt ſe in'n Schloop un freut ſich in 'n Droom up de ſchöne Frühjohrstied.

Annern Dag keem de Lenz nich werrer. He weer weg un bleew weg. Soväl de Vögel un Bloom repen, he löt ſich nich ſehn. Trurig güngen ſe den Obend

ſchlopen. Se horkten in de düſtere Nacht rin un kregen een groten Schreck, as hoch öwer ehr met ees een Trumpetenton lud würr. Een Schwon treckt dörch de Nacht un ſchreeg ganz jämmerlich. Un een ganzen Schwarm Schneegänſ' weer hinner em her, wullen em griepen un ſchregen ludhals: „Schnee, Schnee, Schnee!" De Schwon mök, dat he dorvan keem. Sien groot Flüchten juchten in Il un Haſt, dat een grugen künn.

Annern Morgen weer de Sunn nich to ſehn. De klein Vögel bäwerten an 'n ganzen Liew. Dokig un köhl löt ſich de Dag an. In de Luft blitzten un flimmerten ſpitze Isnodeln, ſprüngen van Boom to Boom un krüſelten ſich langſom ümher. Uemmer mehr keem, ümmer dichter un dicker ſchwurrerten ſe dol un lären ſich as een witt Loken öwer de Erd. De Winter weer met ees dor un harr ſich as unklook. Met beid Füſten ſchmeet he Is un Schnee üm ſich un towt, as wenn he rein ut de Tüt weer. „Ik will ju wiſen, ji verdammte Lenzgeſellſchaft", bröllt he, „dat ik noch lang nich tonicht bün!" Denn puſt he de dicken Backen up. Un ſien koll Oden feuſtert dörch Wald un Feld, dörch Gorn un Wiſch, dat ſich allens vör em verkröp. „Hä", lacht he denn, „wen is Herr in 'n Huſ', ik orer de Lenz?!" Un de ſchier Frühjohrswohnung, de ſich up een nigen, fründlichen Gaſt freut harr, leeg ſtill un dood unner Schnee un Is dor.

Trurig löt allens de Köpp hängen. Een frög den annern: „Wettſt du nich, wo de Lenz bläwen is? He weer doch giſtern noch hier, hebben wi em de Stuben nich ſchier noog mookt un nich allens ſo good utputzt, as wi bloot künn'? De Meeſken zauſterten: „Kiek, kiek, kiek", un Goldhöhneken tuttert: „Siſiſi!" Een Zieſk, de tofällig dorto keem, ſchnauſtelt: „Diddel, diddel, diddel, ſchäbig!" Un de wittkehlig Zipp nömt den Lenz: „Kuhdieb, Philipp, tix, tix, tix!" Een Geelgöſk awer lacht: „Zizizi, es iſt, es iſt noch zu früh!" Dunn ſchüddelt de Haſſelnötbuſch ſien geelgrön Troddeln, böt ſich Ruh ut un ſchlög vör, no all Himmelsrichtungen een Sendboten uttoſchicken un den Lenz to ſöken. De Winter weer jo woll all werrer öwer alle Barg, un de Lenz brukt ſich nich mehr to ängſten. Dat wull'n ſe denn nu ook dohn, de Vörſchlag gefehl ehr alltohopen. Se wullen kort entſchloten in alle Welt flegen un den Utrieter ſöken.

De Lenz awer, de gornich wiet dorvan ſich unner Moos un Wörtel verkropen harr, hört dat all met an un lacht ſtill in ſich rin. He weer vörgiſtern bi een fien witt Schneeklock to Gaſt weſt, harr 'n bäten tovăl van ehr'n allerſötſten Nektar drunken, weer up de Stell in ehr'n witten Arm indruſt un harr ſien Arbeit verſchlopen. Nun lachte he ludhals up, dat de Haſſelnötbuſch een groten Schreck kreeg, reckte de Arms, reef ſich de Ogen un ſchöw een poor Wulken, de he vör de Sunn treckt harr, üm in 'n Schummern to ſchleckern, weg. Dor lacht de Sunn denn ook werrer as vörhenn. De witte Schnee rohrte noch een poor grote Trohn, verſchwünd un fär gor nich: Wiederſehn, un de Lenzgeſellſchaft lacht nu endlich ook un günnt ehr'n Fründ den Spoß.

Denn awer ging 't met all Kräft an de grote Reinmokeri. Un de Lenz, de denn ball hier un dor an een ſöt Bloom nippen künn, keem nich werrer up unklook Gedanken.

De Amſel awer klabbert up den höchſten Telgen, de ümlangs to ſehn weer, un ſchreeg bet in den ſpäden Obend ludhals för Freud: „Nu is de Lenz hier, hier, hier — un nu bliwwt he hier, hier, hier!"

Prenzlauer St. Marienkirche.

VON GUSTAV METSCHER.

Wie ein wuchtig Lutherwort,
Glaubensſtark und inhaltsprächtig,
Steht des Gotteshauſes Bau
Wurzelfeſt und wettermächtig.

Stürme haben oft die Stirn
Wund ſich am Geſtein geſtoßen,
Trotzgewaltig wie ein Fels,
Blieb der Bau in all dem Toſen.

„Eine feſte Burg" in Not
Ward er manchen in den Jahren,
Die von Blut und Brand bedroht
Durch die Feindeshorden waren.

Heute aber ſpielt im Klang
Seiner alten Beterglocken
Märkertreu' den Dankgeſang
Stadthinein mit Feſtfrohlocken.

Laß dich grüßen, heilig Haus,
Trutzburg du, in Sturmgefahren,
Gönn' mir, Herrgott, ſolchen Gruß
Einſt noch ſtill in weißen Haaren.

Ein Schwert, so breit und lang.

Von Klaus Raddatz.
Mit Aufnahmen und Zeichnungen des Verfassers.

„Pflug und Schwert" nennt ein uckermärkischer Heimatdichter sein Schauspiel, das eine Episode der deutschen Kolonisation im Wendenlande zum Gegenstand hat. „Pflug und Schwert" symbolisieren die Kolonisation des deutschen Ostens überhaupt. Der schwere Räderpflug bedingte die Ueberlegenheit der deutschen Kolonisten über die einheimischen Wenden; das Schwert des deutschen Ritters eroberte das Land und gewährte den überall entstehenden Dörfern und Kaufmannssiedlungen Schutz. Mit ihrer besseren Bewaffnung waren die deutschen Ritterheere von vornherein den sich heldenmütig zur Wehr setzenden Slawen überlegen: Kennt man doch kaum einmal ein eisernes, den deutschen gleichwertiges Schwert aus slawischen Gräbern jener Zeit; von Helmen und anderen Panzerstücken ganz zu schweigen. Es ist daher verständlich, daß die Slawen bestrebt waren, sich in den Besitz guter deutscher Waffen zu setzen. Wir kennen z. B. aus früheren Jahrhunderten eine Verordnung Karls des Großen, daß es bei Todesstrafe verboten war, Waffen an die Slawen und Wikinger zu verhandeln (Verordnung von Thionville). Als Ausfuhrgebiet kommt hauptsächlich Mitteldeutschland, die Gegend um Solingen in Frage, wo bereits in jener Zeit — begünstigt durch Wasserkräfte und nahe gelegene Erzlager — Schwertschmieden standen, wo die alte Tradition durch das ganze Mittelalter bis in die Gegenwart fortgeführt wurde.

Wie sah nun das Schwert des deutschen Ritters aus, wie entwickelte es sich durch die Jahrhunderte und welches ist schließlich das Schicksal dieser so charaktervollen, vom besten Können ihrer Meister zeugenden Waffen? Diese Fragen sollen hier an Hand der im Uckermärkischen Museum aufbewahrten Waffen aus dem Kreise Prenzlau verfolgt werden.

Das deutsche Schwert der Kolonisationszeit geht in seiner Gestalt auf Vorformen des 7.—9. Jahrhunderts zurück, besonders auf die sogenannte Spatha, eine germanische Nationalwaffe. Die Spatha ist eine wuchtige Hiebwaffe mit kurzem Gefäß (Teil den man an„faßt" im Gegensatz zur Klinge) und abgerundetem Klingenende. Die kurze Parierstange und der Knauf sind oft reich verziert, gelegentlich mit Edelsteinen besetzt. Der wirksamer werdende Panzerschutz, besonders das Kettenhemd und die eiserne Haube bewirken eine Zunahme des Schwertes an Länge und Gewicht, um den Panzerschutz durchdringen zu können. Gleichzeitig bedingt das Längerwerden der schweren Klinge eine Verlängerung der Griffangel und eine Verstärkung des Knaufes, der als Gegengewicht gegen die Klinge dient und so erst ein Führen der Klinge — ein Fechten — ermöglichte. Für Verzierungen ist nun auf der vierkantigen massiven Parierstange, die gleichfalls länger geworden ist, kein Platz mehr. Es bleibt somit nur noch der Knauf übrig, auf dem dann häufig auch Verzierungen wie Lilien und Kreuze zu beobachten sind. So tritt uns im 13. Jahrhundert ein Schwert entgegen, dessen strenge Formen den Charakter der Zeit widerspiegeln. Der in diesem Jahrhundert aufblühende Marienkult findet seinen Niederschlag in gelegentlichen Schwertinschriften wie: MARIA und dem Zeichen der göttlichen Jungfrau, der Lilie.

Dem Schwert wurde wegen seiner dem lateinischen Kreuz ähnlichen Gestalt gefahrabwehrende Bedeutung beigelegt. Eingegrabene, meist unverständliche Abkürzungen, sogenannte Schwertsegen religiösen Inhalts, finden sich seit diesem Jahrhundert und sollten wohl den Träger des Schwertes im Kampf schützen und Sieg verleihen. Dabei spielt die Zahl drei eine wichtige Rolle. Werden doch solche Buchstabengruppen in der Dreizahl dreifach wiederholt. Ihren Ursprung haben diese Abkürzungen in der Kreuzinschrift INRI. Man konnte so, indem man von jedem Wort den Anfangsbuchstaben an den nächsten reihte, eine lange Inschrift auf der Klinge anbringen. Bisher haben diese Inschriften allen Auflösungsversuchen getrotzt. Sie verschwinden fast nie ganz, ein Beispiel aus späterer Zeit wird weiter unten zu besprechen sein.

Wenden wir uns nun dem Vorgang bei der Herstellung des Schwertes zu: Bereits aus der Völkerwanderungszeit und dem frühen Mittelalter kennen wir hervorragende Beispiele germanischer Waffenschmiedekunst. Das Amelunglied berichtet von Wieland dem Schmied genauere Einzelheiten, bei denen zauberische Handlungen beobachtet wurden. So heißt es z. B.: Nach der nicht zu Wielands Zufriedenheit ausgefallenen 2. Probe zerfeilt er das Schwert nochmals. Die Feilspäne mischt er mit Milch und Mehl und gibt sie im Käfig gehaltenen hungrigen „Mastvögeln" zu fressen. Den Kot dieser Vögel wirft er in den Schmelzofen. Aus dem ausgeschmolzenen Erz schmiedet er „das wunderbare Schwert, das Mimung ist geheißen und aller Welt bekannt; König aller Schwerter wurde Mimung genannt."

Wegen solcher bis ins späte Mittelalter beim Schmelzen und Schweißen beobachteten Zaubergebräuche wurden die Schwertschmiede mit einer gewissen Scheu geachtet, ja, man glaubte von ihnen sogar, daß sie mit Hilfe des Teufels Schwerter schmieden könnten, die alles überwanden. Dieser Glauben wird wohl z. T. seine Begründung darin gehabt haben, daß jeder Meister sein Fabrikationsgeheimnis streng für sich bewahrte und nur auf den Sohn vererbte und sich von der Umwelt abgesondert hielt. So ließ dann meistenteils der Ritter erst sein Schwert durch einen Priester weihen. Es heißt z. B. im Parzival: „Das Schwert bedarf ein Segenswort". Bei den einfachen technischen Einrichtungen nimmt es weiterhin nicht wunder, daß der Meister das Gelingen durch Zauberei zu sichern versuchte. Man bedenke, wie schwierig es für den Schmied war, sich in den Besitz guten reinen Eisens zu setzen, von dem doch die Qualität der Klinge abhängig ist. Und wenn wir die Erzeugnisse dieser Zeit einer Untersuchung unterziehen, dann müssen wir den Meistern unsere Anerkennung zollen. Nebenbei sei bemerkt, daß es heute nicht mehr möglich ist, den mittelalterlichen Klingen gleiche herzustellen; allerdings ist auch kein Bedarf mehr für ähnliche Erzeugnisse vorhanden.

Der berechtigte Stolz der Verfertiger kommt gelegentlich darin zum Ausdruck, daß sie ihre Namen auf die Klinge setzten, wie etwa Ulfberth und Gicelin. Die hervorragende Qualität wird öfters in den Heldensagen gerühmt. In dem berühmten Rolandsliede wird z. B. berichtet, daß Roland mit dem Schwert, das den Namen Durandel führte, einen Felsblock durchschlug. In seiner Todesnot wollte der Held das Schwert mit seinen starken Händen zerbrechen, aber es gelang ihm nicht. Als Schmied wird ein Deutscher genannt: „Der smit hiez Madelger — Dasselbe swert worchte er in der stat zu Regensburch." Außer Regensburg werden in den alten Heldenliedern noch Nördlingen und Nürnberg als Wohnsitze berühmter Schwertschmiede genannt. Später aber überstrahlt der Ruhm der Stadt Passau alle übrigen Städte, in denen Schwerter geschmiedet wurden.

Bevor nun der technische Vorgang bei der Herstellung des Schwertes beschrieben wird*), seien noch einige Ausdrücke erklärt: Das Schwert zerfällt in Klinge und Gefäß. Mit Gefäß bezeichnet man den Teil, den man anfaßt, also die Griffangel, die Parierstange und den Knauf. Die kantige Griffangel wurde meist mit einer hölzernen, ledernen oder metallenen Umkleidung, der Hilze, versehen, um eine bessere Lage der Waffe in der Hand zu gewährleisten.

Vor Einführung der Wasserhämmer im 16. Jahrhundert wurden die Klingen ausschließlich mit der Hand geschmiedet. Zur Herstellung solcher waren Stäbe von Stahl und Eisen erforderlich, die lagenweise zusammengeschmiedet werden mußten. Man pflegte eine Eisenschiene zwischen zwei Stahlschienen zu packen und diese zusammenzuschweißen. Diese Stange reckte man unter dem Hammer auf die doppelte Länge aus, hieb sie mit dem Schrotmeißel mitten auseinander, legte die zwei gleichen Hälften wieder aufeinander und schweißte sie von neuem zusammen. Auf die Weise kam jetzt in der Mitte eine doppelte Lage Stahl aufeinander zu liegen. Diese Doppellage gibt später die Schneide. Das aus den beiden abgesetzten Hälften gebildete Paket schmiedete man nach der Schweißung zu zwei Dritteln der Länge der fertigen Klinge aus. Nun wird die Angel angesetzt. Sodann wird die Schiene in die rohe Form der zu bildenden Klinge geschmiedet, was mit großer Vorsicht und wiederholtem Erhitzen vor sich geht. Es geschieht dies durch den Schwertschmied mit Hilfe seines Vorschlagers. Soll die Klinge Blutrinnen haben oder der Lage nach bikonkav eingebogen sein, so geschieht dies jetzt mit Schmieden mit Ober- und Unterstempel oder Gesenk- und Setzeisen. Nun werden durch Ausschmieden der langen Seiten die Schneiden hergestellt, wo bei geraden Klingen darauf geachtet werden muß, daß dies nur langsam fortschreitend auf beiden Seiten geschieht, da sich die Klinge durch die ungleiche Streckung nach der entgegengesetzten Seite krümmen würde. Dann folgt das Härten und Anlassen, um der Klinge den gewünschten Grad von Härte und Elastizität zu geben. Sie erhält die erste Härtung in der Weise, daß die rotwarme Klinge erst durch angefeuchteten Hammerschlag gezogen und danach in kaltes Wasser getaucht wird. Hierauf wird sie auf dem Hohlstein abgeschliffen und kommt nochmals zu dem Härter, der sie jetzt auf den richtigen Härtegrad anläßt. Nun folgt das Blankmachen und Polieren auf einer Holzscheibe mittels Oel und Schmirgel. Sodann kommt die Klinge zum Gefäßmacher, der sie mit Parierstange bzw. Korb versieht.

*) Nach L. Beck, Die Geschichte des Eisens.

Sehen wir uns die Konstruktion des Gefäßes genauer an (Abb. 1). Die Klinge ist am Ansatz der Griffangel kräftig rechtwinklig eingerissen. Auf diesem Absatz wurde die mit einem Schlitz versehene Parierstange gestreift; dabei ist der der Klinge zugewandte

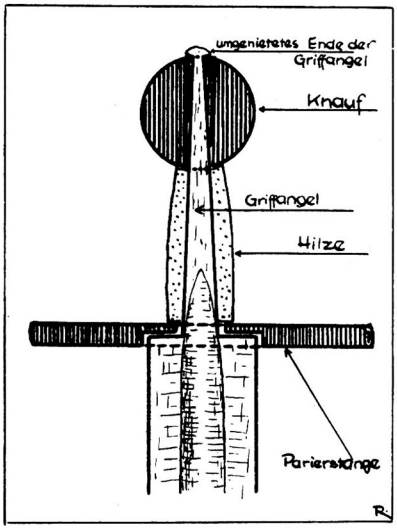


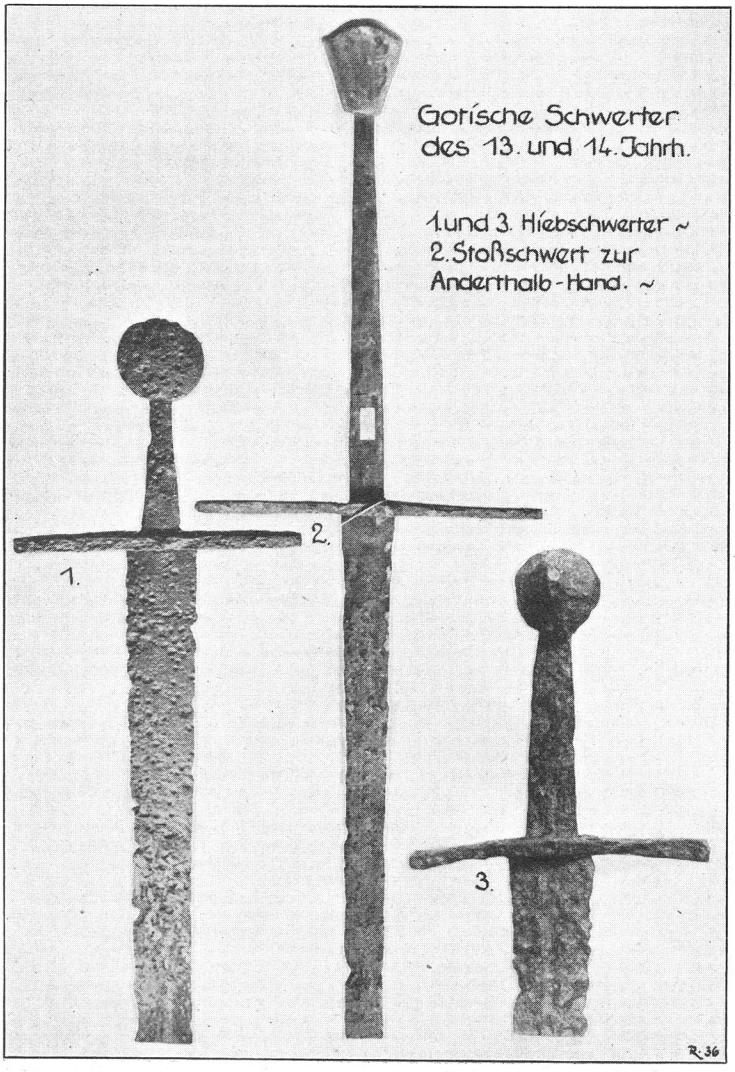
Abbildung 1. Querschnitt durch das Gefäß eines mittelalterlichen Schwertes.

Teil des Schlitzes größer, so daß die Klinge bis zur Hälfte der Parierstange in dieselbe hineinreicht. Der Absatz verhindert ein Weiterrutschen der Parierstange auf die Klinge. Die über die Parierstange gestreifte Hilze gab ihr aber erst den notwendigen festen Sitz, indem sie sie von oben her festdrückte. Endlich wird das Abrutschen der Hilze durch den Knauf verhindert, über dem das aus ihm herausragende Ende der Angel umgenietet oder auch bloß umgebogen wurde. Später wird jedoch die Parierstange auch mit der Klinge vernietet und so ein sicherer Sitz gewährleistet.

Wenden wir uns nun den erhaltenen Schwertern zu. Als erste und älteste Waffe sei das Schwert von Drense besprochen, das bezeichnenderweise aus dem dortigen Burgwall stammt und bei einiger Fantasie mit der Eroberung dieser größten im Kreise Prenzlau gelegenen Wendenfestung durch die Deutschen in Zusammenhang gebracht werden kann. (Museumskatalog Nr. 68.) Diese frühe zeitliche Ansetzung wird begründet durch die kurze Griffangel, die gerade Raum für eine Hand gewährt, den schweren, scheibenförmigen Knauf und die breite gerade Parierstange, die einen quadratischen Querschnitt aufweist. (Abbildung 2.1). Die Gesamtlänge beträgt 85,5 Zentimeter (Spitze ist abgebrochen). Die ursprüngliche Länge der Klinge wird nach Vergleich mit einem weiteren Schwert vom selben Fundort 90 Zentimeter betragen haben, so daß sich eine Gesamtlänge von etwa 1,05 Meter ergibt, davon entfallen auf die Griffangel mit Knauf 14,5 Zentimeter. Der Durchmesser des schweren scheibenförmigen Knaufes beträgt 5 Zentimeter, die Dicke 1,5 Zentimeter. Die Griffangel, die an der Parierstange 2,7 Zentimeter breit ist, verjüngt sich zum Knauf auf 1,3 Zentimeter. Die Parierstange ist 19 Zentimeter lang, die Klingen-

wurzel unter derselben 4,8 Zentimeter breit. Auf der ganzen Länge der Klinge ist ein breiter flacher Hohlschliff, die sogenannte Blutrinne, wahrzunehmen, die sich auch noch etwas auf die Griffangel fortsetzt. Das Verhältnis der Längen des Gefäßes zur Klinge ist demnächst etwa 1 : 7.

Im Laufe des 13. und 14. Jahrhunderts verändert sich dies Verhältnis zu Gunsten der Griffangel, was schon bei dem Bruchstück von Bröllin, das beim Ausheben einer Kartoffelmiete östlich des Gutshauses gefunden wurde, zu beobachten ist. (Im Besitz des Herrn Stoewahs-Bröllin.) Allerdings lassen sich bei diesem Stück genauere Angaben nicht machen, da nur der kleinere Teil der Klinge erhalten ist. (Gesamtlänge etwa 65 Zentimeter.) Weiterentwicklungen der Parierstange und des Knaufes sind deutlich zu verfolgen. Die Parierstange ist nicht mehr gerade und so klobig, sondern leicht nach unten, d. h. der Klinge zu, gebogen und an den Enden etwas verbreitert und verflacht. (Abb. 2, 3.) Auch dies Schwert hat auf der ganzen Klinge einen allerdings etwas schmaleren Hohlschliff. Der Knauf ist auch anders gestaltet, er zeigt auf beiden Breitseiten eine kegelstumpfförmige Erhebung.



Eine Datierung in das Ende des 13. bzw. in den Anfang des 14. Jahrhunderts dürfte daher gegeben sein.

Durch fast das ganze 14. Jahrhundert hält sich diese Schwertform, bis am Ende die immer mehr vervollkommneten Schutzwaffen, besonders der Panzer, eine Umstellung der blanken Waffen verursachen. Selbst mit den wuchtigsten Hieben war die Panzerung nur noch schwer zu durchschlagen. Man mußte also versuchen, dem Gegner auf eine andere Weise beizukommen, indem man zwischen den einzelnen Panzerplatten hindurchstach. Hierzu war natürlich die breite Hiebklinge unbrauchbar, ganz davon abgesehen, daß sie schwer zu führen war. Im 14. Jahrhundert kommt das Stichschwert auf, das von nun an die Hauptrolle spielt, wenngleich das Hiebschwert noch daneben weiter Verwendung fand. Bei diesem Schwert, bei dem es darauf ankam, wie mit einer Nadel den Panzer zu durchstechen, müssen an die Klinge ganz andere Anforderungen gestellt werden. Die Klingen sind von nun an nadelartig, in eine scharfe Spitze auslaufend und erreichen selbst an der Parierstange nur eine Breite von wenigen Zentimetern. Daß sich auch der Querschnitt der Klinge verändert, dürfte klar sein: Werden doch Elastizität und Haltbarkeit viel mehr beansprucht. Sie ist häufig trapez- oder dachförmig verstärkt, später dreikantig oder vierkantig mit tiefen Hohlschliffen versehen. Gleichfalls erfährt die Griffangel eine Veränderung — sie wird länger, um der anderen Hand Raum zu geben, da zur Führung der langen Waffe die Kraft eines Armes nicht mehr ausreicht. Mit dem Entstehen dieser neuen Waffenart hat die germanische Hiebwaffe aufgehört, die bedeutende Rolle zu spielen, die sie seit vielen Jahrhunderten inne gehabt hat. Der welsche Stoß hat über den germanischen Hieb gesiegt. Mit dem Aufkommen dieser neuen Waffe büßen auch die alten deutschen Herstellungszentren von ihrer Bedeutung zu Gunsten der italienischen und besonders der spanischen ein. Der Name Toledo hat nun in der Welt den besten Klang, obgleich Passau und Solingen auch weiterhin hervorragende Klingen herstellen. Aber es ist bezeichnend, daß nun in Deutschland spanische Klingen nachgearbeitet und gefälscht werden.

In die erste Zeit der eben geschilderten Entwicklung gehört das Schwert von Strasburg (Abb. 2, 2), das beim Ausfahren des Hellteiches gefunden wurde. (Museumskatalog Nr. 738.) Die Gesamtlänge dieses Schwertes beträgt 1,25 Meter, davon entfallen auf Knauf und Griffangel 30 Zentimeter. Das Verhältnis der Griffangel zur Länge ist 1 : 4, also eine deutliche Verschiebung zu Gunsten des Gefäßes. Wenn man das Schwert von Drense mit diesem vergleichend in die Hand nimmt, kann man deutlich die bessere Ausgewogenheit der Strasburger Waffe feststellen. Der schwere wuchtige Knauf verbreitert sich

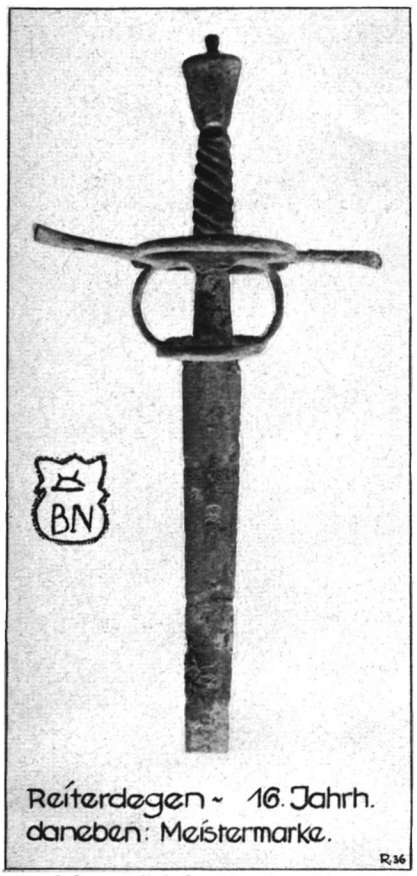


Abbildung 3.

von 2,3 auf 5,4 Zentimeter, die Griffangel allmählich von 1,3 auf 2,3 Zentimeter. Der Querschnitt der Parierstange, deren Arme ungleichmäßig lang und ganz leicht nach unten geboten sind, ist quadratisch. Die Breite der im Querschnitt doppeltrapezförmigen Klinge beträgt an der Klingenwurzel, d. h. dicht unter der Parierstange, 3,5 Zentimeter und läuft ganz allmählich in eine scharfe Spitze aus. Eine zeitliche Ansetzung in das 14. Jahrhundert dürfte auf Grund der strengen Formen gegeben sein.

Während Waffenformen des 13. und 14. Jahrhunderts im Uckermärkischen Museum vertreten sind, fehlen solche des 15. ganz, und erst aus der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts liegen zwei Waffen vor, von denen sich eine als hervorragendes Beispiel mittelalterlicher Waffenschmiedekunst darstellt, aber auch gleichzeitig die Entwicklung aufzeigt, die diese Waffe schließlich nimmt. In der grotesken Länge von zwei Meter ist sie schon unhandlich und man kann sich ein solches Schwert schwer als Waffe verwendet vorstellen. Bevor von dieser Waffe gehandelt wird, sei das schlichte Reitschwert von Blindow vorgelegt (Abb. 3, Museumskatalog Nr. 10 : 35.) An der ganz anders als bei den vorher besprochenen Waffen gestalteten Parierstange kann man schon ermessen, welche Entwicklung vor sich gegangen ist. Aus der einfachen, balkenförmigen Parierstange ist ein ganzes System von Ringen geworden, die sich schirmend vor die Schwerthand legen, während die Enden entgegengesetzt leicht nach außen gebogen sind; von der Parierstange gehen gleichfalls 2 Bügel abwärts, die entsprechend den oberen 2 Parierringe tragen. Der von diesen Ringen umfaßte schmalere Teil der Klinge bleibt stumpf. Der einer antiken Urne nicht unähnliche Knauf wird durch einen lustigen Knopf abgeschlossen. Während bei keiner der vorher besprochenen Waffen die Umkleidung der Parierstange mehr vorhanden ist, ist sie in diesem Falle wohlerhalten auf uns gekommen. Sie besteht aus einer auf die Angel gestreiften gedrehten, hölzernen Hilze, die wiederum mit Bronzedraht umsponnen ist, während in der spiralförmigen Windung ein einzelner Draht läuft. Auf der einfachen, 4,5 Zentimeter breiten Klinge ist eine Marke eingeschlagen, die in einem Wappen die Buchstaben B N mit einem halbkreisförmigen Gebilde darüber zeigt. In diesem Zeichen darf sicher eine Meistermarke gesehen werden, deren Vorläufer in den Namensinschriften auf den Schwertern des 12. und 13. Jahrhunderts auftraten, und deren bezeichnendsten Vertreter wir auf dem Bidenhänder von Prenzlau kennen lernen werden. Das Blindower Schwert, das noch 87,4 Zentimeter lang ist (Spitze abgebrochen), wurde beim Baggern gefunden und von der Uckergenossenschaft dem Museum geschenkt. In seiner schlichten, rein zweckmäßigen Form gibt es nur schlecht einen Begriff von dem Prunk, der in der Renaissance gerade mit dieser Waffenart getrieben wurde*). Nach Vergleich mit ähnlichen Typen gehört das Blindower Schwert in die 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts.

Der Bidenhänder, der 1569 datiert ist, ist das Prunkstück der Waffensammlung des Uckermärkischen Museums (Abb. 4, 1). Die in verschiedener Hinsicht interessante Waffe mißt 1,98 Meter, davon entfallen auf das Gefäß 55 Zentimeter. Die im Querschnitt ovale hölzerne Hilze war mit schwarzem Samt bezogen; Reste davon sind noch zu erkennen. Die Parierstange, die lilienförmig auslaufende Enden besitzt, ist 49,5 Zentimeter lang. Auf beiden Seiten gegliederte Parierringe sind innen durch je einen weiteren Ring gefüllt. Bis 10 Zentimeter unter den seitlich aus der Klinge herauswachsenden Parierhaken bleibt die Klinge stumpf. Diese Parierhaken hatten den Zweck, an der Klinge entlanggleitende Hiebe aufzufangen. Von den Parierhaken bis zum Beginn der Schneiden ist auf der Klinge der schon vorher erwähnte Schwertsegen eingeschlagen, der in 2 Reihen zu je 3 Gruppen die 3 Buchstaben H M T aufweist. Die Höhe der einzelnen Buchstaben beträgt durchschnittlich 6 Millimeter (Abb. 4, 2.) Darunter findet sich in Tauschierung das Beschauzeichen der Stadt Passau, der dem Stadtwappen entnommene „Passauer Wolf" (Abbildung 4, 3). Diese Marke erscheint seit dem Jahre 1349 und war ein durch den Beschaumeister der Stadt eingeschlagenes Zeichen, das für die Qualität der Klinge bürgte. Aber sehr häufig ist diese Marke auch gefälscht worden, so daß es schwierig ist, echte von gefälschten Passauer Klingen zu unterscheiden. Unter eingeschlagener Tauschierung, im Gegensatz zu aufgeschlagener, versteht man ein Verfahren, das darin besteht, mit dem Stichel ein Ornament oder Zeichen einzugraben, die Ränder zu unterschneiden und in diese Vertiefungen ein andersfarbiges Metall einzuhämmern. Die gut erhaltene scharfe Klinge verläuft in der gleichen Breite von 3,9 Zentimeter bis zum Ort, um in einer kurzen Spitze zu enden. Auf der anderen Seite der Klinge findet sich die Inschrift:

*) Ein ähnliches Stück der gleichen Zeit von der Gemarkung Potzlow, Kr. Templin befindet sich im Uckerm. Museum. Knauf und Korb sind versilbert und reich ornamental mit Akanthusrankenwerk sowie einem sitzenden Adler verziert. Verfertiger der Klinge ist der Meister Johannes Moum. Siehe: Raddatz, Die Renaissanceschwerter von Potzlow – im Heimatkalender für den Kreis Templin 1936.

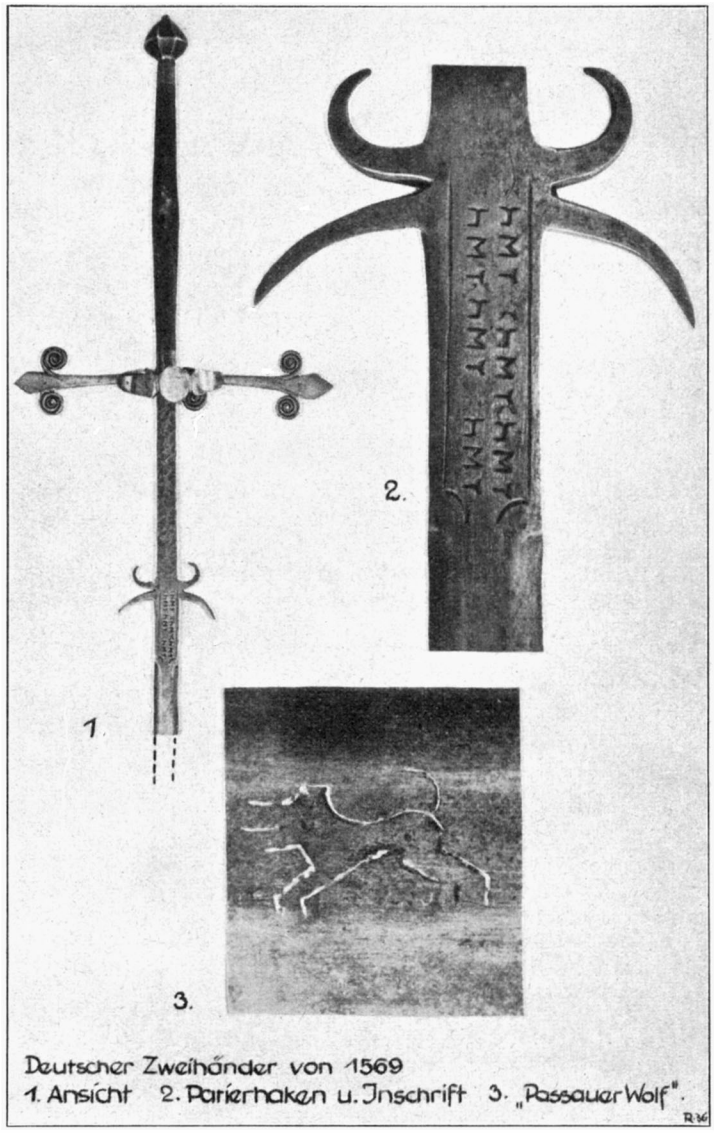
RENOVATUM . 1654
NICOLAUS . MÖLLEDORF
IM . MONAT . MAI

Darunter auf der Klinge, getrennt durch ein Wappen mit einem nicht mehr klar erkennbaren Zeichen, die Jahreszahl 1569. Das Wappen ist offenbar das des Auftraggebers, die Jahreszahl die des Herstellungsjahres. Die Inschrift beweist, daß die Waffe aber noch bis ins 17. Jahrhundert Verwendung fand.

Wie man sich wohl denken kann, wurde das Schwert nicht etwa an der Seite getragen, sondern über die Schulter gelegt. Häufig ist nämlich der stumpfe Teil der Klinge, die Klingenwurzel, mit Leder bezogen, um beim Tragen nicht zu drücken. Dieser Zweihänder wurde von dem Magistrat der Stadt Prenzlau dem Museum überwiesen und stammt aus den Rüstbeständen der Stadt.

Die beiden zuletzt beschriebenen Typen stehen schon kurz vor dem großen Krieg, der 30 Jahre in Deutschland aufs schwerste wütete. Die Feuerwaffen, die bereits Jahrhunderte früher aufgekommen waren, sprechen in diesem Kriege schon ihre gewichtige Sprache. Die großen, auf die Landsknechtsheere des vorhergehenden Jahrhunderts zurückgehenden stehenden Heere, werden einheitlich bewaffnet, es bilden sich allmählich bestimmte Waffengattungen heraus. Diese Entwicklung bedeutet für die alten, ganz individuell behandelten Waffen das Ende. In Zukunft werden alle Waffen und Panzerstücke serienmäßig hergestellt, die „Uniformierung" beginnt. Damit ist für den künstlerisch schaffenden Schmied kein Raum mehr zur Betätigung.

Nachsatz: In einer späteren Abhandlung sollen die übrigen mittelalterlichen Waffen, Panzerstücke, Reitzeug u. a. besprochen werden. In einer darauffolgenden die Entwicklung einiger Waffen bis in die Gegenwart.



Deutscher Zweihänder von 1569
1. Ansicht 2. Parierhaken u. Inschrift 3. „Passauer Wolf".

Neue Weise.

Von W. Groß

Nun ist das letzte Sensenlied
verklungen schon seit Tagen.
Unruhig warten Hof bei Hof
die schweren Erntewagen.

Des Morgentaues Silberlicht
tropft von den blanken Dächern,
schlaftrunken gähnt die Scheune noch
aus dunklen, leeren Fächern.

Der Bauer hebt mit eig'ner Hand
der Tore schwere Riegel,
der Großknecht knallt, und fahrtbereit
schon straffen sich die Zügel.

Die Räder rollen dorfhinab
und kehren keuchend wieder,
der Garbenfelder Segenslast
fällt in die Scheunen nieder.

Schwankt buntbebändert abends heim
die letzte Garbenhocke,
schwingt durch der Mähder Freudensang
des Dorfes Feierglocke.

Und in den leeren Feldern stimmt
der kühle Nachttau leise
ein neues Lied verstohlen an:
Des Pfluges blanke Weise.

Neubildung deutſchen Bauerntums.

Von Regierungs- und Kulturrat Dr. jur. Dr. agr. Staehly in Prenzlau.

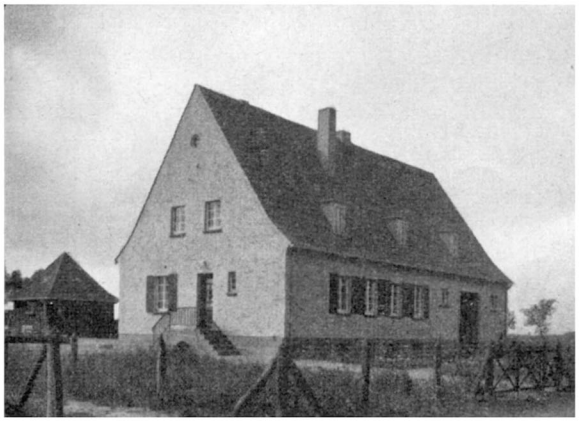
Mit 8 photographiſchen Aufnahmen.

Als im Heimatkalender für 1933 der Kulturamtsvorſteher über die Siedlungstätigkeit berichtete, ſchloß er mit dem Wunſch, daß ſie bald einen erheblichen Auftrieb nehmen möchte. Noch im gleichen Jahr gab der alte Feldmarſchall das Steuer des Reiches in die Hände des Volkskanzlers, und die landwirtſchaftliche Siedlung, die wir nun als Neubildung deutſchen Bauerntums bezeichnen, nahm einen ſtarken Aufſchwung, der auch gerade im Kreiſe Prenzlau beſonders deutlich wurde. Es war das nicht Zufall, es war auch nicht eine Einzelmaßnahme, ſondern es war eine ſelbſtverſtändliche Folge der geſamten neuen Agrarpolitik aus nationalſozialiſtiſcher Grundhaltung. Durch die Erkenntnis, daß auf einem geſunden Bauernſtand das Leben des Volkes und der Beſtand des Reiches ruhen, ſah man auch die Notwendigkeit einer Neugeſtaltung des deutſchen Oſtraumes. Wer je an der deutſchen Oſtgrenze tätig war und wer ſich nur etwas eingehend mit der Geſchichte des nahen Oſtens beſchäftigt hat, der weiß, daß wir uns nie wieder der Verſäumniſſe ſchuldig machen dürfen wie die reiche Zeit vor 1914. Ströme deutſchen Bauerntums ſind in fremde Lande gefloſſen und haben ſie letzten Endes geſtärkt gegen die alte Heimat als dieſe in ihrem Abwehrkampf faſt gegen die ganze Welt ſtand und ſchließlich die Gebiete verlor, die jene hätten beſetzen und für das Deutſchtum ſichern können. Volkskampf iſt zäh und unerbittlich. Wenn die Geſchichte überhaupt die Ableitung gültiger Regeln über ihren Verlauf geſtattet; hier ſind ſie klar erkennbar, und die beſte Truppe in dieſem Kampf um Erhaltung nach innen und Behauptung nach außen iſt ein ſtarker Bauernſtand.

Niemand wird die Schwierigkeiten verkennen, die einer Vermehrung der Bauernhöfe im jetzigen Raum des Vaterlandes entgegenſtehen. Es iſt ein Unterſchied, ob man in weitem, locker beſiedeltem Raum eines wenig erſchloſſenen Koloniallandes neue Dörfer gründet oder in einem doch im Durchſchnitt dicht be-

Siedlung Milow, Neubauſtelle, 40 Morgen groß.

Neubau der Schule in Blumenhagen, Straßenſeite.



Neubau der Schule in Kraatz.

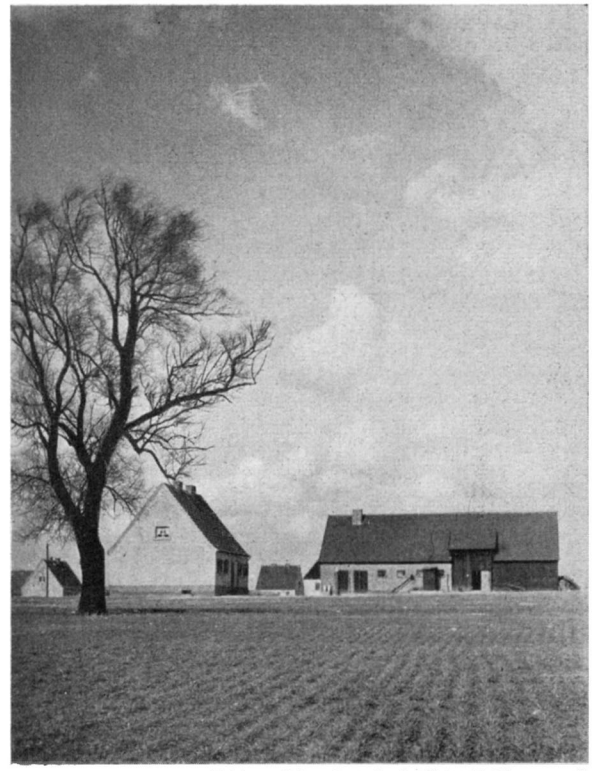
Siedlung Ferdinandshorſt, Schmiedeſtelle.

siedelten Kulturstaat mit eng verflochtenem Wirtschafts- und Verkehrswesen. Dort ist man einzig durch die Naturgegebenheiten gebunden und kann sonst frei gestalten; hier muß man in einen gegebenen Rahmen hineinpassen und in ein nicht ganz einfaches Räderwerk möglichst reibungslos einfügen. Die Erfahrungen, die man hierbei während einer 40jährigen Praxis gesammelt hatte, wurden selbstverständlich auch der Tätigkeit nach 1933 nutzbar gemacht. Namentlich aber ein Fehler mußte vermieden werden, den man in der Periode nach 1918 begangen hatte. Bei aller Vervollkommnung der Siedlungstechnik war der Hauptbeteiligte zu sehr in den Hintergrund getreten, der Bauer selbst. Man hatte vergessen, daß gerade bei Anerkennung der großen Bedeutung aller anderen Faktoren schließlich ausschlaggebend für den ganzen Erfolg des Siedlungswerkes doch der Mensch ist. Die beste Siedlung ist verfehlt, wenn sie nicht bewohnt und bewirtschaftet wird von einer wertvollen Familie. Daher ist jetzt eine Stelle geschaffen worden, die eine sorgfältige Auswahl unter den Siedlungsbewerbern trifft. Während früher eigentlich jeder eine Siedlerstelle erwerben konnte, sofern er die erforderlichen Geldmittel besaß, ist das heute nur dem möglich, der den Neubauernschein der Auswahlstelle des Reichsnährstandes besitzt.

Die praktische Durchführung der Besiedlung eines Gutes liegt jeweils in den Händen einer Siedlungsgesellschaft. Von den zahlreichen Unternehmen dieser Art sind nur die zuverlässigsten und besten vorläufig für diese Tätigkeit weiter zugelassen. Diese erhalten von dem Herrn Oberpräsidenten (Landeskulturabteilung) die einzelnen Aufgaben zugewiesen und arbeiten unter dauernder Aufsicht und mit Unterstützung des örtlich zuständigen Kulturamts. Dieses arbeitet Hand in Hand mit dem Reichsnährstand, der insbesondere für die Auswahl der Neubauern verantwortlich ist. Bereits vor der Besiedlung eines Gutes wird durch die Siedlungsbehörde und Reichsnährstand die für die Neubauern tragbare Rentenbelastung festgestellt und auf dieser Grundlage wird das ganze Verfahren durchgeführt. Dadurch ist von vornherein die Lebensfähigkeit der neu zu bildenden Bauernhöfe gewährleistet.

In den Jahren 1933 bis 1937 wurden im Kreise 22 Verfahren zur Neubildung deutschen Bauerntums durch das Kulturamt eingeleitet. Dabei handelte es sich teils um die Aufteilung ganzer Güter, teils um die Besiedlung von Gutsteilen und Vorwerken. Insgesamt wurden so in diesen 5 Jahren rund 20 660 Morgen besiedelt und 236 neue Stellen geschaffen, davon waren 225 Bauernhöfe, 3 Handwerkerstellen, 7 Arbeiterstellen und 1 Gastwirtsstelle. Zum Vergleich sei angeführt, daß in den 14 Jahren von 1919 bis 1932 insgesamt nur etwa 16 000 Morgen besiedelt wurden.

Die Bauernhöfe werden nicht zu klein ausgelegt, damit eine ordnungsmäßige Bewirtschaftung möglich ist, die den Anforderungen des Reichserbhofgesetzes nachkommen kann. Die Gebäude werden bei selbstverständlicher Berücksichtigung der Zweckmäßigkeit möglichst baukulturellen Gesichtspunkten entsprechend ausgeführt und der Landschaft in ihrer Bauweise angepaßt.



Siedlung Schmarsow, Neubaustelle, 75 Morgen groß.

Um- und Erweiterungsbau der Schule in Roitzwitz, Klasseneingang.

Die Neubauern stammen aus dem Kreis oder der näheren Nachbarschaft. Außerdem sind eine größere Anzahl Bewerber aus den dichtbevölkerten Teilen Mitteldeutschlands angesetzt worden, die dort einen kleinen Betrieb oder sogar nur Pachtland bewirtschafteten. So weit wie möglich werden auf jedem zur Aufteilung gelangenden Gut die dort beschäftigt gewesenen Landarbeiter bei Vergebung der Neubauernstellen berücksichtigt. Wenn jemand wirklich tüchtig ist und seine sonstigen Verhältnisse besonders dafür sprechen, kann er mit verhältnismäßig sehr geringen Eigenmitteln ein Rentengut erwerben.

Zwei ziemlich große Neubauernkolonien sind im Jahre 1937 in der Nähe der Kreisstadt begründet worden. Von dem Gute Wilhelmshof, das zur Gemeinde Schönermark gehört und an der Straße Prenzlau—Fürstenwerder rund 9 km vor Prenzlau liegt, wurden unter Belassung eines Restgutes für den bisherigen Pächter 25 Neubauernhöfe gebildet. Zwei davon erhielten vorhandene Gebäude, und zwar wurde eine Scheune unter Entfernung des Drempels und Aufsetzen eines Steildaches für einen Hof von rund 90 Morgen umgebaut. In einen Jungviehstall konnten die Baulichkeiten für einen Hof von rund 120 Morgen eingebaut werden. 23 Gehöfte wurden neu errichtet, und zwar an den Wegen von Wilhelmshof nach Schapow und nach Basedow. Außerdem sind einige Gehöfte an die Chaussee im Anschluß an das Dorf Schönermark gelegt worden, um das dortige Gelände aufzuschließen.

In Dreesch, Gemeinde Bietikow, etwa ebenso weit wie Wilhelmshof aber ostwärts von Prenzlau gelegen, wurden 19 Neubauernhöfe gebildet. Da hier ein Resthof nicht verblieb, konnten mehrere alte Gebäude ausgenutzt und umgebaut werden. Das ehemalige Pächterhaus wird Schule, außerdem wird in dem Anbau ein Altersheim eingerichtet und werden Räumlichkeiten für HJ. und BdM. vorgesehen.

Ueberhaupt ist möglichst in allen Kolonien darauf zu achten, daß von vornherein ein Gemeinschaftsraum für die Neubauern und ein HJ.- und BdM.-Heim zur Verfügung stehen.

Siedlung Luisenburg.

Schule in Kleinow, Um- und Erweiterungsbau.

Die Neubauten in Dreesch wurden in 2 Gruppen westlich und ostwärts des alten Gutshofes errichtet. Hierdurch konnten zwei Forderungen für einen guten Einteilungsplan der neuen Dorfflur erfüllt werden. Die Gehöfte liegen nicht zu weit auseinander, und die Zahl der zu jedem Betrieb gehörigen Ackerpläne ist gering.

Mudder Nacht.

VON ERNA TAEGE.

Nu goon de wieden Stroten
all met de Tied to Ruh.
Nu hüer ick deep dien Oden,
du grote Mudder du.

Nu is dät all so eben,
unner een Dack de Welt.
Van all dät lude Leben
bleev bloß de Wind upt Feld.

Keen Söken un Verbiestern
up Stroten, wiet un kruus.
Is bloß een Weg in'n Düstern,
un de, de geiht no huus.

Un över alle Stroten
geit as de Wind so sacht
dien schönen, deepen Oden,
du leeve Mudder Nacht.

Unſ' Uckerſee.

Van Max Lindow.

Unſ' Uckerſee, wat is he ſchön un ſchier!
As weer 't een Herrgottsoog, ſo blinkt ſien Woter.
Een Rieſenſülverdoler! Un een Speegel ok,
in den ſich Sunn, Moon, Stärn un Wulken ſpeegeln.
Rundrüm de gröne Kranz van Schilf un Rohr,
de kriedewitte Sand vör an dat Oever. —
Dat Woter is ſo kloor! Deep up den Grund
kann een de velen glatten Steener tellen.
Und all de Fiſch, de mank dat hohge Rohr
un in dat klore Woter överluſtig ſpelen.
Oft ſteiht een Heekt ok ſtief un muckſenſtill
an eenen Pohl un luert, dor ſall wat komen . . .
Stiggt öwer 't Kap de leeve Morgenſunn,
ſchmitt ſchieret Gold ſe up dat bloge Woter,
un geiht ſe öwer Rööpſchdörp ſpäd to Bedd,
liggt up den See ſe as dat rode Füer. —
Un wat för 'n Leven is dat up den See,
dat blivvt bi Sommerdag bi een Geſchnöter!
Dat ſingt un fleut't un quackelt in dat Rohr,
dat quarrt un quiekt un blivvt bi een Vertellen.
Rohrſparling weegt ſich up den längſten Halm
un röppt in eensweg: „Koorl, Koorl, Koorl, Koorl,
kiek, kiek!"
Bläsnörken dümpeln unner! Huvendüker
geiht up den Fiſchtog — un verſteiht ſien Fach.
De witten Möwen ſtippen mit de Flüchten
in 't Woter. Fiſchreiher krookt un nimmt ſich up,
wenn mit den Kohn ſien Konkurrenten komen.
De willen Gäns verkrupen ſich in 't Rohr
un drömen öwer Dag van Geſt un Hover!
Rohrdummel awer ſett' dat Tuuthöörn an
un möckt de Lüüd, de bang ſind, nachts noch grulig.
An 't Oewer ſchriggt de Kiewitt ümmerdrupp „kiewitt!"
un lockt den Oodbeer af van Neſt und Eier.
Kümmt de Howih, verkrüppt ſich all's in 't Kruut,
un Entenmudder röppt: „Fix dükert unner!" —
Nu kiekt mol dor, nu komen witte Schwoons,
de hebb'n Ferern, rein as Sied un Atlas!
Wat drogen ſe den Kopp ſo piel to Hücht,
as dücht ehr dat, ſe weren Königsvögel!
„Hans, Hans, Hans, Hans!" ſo röppt een Kind
un ſchmitt in 't Woter grote Stücken Stuten.
He kümmt, he kümmt, he fiſcht den Stuten up
un böögt den Hals, lött ſich van neeg bekieken. —
Wat is dat ſchwool. Keen Krömel Wind!
De See, de is ſo glatt, as weer he 'n Speegel.
De Düker jappt! De Hitt is em to groot.
He dükert! Unner is dat ok woll köhler. —
Een düſter Wand ſteiht öwer d' Kleine Heid!
Dat hett al lücht't un hett al tweemol dunnert.
De Woterſportler gohn nu fix an 't Land,
bloot een poor Angler kön ſich noch nich trennen.
Gewitterluft, mein'n ſe, dor bitt de Fiſch. —
De Dunner rullt! De Sunn hett ſich verkropen,
de ſchwarte Wand, de ſchüvvt ſich neeger ran.
Vörrieder Wind ſtrickt ielig öwer 't Woter. —
Sssssssss — Nu ward 't Aernſt! Nu kümmt dat rup,
nu ſchmitt de See al grote, hoge Bülgen!
Schwart is dat Woter! Witte Kämm van Schuum
up ſienen Nacken, kümmt dat düſter Woter
van Rööpſchdörp her un wöltert ſich an 't Land.
De Rohrhalms bögen ſich as Pietſchenſtöcker.
De Blitz tuckt run! De Dunner bröllt dormank!
De Regen knäckert up dat wille Woter!
No Seelübb to, dor geiht een Füer up.
Jitzt ſchleit een Blitz van boven in de Ucker!
De Dunner blafft! De Regen praſſelt dol!
Wat is 't för 'n Werer! Un de gode Ucker
toovt as 'n Undeert. Wer harr dat ok dacht . . .
Vöröwer. Bloot de ſülvern Sunnenregen
föllt fründlich van den leven Himmel run.
De Sunn lacht al! De bunte Regenbogen
ſteiht öwer Prenzlow ſtolt un hoch un groot.
Rohrſparling röppt ſien Ollſch un ſchunkelt
ſich up den Halm, den he am leevſten hett.
De Schwalwen komen ut de Stadt un ſtröpen
an 't Oewer lang. Hans Schwoon treckt ſacht ſien Fohr.
Bloog is de Himmel, un dat Sunnenlachen
liggt up de Ucker, un ſe freut ſich ok.

Die Steinkistengräber von Bröllin (Kr. Prenzlau.)

Mit 8 Abbildungen.

Von Dr. Karl H. Marschalleck, Berlin.

Von den verschiedenen Gegenden der Mark Brandenburg, jenem politischen Verwaltungsgebilde der neuesten Zeit, das mehrere landschaftlich, kulturell und historisch verschieden geartete Gebietsteile umfaßt, ist der Kreis Prenzlau zweifellos eines der interessantesten und am meisten anziehenden Gebiete. Nicht nur für den Historiker nimmt das über zwei Jahrhunderte zwischen Brandenburg und Pommern hart umkämpfte Gebiet eine gewisse Sonderstellung ein, sondern auch für den märkischen Vorgeschichtsforscher, da die Besiedlung in der Vor- und Frühzeit hier häufig ganz andere Wege gegangen ist als in der übrigen Mark. Der quer durch die südlichen Nachbarkreise Templin und Angermünde verlaufende, heute fast durchweg bewaldete Endmoränenzug der letzten Eiszeit hat das Gebiet des Kreises Prenzlau von jeher nach Süden abgeschlossen, wogegen nach Norden, dem Meere zu, niemals eine natürliche Grenze vorhanden war. So wird es erklärlich, daß die nördliche Uckermark landschaftlich und bis über das Mittelalter hinaus auch kulturell dem mecklenburgisch-pommerschen Raum, dem Ostsee-Raum, angehört.

Schon in der Jüngeren Steinzeit, die etwa das 3. Jahrtausend vor Beginn unserer Zeitrechnung einnimmt, finden wir im Kreise Prenzlau mit einer einzigen Ausnahme rein nordische Bauernkulturen, die der günstigen Bodenverhältnisse wegen besonders im Norden und Osten des Kreisgebietes stark verbreitet gewesen sind. Die älteste ist die Kultur der Großsteingräber (Megalithgräberkultur), verbreitet in allen Randgebieten der westlichen Ostsee, in Vorpommern, Mecklenburg, Schleswig-Holstein, Dänemark und Südschweden. Riesenhafte Zeugen dieser Kulturperiode sind die sogenannten „Dolmen", große, aus Findlingsblöcken aufgerichtete, oberirdische Grabkammern, im Volksmunde mit „Hünengräber" bezeichnet, von denen sich trotz mannigfacher Zerstörung im Kreise Prenzlau noch vier gut erhalten haben, nämlich bei Trebenow, Brüssow (Hammelstall), Neuenfeld und Schwaneberg. Eine jüngere Weiterentwicklung dieser einfachen Grabform sind die großen „Hünenbetten" mit rechteckigem Steinkranz und einer unterirdischen Kammer aus behauenen Steinplatten in der Mitte, wie ein solches 1930 bei Wollschow durch Prof. Dr. Kiekebusch freigelegt wurde.

Gegen Ende der Jungsteinzeit werden die Großsteingräber durch eine neue Grabform abgelöst, die Steinkistengräber, kleine, unterirdische Kisten aus behauenen Steinplatten, die ein, ganz selten auch zwei Skelette in der üblichen Hockerstellung enthalten. Die nach oben offene, rechteckige Steinkammer ist stets mit einem oder mehreren flachen Steinen oder abgespaltenen Steinplatten bedeckt gewesen. Neben dem Toten stehen meist ein — seltener zwei Beigefäße, die wohl ursprünglich mit Wegzehrung für das Jenseits gefüllt waren. Solche Steinkistengräber sind im Kreisgebiet u. a. von Prenzlau (Flugplatz), Dedelow, Schönwerder, Brüssow (Hammelstall) und Wollschow bekannt. Bisher galt Wollschow mit annähernd 20 größtenteils zerstörten Steinkisten als das einzige Gräberfeld dieser Art in der Mark Brandenburg. Nunmehr ist vor kurzem an einer seit 1903 bekannten Fundstelle an der Nordgrenze des Kreises ein neues Steinkistengräberfeld entdeckt worden, das wegen der Unberührtheit und guten Erhaltung seiner Gräber besonders wertvoll ist und noch größere Ausbeute verspricht: Das Gräberfeld von Bröllin.

Die Gemarkung dieses Dorfes liegt in der typisch uckermärkischen, flach-welligen Grundmoränenlandschaft, hart an der pommerschen Grenze, einige Kilometer südöstlich von Pasewalk. Der größtenteils beackerte, teilweise recht fruchtbare Boden besteht vorwiegend aus Geschiebelehm mit eingelagerten Sandadern und ist außerordentlich stark mit Steinen durchsetzt. — Im Jahre 1903 wurden beim Steineroden etwa 80 Meter westlich vom Wege nach Züsedom, 1 Kilometer südwestlich vom Gutshofe (s. Lageplan Abb. 1), zwei Steinkistengräber angeschnitten, von denen eines bereits zerstört war, das andere durch Dr. H. Schumann-Löcknitz genau untersucht und ausgegraben wurde. Während aus dem zerstörten Grabe nur Skeletteile und einige Gefäßscherben

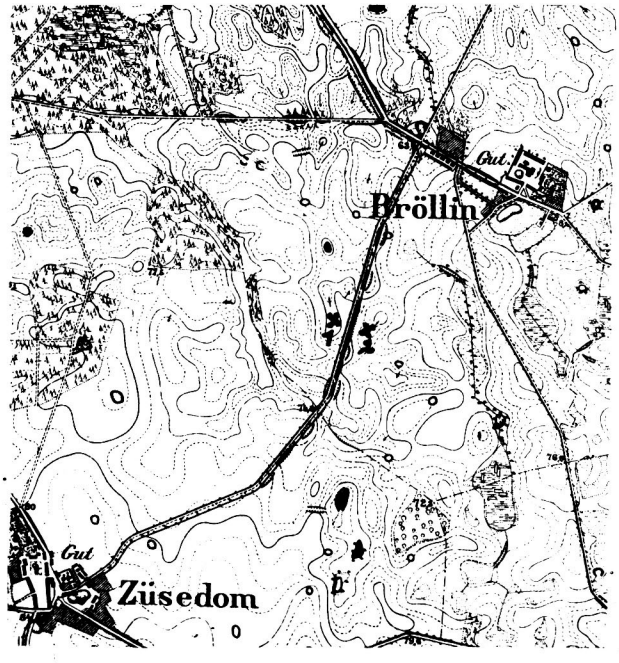


Abbildung 1 / Fundstelle, 1) alte, 2) neue Fundstelle.

erhalten geblieben sind, konnte der Inhalt der zweiten Steinkiste unversehrt geborgen werden. Das Grab bestand aus einer rechteckigen Steinkammer von 15—25 cm starken Quarzitplatten mit einem lichten Durchmesser von 105/60 cm. Der äußere Durchmesser betrug 1,50/95 cm, die Tiefe 80 cm. Der obere Rand

der Kiste lag 30—35 cm unter der Oberfläche. Auf dem Boden der Kammer, die mit einer einzigen großen Steinplatte bedeckt war, lag das Skelett eines jungen Mannes in Hockerstellung auf der rechten Seite, den Kopf nach Südosten, die an den Körper angezogenen Beine nach Nordwesten gewendet. Als Beigaben befanden sich in der Brustgegend ein länglicher Steinkeil aus grauem Diorit und am Kopfende eine unverzierte Kanne mit breitem Bandhenkel (ähnlich Abb. links). Das Skelett mitsamt seinen Beigaben wurde in ursprünglicher Stellung im Uckermärkischen Museum zu Prenzlau wiederaufgestellt (Abb. 2) und bildet eines seiner wertvollsten Schaustücke.

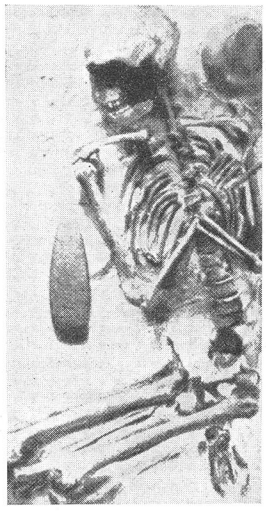


Abbildung 2 / Hockerskelett in Grab 2. (Im Museum in Prenzlau.)

Anfang Mai 1937 teilte Herr Rittergutsbesitzer M. Stoewahs in Bröllin dem Uckermärkischen Museums- und Geschichtsverein in Prenzlau mit, daß in der Nähe der alten Fundstelle, östlich vom Wege nach Züsedom, beim Pflügen Steinkistengräber angeschnitten worden seien. Der von dem Führer des Vereins, Herrn Rechtsanwalt Dr. Schwartz, umgehend benachrichtigte Staatl. Vertrauensmann für kulturgeschichtliche Bodenaltertümer der Provinz Brandenburg, Prof. Dr. W. Unverzagt, Direktor des Staatl. Museums für Vor- und Frühgeschichte in Berlin, beauftragte den Verfasser mit der Besichtigung der Fundstelle, die am 11. Mai stattfand. Letztere lag am Hange einer sanft nach Süden abfallenden Anhöhe, nur etwa 120 Meter von der alten Fundstelle entfernt. Hier war der Pflug auf größere Steine gestoßen, so daß ein Gutsarbeiter mit der Zerschlagung beauftragt werden mußte. Dieser fand nach seinen Angaben die eine Steinkiste bereits völlig zerstört vor und barg aus ihr einige Scherben eines unverzierten sogenannten „Trichterbechers" und eines anderen, größeren Gefäßes. Unmittelbar nördlich daneben befand sich eine gut erhaltene Steinkiste (Abb. 3), deren Inhalt der Arbeiter leider selbst „herausholte". Er fand ein ziemlich gut erhaltenes, nur durch den Spaten verletztes Gefäß genau der gleichen Form wie in dem oben beschriebenen Grab von 1903, nur ohne Henkel. Dem etwas unklaren Bericht nach stand das Gefäß in der Nordwestecke der Kiste. Mehr in der Mitte wurde noch ein kleines schlecht erhaltenes kugelförmiges Gefäß gefunden. Glücklicherweise hatte der Finder sofort die Gutsverwaltung und Herrn Lehrer Heinrich in Bröllin benachrichtigt, der sich in vorbildlicher Weise der Fundstelle annahm, die sonst leider übliche eigenmächtige Nachgrabung unterließ und einen Lageplan der einzelnen Gräber anfertigte. Er stellte ferner fest, daß 20 Meter östlich noch ein weiteres Steinkistengrab mit einem lichten Durchmesser von 120/50 cm angeschnitten, jedoch zur Ackerbestellung wieder überpflügt worden war. Die Hauptfundstelle ließ Rittmeister Stoewahs in dankenswertem Interesse von der Beackerung ausschließen und ermöglichte so eine Ausgrabung und nähere Untersuchung.

Bei der ersten amtlichen Besichtigung durch den Verfasser am 11. Mai wurde die gut erhaltene Steinkiste (Grab 4) genau vermessen und photographiert, die Gefäße gezeichnet und der Steinschläger über die Fundumstände befragt. Nach seinen Angaben befand sich in der Kiste kein Skelett, obwohl die Bodenart für die Erhaltung von Knochen ziemlich günstig ist. Entweder sind dem Manne die zerbrechlichen Knochen entgangen oder es handelt sich um ein sogenanntes „Leergrab", das nie einen Toten enthalten hat. Bei der Untersuchung dieser Kiste durch den Verfasser konnte festgestellt werden, daß sich auf dem Boden eine geschüttete Lage von zerschlagenen kleinen Steinen befand, auf der die Gefäße gestanden hatten. Der lichte Durchmesser der Kammer betrug 110/55 cm und entsprach damit ziemlich genau den Ausmaßen von Grab 2 und 5. Es ist dies augenscheinlich die normale Größe der Brölliner Gräber für Erwachsene. Ueber die bedeutend kleineren Kindergräber wird im folgenden gesprochen werden.

Eine oberflächliche Freilegung der näheren Umgebung von Grab 4 ergab in kurzer Zeit zwei weitere Steinkisten, die jedoch wesentlich kleiner waren als die bisher aufgefundenen und sich daher von vornherein als Kindergräber erkennen ließen. Schon beim Abtragen des Mutterbodens konnte eine wich-

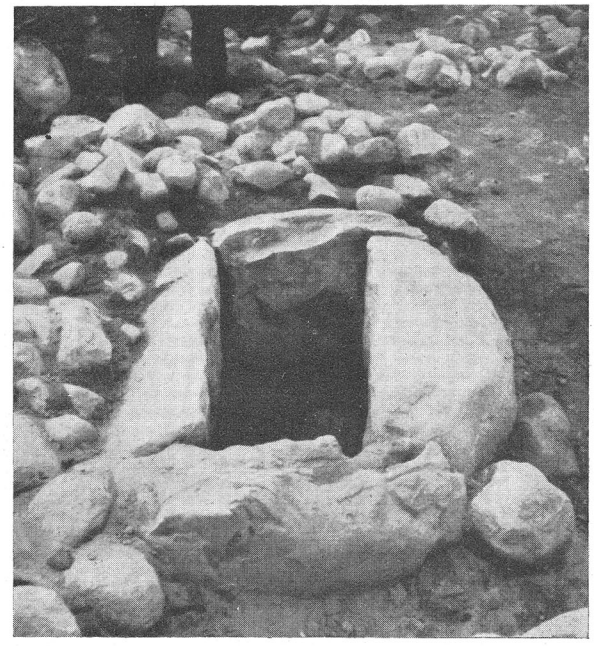


Abbildung 3 / Grab 4. Links die umgebende Steinlage.

tige Feststellung getroffen werden. Es zeigte sich, daß zahlreiche kopfgroße und noch größere unbehauene Feldsteine auf und neben den Steinkisten lagen und mit den Gräbern in irgend einem Zusammenhang stehen mußten (vgl. Abb. 3). Eine Erklärung dafür ist nur so möglich, daß nach der Schließung der Graböffnung mit der Deckplatte wahllos größere und kleinere Steine über das Grab gehäuft wurden, so daß ein regelrechter kleiner Hügel entstand, der das Grab an der Oberfläche kenntlich machte. Dieser Steinhügel hat sich im Laufe der Jahrtausende durch Witterungseinflüsse allmählich verflacht und ist später durch Ueberackerung völlig auseinandergerissen worden. In ständig bewaldeten Gebieten — so besonders im Kreise Templin — haben sich solche Steinhügel teilweise bis heute erhalten.

Die Ausgrabung der beiden Steinkisten Nr. 6 und 7, zu der Rittmeister Stoewahs in dankenswerter Weise Arbeitskräfte zur Verfügung stellte, fand vom 27.—29. Mai statt. Bei Grab 6, dessen Freilegung Abbildung 4 zeigt, bestanden die Platten mit Ausnahme der granitenen westlichen Kopfplatte aus kreidigem Kalkstein. Die Deckplatte war durch den Pflug bereits früher entfernt worden. Da die Freilegung diesmal sachgemäß erfolgte, war es möglich, wichtige Beobachtungen über Art und Aufbau des Grabes zu machen, die sich auch bei der Ausgrabung von Steinkiste Nr. 7 bestätigten. Zur Anlage des Grabes wurde zuerst eine rechteckige Grube in Tiefe von etwa einem Meter ausgehoben. In diese Grube wurden zuerst die beiden Seitenplatten, sodann die Kopfplatten eingelassen. Alle Zwischenräume und Hohlräume zwischen den einzelnen Platten wurden dann sorgfältig mit teils behauenen, teils unbehauenen Steinen ausgefüllt und verkeilt (siehe Abb. 5 und 7). Bild 5 zeigt die Verkeilung der Südseite von Grab 6 und die Unterlage von Rollsteinen an der östlichen Kopfplatte. Bei Grab 7 ist ein Zwischenraum an der Nordostecke sorgfältig mit eigens zu diesem Zwecke keilartig behauenen Steinen ausgefüllt worden (Abb. 7).

Abbildung 4 / Grab 6. Bei der Freilegung.

Der lichte Durchmesser von Kiste 6 betrug 75/30 cm, also nicht ausreichend, um den Körper eines Erwachsenen aufzunehmen. Bei der Oeffnung des Grabes, die durch Abnehmen der beiden Kopfplatten und der nördlichen Seitenplatte erfolgte, bot

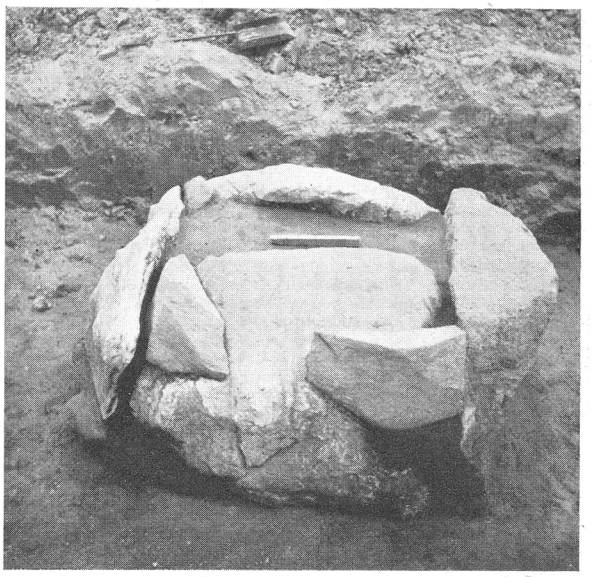


Abbildung 5 / Grab 6. Freigelegt.

sich ein eigenartiges Bild: In einer Tiefe von 45 cm unter dem Rande der Kiste fanden sich die ersten äußerst zerbrechlichen Knochen. Unter Zuhilfenahme von Messer, Pinsel und Bürste wurden schließlich in mühsamer Arbeit zwei in Hockerstellung übereinanderliegende Kinderskelette freigelegt, deren stark zerdrückte Schädel an den Querseiten der Kammer lagen (Abb. 6). Die stark an den Körper angezogenen Beinknochen befanden sich etwa in der Mitte der Kiste. Leider waren die Knochen bereits stark brüchig und teilweise durch Nagetiere aus der Lage gebracht, so daß eine Wiederherstellung der Skelette nicht möglich sein wird. Die Stärke von Arm- und Beinknochen, die Dicke der Schädeldecke sowie einige Milchzähne ließen erkennen, daß hier zwei Kinder im Alter von 5—8 Jahren bestattet worden waren. Jedes Kind hatte als Grabbeigabe ein kleines, wahrscheinlich ursprünglich mit Nahrung gefülltes Gefäß, beide in der Brustgegend auf der Seite liegend (Abb. 6). Das eine Gefäß ist ein kleiner henkelloser Topf, das andere eine Tasse mit abgesetztem Oberteil und breitem Bandhenkel, beide unverziert. Auf dem Boden der Kiste lag wieder die bei allen Broellner Gräbern vorhandene schotterartige Schicht fein zerschlagener Steine als Unterlage.

Nur knapp zwei Meter von diesem Grabe entfernt befand sich eine noch etwas kleinere, ebenso sorgfältig hergestellte Steinkiste (Grab 7), ebenfalls mit zahlreichen Steinen bedeckt und von außen mit solchen umgeben (Abb. 7). Die Deckplatte war vom Pfluge abgerissen und um einen Meter verschoben worden. Der Durchmesser dieser Kiste betrug nur 50/40 cm. Auch hier waren, wie Abb. 7 zeigt, die Zwischenräume sorgfältig mit Steinen verkeilt.

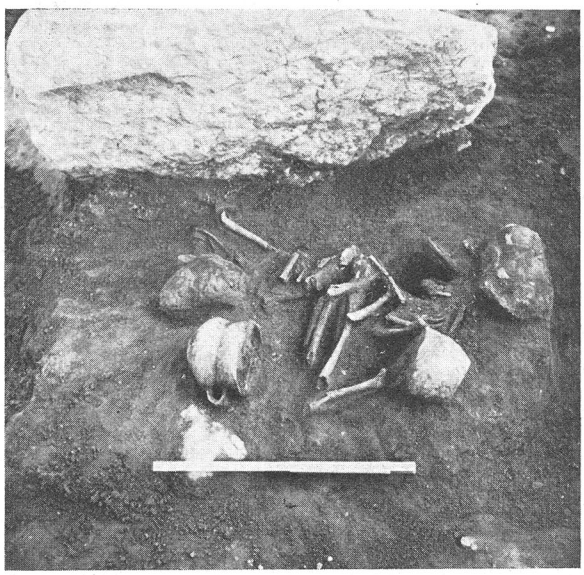


Abbildung 6 / Grab 6 geöffnet. Zwei Kinderskelette mit Beigefäßen.

Abbildung 7 / Grab 7 freigelegt.

Das Grab enthielt auf der üblichen Schotterschicht ein fast völlig vergangenes Skelett eines ganz kleinen Kindes. Zwei winzige Milchzähne an der Westseite der Kammer ließen erkennen, daß der kleine Tote mit dem Kopf nach Westen gelegen hat. In der Südostecke der Kiste, also am Fußende standen zwei unverzierte flache Schalen, die eine deckelartig über die andere gelegt (Abb. 8). Auch den kleinsten Kindern wurde in liebevoller Weise Wegzehrung für das Jenseits mit ins Grab gegeben.

Wir kommen nun kurz zur wissenschaftlichen und kulturellen Bedeutung der Brölliner Steinkisten, über die der Verfasser nach Untersuchung weiterer, bereits durch Probegrabungen festgestellter Gräber und eingehender Bearbeitung des Fundmaterials eine ausführliche Veröffentlichung bringen wird.

Nach der Art des Grabbaues und der Form der Gefäße gehören die Gräber in den Ausgang der Jüngeren Steinzeit und den Beginn der Bronzezeit, sind also zeitlich um die Wende des dritten vorchristlichen Jahrtausends anzusetzen. Es ist, wie oben erwähnt, die jüngste und letzte Form der Steingräber des nordischen Kulturkreises, die sich von den Riesenformen der Frühzeit allmählich zu immer kleineren Formen weiterentwickelt haben. Während in der Blütezeit der nordischen Steinzeitkulturen mit ihren kunstvoll verzierten Gefäßen die Töpferkunst einen unerreichten Aufschwung genommen hatte, ist am Ende der Jungsteinzeit bereits ein Rückgang eingetreten: Die Gefäße sind fast durchweg roh und unverziert und lassen nur noch einen Abglanz der ehemaligen Anmut in Form und Verzierung erkennen.

Es ist eine Zeit der kulturellen Umwälzungen, in welche die Brölliner Gräber fallen, eine Zeit, in der sich grundlegend Neues auf wirtschaftlichem und geistigem Gebiet anbahnt. Von Süden her dringt allmählich der Gebrauch der Bronze nach Norden vor und beginnt die materielle Kultur der nordischen Bauernvölker, die bisher nur Holz, Knochen und Stein als Werkstoffe kannten, umzugestalten und die Hochkultur der Bronzezeit einzuleiten. Gleichzeitig breitet sich die Sitte der Leichenverbrennung, ebenfalls von Süden her kommend, mehr und mehr aus und schafft damit grundlegend andere Vorstellungen vom Fortleben nach dem Tode. Die Steinkistengräber der Uckermark stehen an der Wende dieser neuen Zeit, in der benachbarte Völker und Kulturen schon zur Leichenverbrennung übergegangen waren.

Die Frage nach dem Volksstamm der Steinkistenleute kann nicht beantwortet werden, da für eine so frühe Zeit Stammesgliederungen noch nicht vorgenommen werden können, geschweige denn Völkernamen überliefert sind. Sicher ist jedoch, daß diese Gräber im weiteren Sinne jener großen nordisch-indogermanischen Bauernkultur angehören, deren Träger als Vorfahren der späteren Germanen anzusehen sind.

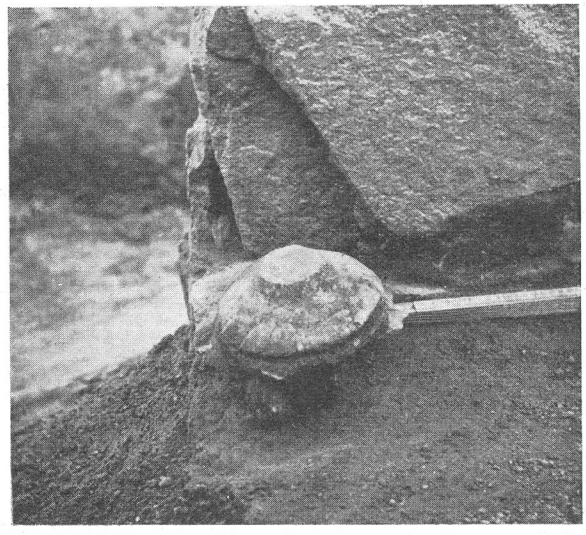


Abbildung 8 / Beigefäße in dem geöffneten Grab 7.

Um die vom Verfasser ausgegrabenen drei Steinkistengräber von Bröllin der Nachwelt zu erhalten, werden sie am neuen Uckermärkischen Museum, auf dem Hofe des ehemaligen Dominikaner-Klosters zu Prenzlau, wiederaufgestellt werden. Die Aufstellung wird so erfolgen, daß die ursprüngliche Art der Grabanlagen nach Möglichkeit gewahrt bleibt. Obwohl der Transport der schweren Steinplatten große technische Schwierigkeiten verursacht, hat Herr Rittmeister Stoewahs sich bereit erklärt, die Beförderung bis zum Gutshofe durchführen zu lassen. Der Uckermärkische Museums- und Geschichtsverein wird den Weitertransport nach Prenzlau übernehmen. — Die größtenteils gut erhaltenen Gefäße, deren Inhalt noch auf Nahrungsreste hin mikroskopisch untersucht wird, werden später in der vorgeschichtlichen Abteilung des Prenzlauer Museums aufgestellt werden und hier eine oft empfundene Lücke ausfüllen.

Im Herbst 1937 sollen noch weitere, bereits festgestellte Gräber an der gleichen Fundstelle ausgegraben werden, worüber der Verfasser im Kreiskalender für 1939 einen erneuten Bericht bringen wird. — Die Leser des vorliegenden Aufsatzes, soweit sie Erdarbeiten jeder Art durchführen oder für solche verantwortlich sind, werden gebeten, jeden vorgeschichtlichen Fund gemäß den Bestimmungen des Ausgrabungsgesetzes unverzüglich beim Landratsamt oder direkt an den Staatl. Vertrauensmann für kulturgeschichtliche Bodenaltertümer der Provinz Brandenburg in Berlin SW 11, Prinz Albrechtstr. 7, zu melden. Von dort aus wird für sachgemäße Untersuchung der Fundstelle und Bergung der Funde Sorge getragen. Besonders häufig ist in der Uckermark die Auffindung von Steinkisten und künstlichen Steinsetzungen, deren Zerstörung stets einen großen Verlust bedeutet. Es ist daher besonders darauf zu achten, daß die Fundstellen nicht aus Unkenntnis oder Neugier von unberufener Hand zerstört werden, sondern bis zum Eintreffen eines Fachmannes in möglichst unverändertem Zustande erhalten bleiben. Nur dann ist es dem grabungstechnisch geschulten Vorgeschichtsforscher möglich, die Funde sachgemäß zu bergen, die Fundstelle wissenschaftlich zu untersuchen und damit wertvolle Bausteine zur Kenntnis unserer ureigensten nationalen Vergangenheit zu gewinnen.

Der Fischer und der Schwan.

Ein Uckermärchen von W. Groß. / Zeichnungen von W. Keding.

Es war einmal ein Fischerjunge, der wohnte mit seiner Mutter in einer einsamen Fischerhütte am Uckersee. Sein Vater war schon früh gestorben. Der Junge erinnerte sich nur dunkel an den großen Vollbart und die blauen Augen seines Vaters; wenn seine Mutter wieder und wieder von ihm erzählte.

Mit seiner Mutter war er ein Herz und eine Seele. Sie spielte, scherzte und sang mit ihm. Eins der alten Lieder hörte er zu gern. Das mußte sie oft singen. Und es fing so an:

Et weer'n twee Königskinner,
de hadden eenanner so lew,
de künnen tosom nich komen,
dat Woter was väl to deep.

Doch hatte die Mutter nicht immer Zeit für den Jungen. Sie mußte sich recht und schlecht durchschlagen und mußte fischen wie ein Mann. Dann saß der Kleine bei ihr im Kahn, rückte und rührte sich nicht und paßte nur auf, wie die Mutter sich bewegte. Und es dauerte nicht lange, da konnte der Knabe schon tüchtig zufassen und seiner Mutter helfen.

Einmal zur Nacht klopfte es ganz leise an die Tür der Hütte. Als die Mutter erwachte und vor Schreck aufschrie, erklang von draußen eine helle Stimme: „Hilf mir!" Da nahm sich die Frau ein Herz, öffnete die Tür und guckte durch den Spalt hinaus. Sie sah eine weiße Schwanenjungfrau mit hellrotem Schnabel und blanken Augen vor sich. Die bettelte: „Ich habe mir einen Haken von deinen Angeln in den Fuß gerissen. Ziehe ihn heraus." Die Frau ließ den Schwan in die Stube, holte einen Kienspan vom Feuer, zündete die Fackel an und steckte sie in den Ring am Pfosten. Dann zog sie dem Schwan den Widerhaken heraus. Als er dabei laut aufschrie, wurde der Knabe munter und richtete sich auf seiner Lagerstatt hoch. Verwundert sah er das weiße Gefieder und die hellen Augen. Auch der Schwan blickte erstaunt den Knaben an, zog mit dem Schnabel einen Ring von seinem Fuß und schenkte ihn dem Jungen zum Dank für die Hilfe. Dann verschwand er wieder.

Als der Knabe siebzehn Jahre alt war, betrieb er die Fischerei schon ganz allein. Er blieb oft den ganzen Tag auf dem See und kehrte dann mit reicher Beute heim. Die Mutter konnte alle Tage davon an die Kaufleute, die bei der alten Burg rasteten, verkaufen. Und nun ging es ihnen gut.

An den Schwan dachten sie nur, wenn sie ab und zu den schönen Ring mit dem blanken Stein betrachteten. Sonntags steckte ihn der Junge an den

Ringfinger. Und immer, wenn er ihn trug, lockte ihn das Waſſer übermächtig zum Schwimmen. Die Mutter warnte ihn wohl. Er aber lachte dann und meinte: „Mutter, ich ſchwimme wie ein Fiſch, und der See iſt mein Freund!“ Wenn die Mutter ihn dann aber ſo weit draußen ſah, daß ſein Kopf nur noch wie ein kleiner Punkt erſchien, ging ſie in die Hütte und wurde traurig. „Wie lange iſt es her“, dachte ſie, „daß der Junge auf meinem Schoß ſaß, und ich ihm vorſang und erzählte. Nun wird er wohl bald von mir gehen und ſich von anderen etwas ſingen und erzählen laſſen.“

Oft, wenn der Jungfiſcher im See ſchwamm, dann klang ihm das alte Lied in den Ohren:

Leew Harte, kannſt du nich ſchwemmen?
Leew Harte, ſo ſchwemm doch to mi!

Und die Unruhe packte ihn. Er holte mächtig mit den Armen aus und ſchwamm und ſchwamm. Es war ihm ſo, als müßte er die Königstochter dabei finden. Und einmal begegnete ihm weit draußen auf dem See die Schwanenjungfrau. Wie Silber leuchtete das blanke Gefieder, wie Purpur der rote Schnabel. Auf dem Kopfe aber trug ſie eine kleine goldene Krone. „Die Krone mußt du haben“, rief es da in ihm. Und er verfolgte den Schwan und kam ihm näher und näher. Da ſträubte der Schwan ſein Gefieder, ziſchte ihn an und ſtieß ſeinen Schnabel nach ihm. In dem Augenblick packte der Schwimmer zu und erhaſchte die kleine Krone. Wie er ſie in ſeiner Hand fühlte, merkte er, daß ſie größer und ſchwerer wurde und ihn in die blauen Fluten zog. Er wollte ſie nicht laſſen und begann zu kämpfen. Doch ſie wurde immer ſchwerer und ſchwerer, ſeine Kräfte erlahmten, und ſeine Sinne ſchwanden.

Als er wieder erwachte, lag er in einem weichen, weißen Bett. Und eine blendende Helle umſpielte ihn. Er ſah, daß er in einem gläſernen Hauſe war. Neben ſeinem Bett aber ſtand ein wunderſchönes Mädchen mit der kleinen Krone im langen Blondhaar. Ueber den Arm trug ſie noch ihr Schwanengewand. Das legte ſie auf einen Stuhl. Dann nahm ſie die Krone und reichte ſie lächelnd dem Jungfiſcher, und er durfte ſie immer tragen und lebte wie ein König in dem gläſernen Schloß. Und die Schwanenjungfrau war ſeine Königin.

Lange Zeit war vergangen. Ihn deuchte, es wären ſieben Jahre. Da wachte er eines Morgens auf und ſah ſeine Königin nicht. Auch Schwanengewand und Krone waren verſchwunden. An die Wände des Schloſſes aber ſchlugen die brodelnden Wellen, und viele Fiſche, die er lange nicht geſehen hatte, aber jetzt alle wiedererkannte, guckten mit neugierigen Augen durch die grünen Fenſter. Da dachte er plötzlich an ſeine Mutter. Und ihn packte die Sehnſucht nach Hauſe. Er ſtürmte durch die gläſerne Wand, tauchte aus den Fluten empor und ſchwamm mit kräftigen Stößen an das Land. Doch kannte er die Ufer nicht wieder. Vor ihm lehnte Haus an Haus, umgeben von einer gewaltigen Mauer mit ſtarken Toren. Zwei hohe ſpitze Türme, die dicht nebeneinander ſtanden, reckten ſich über die Dächer empor. Verwundert ſtieg er aus dem Waſſer. Durch eines der Tore ging er hindurch, kam von Straße zu Straße und begegnete vielen bunt gekleideten Geſtalten. Er ſuchte das Haus ſeiner Mutter, fand es aber nicht. Die Menſchen, die er fragte, lächelten leiſe und zogen die Schultern. Sie verſtanden ihn ſcheinbar nicht. Zuletzt ſtand er allein auf einem großen Platze vor einem hohen Hauſe mit vielen Fenſtern und einem ſpitzen Turm auf dem Dache. Ueber der Tür aber ſah er ein Wappen mit einem Schwan darauf. Da wandte er ſich um, rannte die Straßen hinab an den See, ſprang hinein und ſchwamm mit mächtigen Stößen in das Waſſer hinaus.

Ein Mädchen, das ihm vom Ufer aus nachblickte, ſah plötzlich einen Schwan neben ihm, der trug eine goldene Krone. Danach griff der Schwimmer. Dann ward er nicht mehr geſehen. Das Mädchen aber ſummte auf dem Heimweg leiſe vor ſich hin:

Se nahm in ehre Arme
den Königsſohn, o weh!
Se ſprüng mit em in de Wellen:
„Lew Vader, lew Mudder, ade!“

Uebergabe der Kasernen an das Artillerie-Regiment 38.

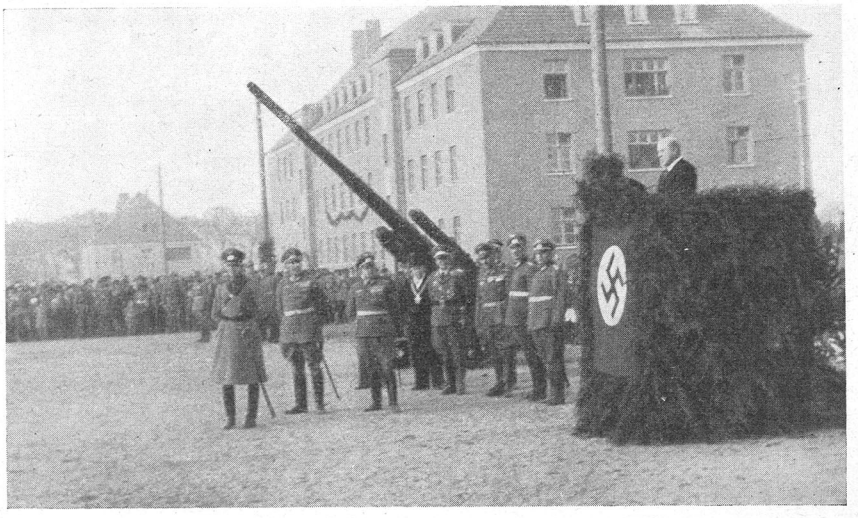
Von Ernst Fürstenau.
6 photographische Aufnahmen von Hans Heber, Prenzlau

An der Chaussee von Prenzlau nach der Kleinen Heide, und zwar an der Abzweigung des Weges nach Röpersdorf, ist in kurzer Zeit ein neuer Stadtteil entstanden. Es sind dies die Kasernen der Beobachtungs-Abteilung 2 und des Artillerie-Regiments 38. Einfache, aber schmucke Gebäude, mit Blick über den Uckersee auf die alte Stadt Prenzlau, auf ihre wuchtigen Kirchen und Türme. Ein wundervoller Blick — ein Städtebild, wie es schöner nicht sein kann.

Während die Beobachtungs-Abteilung ihr neues Heim bereits im Laufe dieses Sommers belegte (s. Seite 98 des Heimatkalenders), bezog das Artillerie-Regiment 38 am 21. Oktober d. J. die neuen Kasernen.

Auf dem Hof der Kaserne Abteilung I hatte das Artillerie-Regiment in einem offenen Viereck Aufstellung genommen. In der Mitte des Platzes ragten die Rohre zweier Geschütze zum Himmel. Die Kasernen waren mit Girlanden und frischem Grün geschmückt. Die Bevölkerung der Stadt hatte sich in großer Zahl eingefunden, um der historischen Stunde beizuwohnen.

Der Artillerie-Kommandeur, Oberst Kaulbach, schreitet die Front ab und begrüßt die Ehrengäste.



Regierungsbaurat Fetzer übergibt die Kasernen.

Gegen 15 Uhr traf der Artillerie-Kommandeur 2, Oberst Kaulbach, begleitet von dem Kommandeur des Artillerie-Regiments 38 — Oberst Rathke — ein. Oberst Kaulbach schritt zuerst die Front ab und begrüßte die Ehrengäste. Alsdann richtete er Worte der Begrüßung an die Truppe, wobei er einen kurzen Rückblick auf das vergangene Jahrzehnt hielt und dankbar der geschichtlichen Wendung gedachte. Er hoffe, daß sich die Truppe in den Mauern Prenzlaus ebenso wohl fühlen möge, wie die Flieger und die Beobachtungs-Abteilung. „Ich erwarte", so schloß der Artilleriekommandeur, „daß sich die beiden Abteilungen jederzeit gut bewähren und als tüchtige Artilleristen stets vom rechten Fleck auf das rechte Ziel schießen werden. Heil Kanoniere!"

Etwa ½ Stunde später erschien der Divisionskommandeur, Generalmajor Bader. Der General begrüßte die Ehrengäste und schritt sodann, gefolgt von dem Artillerie-Kommandeur, Oberst Kaulbach, dem Regiments-Kommandeur, Oberst Rathke, dem Kommandeur der I. Abteilung, Major Prahl, Landrat Dr. Conti, Kreisleiter Burmeister und Bürgermeister Fahrenhorst, die Front ab.

Nunmehr erfolgte die Uebergabe der Kasernen an das Regiment durch Baurat Fetzer. Er führte folgendes aus:

„Herr General,
meine Herren Kommandeure!

Es ist mir eine große Freude, Ihnen heute einen weiteren und den bedeutendsten Bauabschnitt der gesamten Kasernenanlage des Standortes Prenzlau feierlich übergeben zu können.

Es haben damit die 1. und 2. Abteilung des Artillerie-Regiments 38 ihre endgültige und schöne Unterkunft gefunden.

Wir vom Bau dürfen mit Recht stolz auf diese Leistung sein; denn gerade uns schien es in der letzten Zeit oft, als sollte die Bewältigung dieses Bauabschnittes trotz aller Organisation nicht gelingen. Wenn es trotzdem geschafft wurde, so verdanken wir dies nur dem restlosen Einsatz aller Beteiligten, dem Hand- wie dem Kopfarbeiter, denen allen ich hiermit danken darf.

Nicht zuletzt gilt dieser Dank aber besonders meinen engeren Mitarbeitern von der Neubauleitung, insbesondere dem örtlichen Bauleiter, Herrn Bauassessor Frintrop.

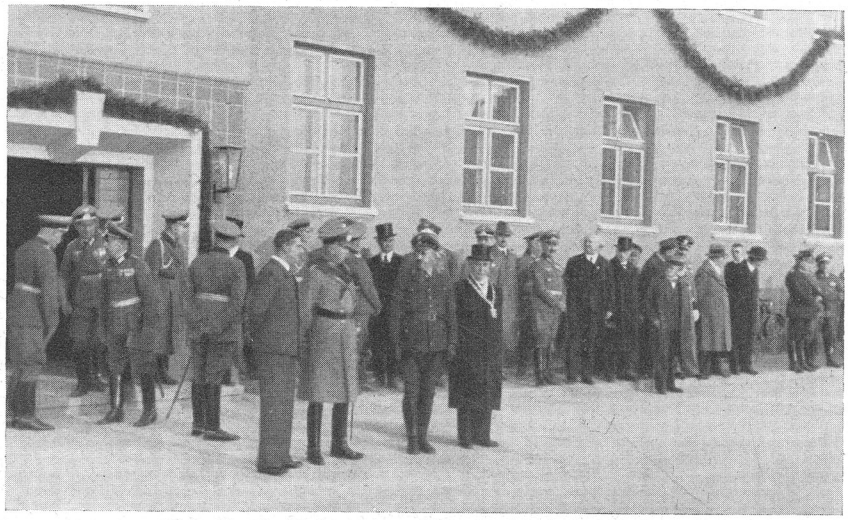
Ich übergebe Ihnen, meine Herren Kommandeure, heute eine schöne und imposante Anlage in einer schönen und ereignisreichen Stadt. Möchten nun auch Ihre Soldaten sich jederzeit der Verpflichtung bewußt sein, dieses Volkseigentum nach besten Kräften zu schonen und zu erhalten.

Nehmen Sie, meine Herren Kommandeure, nun als Symbol der Besitznahme und des Hausrechtes und zur Erinnerung an diese Stunde die reichgeschmückten Schlüssel entgegen.

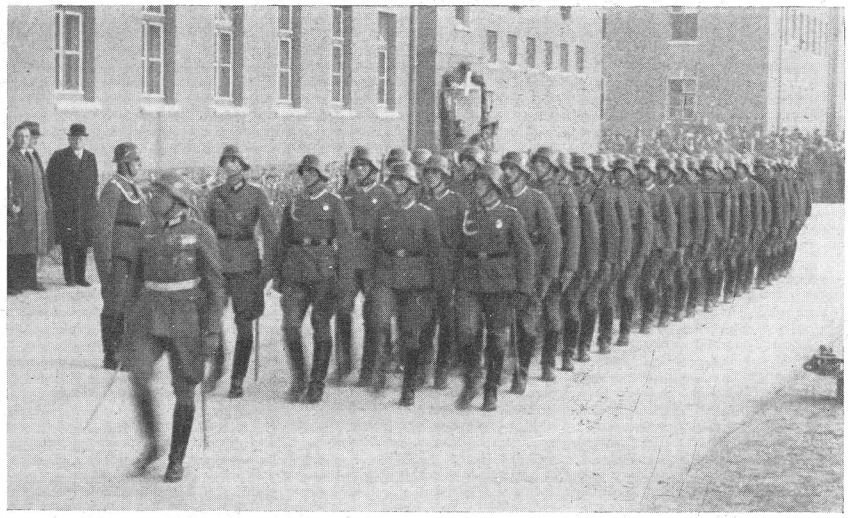
Ich verbinde damit den Wunsch und die Hoffnung, daß das Regiment sich in seinem neuen Heim stets wohl fühlen und ihm nur Gutes beschert sein möge zum Wohle der neuen deutschen Wehrmacht, der auch wir anzugehören die Ehre haben."

Major Prahl nahm die Schlüssel zu den Kasernen entgegen und übermittelte der Bauleitung den Dank der beiden Abteilungen des Regiments. Er hielt folgende Ansprache:

Major Prahl übernimmt die Kasernen.



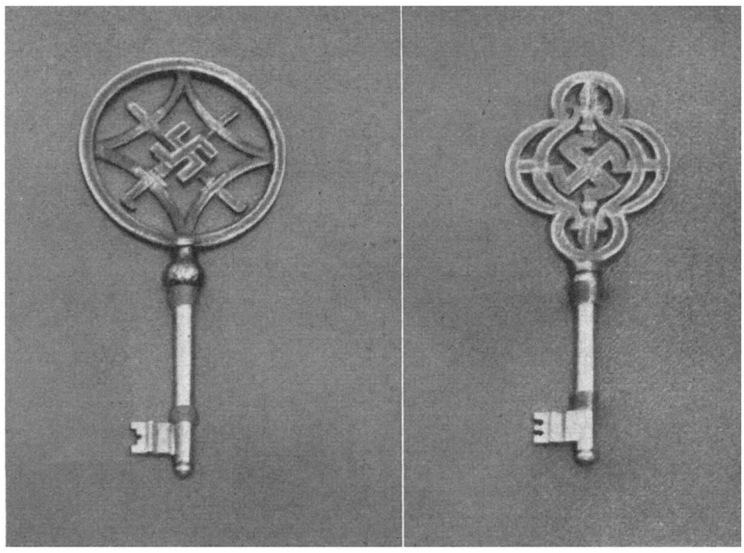
Ehrengäste / Im Vordergrund von links nach rechts: Landrat Dr. Conti, Generalmajor Bader, Kreisleiter Burmeister, Bürgermeister Fahrenhorst.



Vorbeimarsch der Ehrenbatterie.

„Sehr geehrter Herr Baurat!

Im Namen der I. und II. Abteilung des Artillerie-Regiments 38 danke ich Ihnen aufrichtig für die guten Wünsche, die Sie mit der Uebergabe der Kasernen an die Truppe verbunden haben. Wir sind uns bewußt, welche große Arbeit zunächst die Baupläne mit sich gebracht haben, und welche Schwierigkeiten bei der Ausführung der Bauten in dieser wirtschaftlich so angespannten Zeit entstanden sind. Wir kennen auch die Schwierigkeiten, die Sie, meine Herren Bauräte und Baumeister, zu überwinden hatten, um einerseits den Wünschen der Truppe gerecht zu werden und andererseits im Rahmen der Ihnen gegebenen Bestimmungen zu bleiben. Es ist mit größter Energie gearbeitet worden, um wenigstens die notwendigsten Gebäude zeitgerecht fertig zu stellen. Die Abteilungen sind erfreut, aus zum Teil unvollkommenen Unterkünften, in diese so zweckmäßigen und doch schönen Kasernen mit dem herrlichen Blick auf die alte, an Geschichte so reiche Stadt Prenzlau zu kommen. Ich danke den Baumeistern, Architekten, den Angestellten und den Arbeitern, die dieses Werk vollbracht haben, sowie den Herren der Standortverwaltung auf das herzlichste und übernehme die Kasernen in die Obhut der I. und II. Abteilung des Artillerie-Regiments 38 und als Symbol der Uebernahme diese kunstvoll geschmiedeten Schlüssel mit aufrichtiger Dankbarkeit.



Schlüssel zu den Eingangstoren der Kasernen. / Gefertigt von der Firma Ohmann und Konaschewski, Landsberg a. W., nach Entwürfen der Heeresneubauleitung.

Wir versichern, daß wir alles tun werden, uns dieser Kasernen würdig zu zeigen und daß wir hier unsere ganze Kraft einsetzen werden zur Ehre der Wehrmacht und zum Wohle des Vaterlandes.

Es gereicht uns zur ganz besonderen Ehre, heute an diesem Ehrentage unsere hochverehrten Vorgesetzten, den Herrn Divisions-Kommandeur, den Herrn Artillerie-Kommandeur, den Herrn Regiments-Kommandeur und den Herrn Standortältesten begrüßen zu können. Ferner begrüße ich die Vertreter der anderen Truppenteile und des Wehrbezirkskommandos.

Unser besonderer Dank gilt auch dem Herrn Landgerichtspräsidenten, dem Herrn Oberstaatsanwalt, dem Herrn Landrat und dem Herrn Kreisleiter, die uns die Ehre gegeben haben, an dieser Feier teilzunehmen.

Weiter danken wir herzlich dem Herrn Bürgermeister, den Herren seiner Verwaltung sowie den Bürgern und nicht zuletzt der Presse für ihr Erscheinen.

Wir haben in dieser so schönen alten Stadt ein so großes Entgegenkommen gefunden, daß wir sie wohl bald ganz und gerne als unsere neue Heimat betrachten werden. Leider haben wir die Bürger Prenzlaus dadurch enttäuschen müssen, daß wir keinen feierlichen Einzug halten und auch die heutige Feier nur im kleinsten und einfachsten Rahmen veranstalten konnten. Die Gründe hierfür sind ja bekannt. Wenn wir aber mit unserer Neuaufstellung und unseren Kasernen fertig sind, dann werden wir unsere schöne und stolze Waffe, die motorisierte Artillerie, den Bürgern Prenzlaus in vollem Ausmaße und in festlichem Gewande zeigen.

Ich möchte Ihnen, Herr Bürgermeister, und der Stadt auch von dieser Stelle danken für die reiche Beflaggung und für die freundliche Einladung zu dem heutigen Begrüßungsabend, und wir hoffen, daß er dazu beitragen wird, das Verhältnis zwischen Bürgern und uns neuen 38ern zu festigen und zu vertiefen.

Die Prenzlauer sollen einstmals stolz auf ihr Artillerie-Regiment sein.

So soll nun heute erstmalig und dann für alle Zeiten die Kriegsflagge innerhalb dieser Kaserne wehen zum Ruhme der neuentstandenen Wehrmacht und als Zeichen der Größe unseres herrlichen Vaterlandes.

Stillgestanden! Das Gewehr über! Achtung präsentiert das Gewehr! Augen rechts! Heiß Flagge!

Wir wollen aber diese denkwürdige Stunde nicht beschließen, ohne an den Mann zu denken, dem wir dies alles zu verdanken haben.

Unser Oberster Befehlshaber, der Führer und Reichskanzler Adolf Hitler „Sieg Heil!"

Darauf brausten machtvoll die Nationalhymnen über den Platz.

„Augen gerade aus! Das Gewehr über! Gewehr ab! Rührt Euch!"

Ein herrlicher Augenblick! Stolz wird nun für alle Zeiten die Fahne des Dritten Reiches über Kasernen und Stadt wehen.

Ein Vorbeimarsch der Ehrenbatterie vor dem Divisionskommandeur beendete die bedeutsame geschichtliche Stunde.

Wir bauen Deutschlands Zukunft.

Kinder erholen sich - Mütter gesunden.

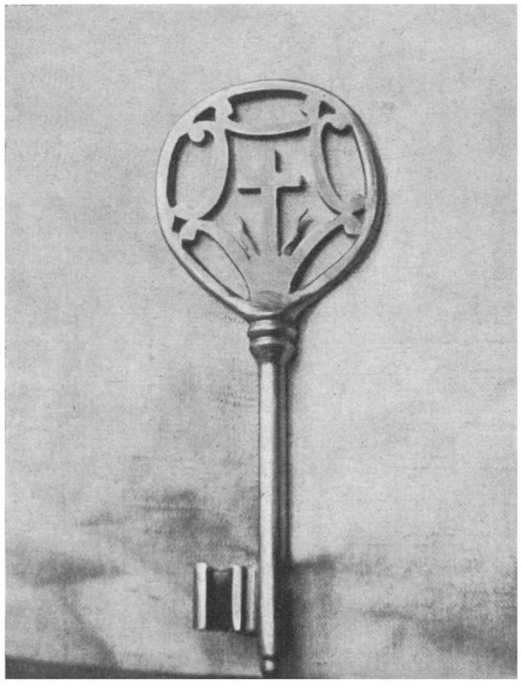
Der neue Staat sieht in der erbgesunden Mutter und ihren Kindern den sichersten Garanten für Deutschlands Zukunft. Ihnen gilt daher in steigendem Maße alle seine Sorge und Arbeit.

25 669 Mütterberatungs- und Hilfsstellen hat die NSV. bis zum 30. September 1936 geschaffen, und 3 300 ihrer Kindergärten und Erntekindergärten stehen im Dienste von Mutter und Kind. In Hunderten von Müttersschulungskursen wurden deutsche Frauen auf ihren schweren und doch so beglückenden Beruf vorbereitet. Ueber 2½ Millionen RM. wirtschaftlicher Beihilfen wurden in 9 Monaten des Jahres 1936 kinderreichen und bedürftigen Familien gewährt und zahlreichen arbeitslosen Vätern kinderreicher Familien Arbeit vermittelt.

Die Krönung der nationalsozialistischen Müttersürsorge ist aber ohne Zweifel die großzügige Mütterserholung der NSV., eine Fürsorge, die in ihren Ausmaßen einzig dasteht. Ueber 175 000 Mütter wurden bisher, d. h. bis gegen Ende 1936, 4—6 Wochen lang verschickt und kehrten als gesündere Menschen in ihre Familien zurück. Was früher niemand zu hoffen gewagt hätte, ist durch die rastlose Arbeit der NSV. zur Wirklichkeit geworden: Deutschlands vielgeplagte und sorgenreiche Mütter gehen in Urlaub! Mehr als 350 Müttererholungsheime werden von der NSV. belegt und sind den größten Teil des Jahres über geöffnet.

Ein Großteil von ihnen wird auch während der Wintermonate belegt, um dann den erholungsbedürftigen Landfrauen, die in den Sommermonaten nur schwer abkommen können, die Möglichkeit einer gründlichen Ausspannung zu geben. Und was das größte ist: während die Mütter in Erholung weilen, trägt die NSV. Sorge für die zu Hause verbliebenen Familienangehörigen, die durch eigens bestellte Helferinnen betreut werden und die sorgende Hand der Mutter nicht zu entbehren brauchen.

Noch ein Wort über die Kinderlandverschickung. 1½ Millionen deutscher Kinder fuhren bisher aufs Land, erlebten zum ersten Male die Schönheit und Größe der deutschen Heimat, wurden ein lebendiges Bindeglied zwischen Stadt und Land und kehrten braungebrannt und gestärkt in die Stadt zurück. Unermeßlicher Segen wird hier gestiftet, ein Segen, der sich erst dann voll und ganz auswirken mag, wenn vielleicht keiner der großherzigen Freiplatzspender mehr am Leben sein wird. Allein, was verschlägt's! Der Jugend gehört die Zukunft, mit ihr wächst ein neues Deutschland heran. Alle Sorge für sie und alle Sorge für die Mütter dieser Jugend ist ein Baustein im Baue eines ewigen Deutschlands. Dietz.



Schlüssel zu der Kirche in Neuenfeld, angefertigt von dem Schmiedemeister Hidde in Nieden. / Bildaufnahme von Frau von Winterfeld, Neuenfeld.

Abendgebet.

VON GERD TAUCHELT.

Gib mir, lieber Vater droben,
eine gute Nacht.
Schick' ein Englein mir von oben,
das mich treu bewacht.

Schütz' die lieben Eltern mein
vor Gefahr und Not.
Will auch immer dankbar sein
dir – mein lieber Gott.

Geschehen der Zeit im Spiegel der Briefmarke.

Zur 1. Prenzlauer Briefmarken-Werbeschau
am 23. und 24. Oktober 1937.

Von K. Koblenz, Prenzlau.

Man könnte die erste Prenzlauer Briefmarkenschau auch „Erste uckermärkische" genannt haben, weil es das erste Mal war, daß der Heimatbevölkerung dieses einzigartige Sammelgebiet gezeigt wurde. Man muß das Wort „Zufall" in bezug auf Briefmarkensammeln ablehnen, denn solange es Briefmarken gibt, ist das Sammeln von Millionen Menschen in allen Teilen der Welt betrieben worden. In Deutschland, und besonders seit der Machtübernahme, hat das Markensammeln einen ganz besonderen Aufschwung genommen, hervorgerufen durch die künstlerische Neugestaltung unserer deutschen Postwertzeichen. Das Geschehen der Zeit spiegelt sich auf den Briefmarken wieder und so ist eine Briefmarke ein Kulturdokument. Alle Zweige des kulturellen Lebens, die politischen Geschehnisse, die Wirtschaft, Technik und Kunst, die Erzeugnisse des Landes, Verdienst und Ruhm der Söhne des Volkes, die Schönheit der Natur, geben das Motiv und schaffen so ein Dokument, das uns Vergangenheit und Gegenwart lebendig hält und macht. Zusammengefaßt ist das Sammeln von Briefmarken nicht nur ein Zusammentragen von bunten Bildern und Wertstücken, sondern eine besinnliche und forschende Vertiefung in die Marke, in ihre Entstehung und ihren Zweck und somit in die Zusammenhänge mit den übrigen Teilen des kulturellen Lebens eines Volkes. Diese wissenschaftliche Betätigung, die das vorwärtstreibende Moment in der Philatelie ist, tritt bei Veranstaltungen — wie z. B. bei dieser ersten Werbeschau in Prenzlau — ganz besonders hervor.

Es ist nicht richtig, wenn der Fernstehende meint, ein Briefmarkensammler sammelt nur deshalb, um sich Werte zu schaffen bzw. sein Kapital festzulegen. Dem ist nicht so, er sammelt, um Werte zu erhalten und vor Vernichtung zu schützen. Genau so wertvoll ist seine Arbeit, wie die des Forschers und Sammlers, der Töpfe und Ringe aus der Zeit des Altertums sammelt. Selbstverständlich besitzt jede Marke einen Wert, der sich nun nicht etwa nach dem Alter der Marke richtet, sondern, kulturgeschichtlich betrachtet, etwas Außergewöhnliches bietet. So hat auch ein Staat das größte Interesse daran, seine Marken so zu gestalten, daß aus ihnen seine Macht und Größe spricht. Ein sehr gutes Beispiel hierfür ist unsere deutsche Briefmarke. Jahrzehntelang trug sie das immer gleichbleibende Bild der Germania, unterschiedlich nur in den Farben der Werte, dann folgte der furchtbare Niedergang unserer Nation, der dann 1923 auf den Inflationsmarken sich für alle Zeiten verewigte. Und seit 1933 verfolgen wir den Aufstieg unseres Vaterlandes auch auf der Briefmarke. So bringt auch die deutsche Briefmarke die Offenbarung der Geschichte. Das Sammeln von Briefmarken ist auch eine völkische Aufgabe, denn es hat nicht nur bildenden Wert, sondern auch in staatspolitischer, volkswirtschaftlicher Hinsicht ist es ein Aufgabengebiet, das im Interesse des Staates und des Volksganzen liegt. Dem aufmerksamen und denkenden Besucher dieser ersten Prenzlauer Werbeschau werden diese Tatsachen zum Bewußtsein gekommen sein und so wird er der Philatelie seine Achtung und Anerkennung nicht versagen können.

Dieser ersten Ausstellung war daher auch ein voller Erfolg beschieden. Ueber 1000 Besucher erfreuten sich an diesem wunderschönen Bilderbuch der Briefmarke, das aufgeschlagen das Interessanteste bot, das jemals in Prenzlau gezeigt worden ist. Besonders die deutschen Marken — Altdeutschland und Deutsches Reich — fesselten immer wieder die Besucher, und wehmütig erinnerten unsere Kolonialmarken an den Besitz, den man uns geraubt hat und — den wir hoffentlich bald wieder besitzen werden. Noch einmal erinnert uns die Festpostkarte vom 30. Januar 1933 an den Aufbruch der Nation, an den Beginn des neuen Zeitalters mit den Bildern Hindenburgs und unseres Führers Adolf Hitler. Der Anfang neuer Briefmarkengestaltung war die Ausgabe vom 21. März 1933 mit dem Bildnis des Alten Fritz. Die Welt wurde gezwungen, die Marken des neuen Deutschland zu ehren und sie begriff es, denn heute stehen deutsche Marken an erster Stelle in der ganzen Welt. Die großen politischen Ereignisse der folgenden Jahre, der sportliche Aufstieg unserer Nation fanden Widerhall auf den kleinen Sendboten des Reiches, die als Diplomaten eine stumme, aber doch eindringliche Sprache von der unüberwindlichen Einheit und der Kraft des neuen Deutschland sprechen.

Der veranstaltende „Verein der Briefmarkenfreunde Prenzlau" hatte zu seiner ersten Ausstellung auch 2 Festpostkarten herausgebracht, die in ihrem Bildwerk einen Geschichtsausschnitt aus unserer ehrwürdigen 700jährigen Heimatstadt Prenzlau bringen. Die Festpostkarten stellten in ihrer künstlerischen Aufmachung etwas Außergewöhnliches dar. Die Federzeichnungen zu beiden Festkarten und zu dem Sonderstempel hat unser Prenzlauer Keding geschaffen, sein zeichnerisches Talent hat die Motive zu lebender Wirklichkeit werden lassen. Die Menschentypen bei der Luftballonkarte zeigen die Spannung, die die Zuschauer beherrscht, als ein Ballon sich glücklich vom Erdboden hebt, um über das Stadtbild zu ziehen. Bei der Rodingerszene, auf der zweiten Festpostkarte, erlebt man die Wirklichkeit des Geschehens, als des Markgrafen Krieger die Sümpfe um Prenzlaus Mauern durchschreiten und der Markgraf auf Rodingers Schultern die Worte spricht:

„Steh fest, mein Mann, es wird sonst arg,
Du trägst die Brandenburger Mark."

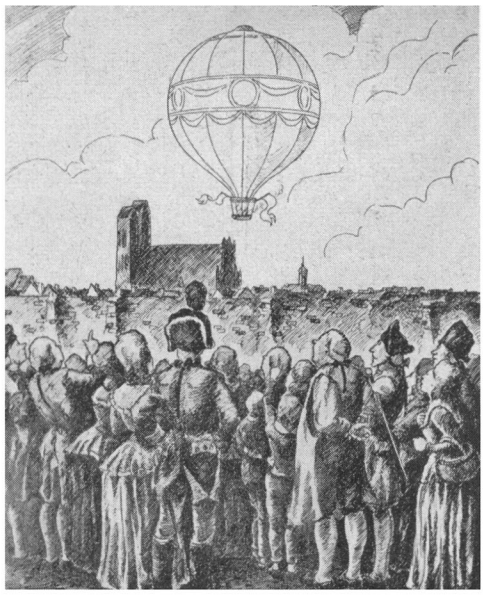


Bild links:
7. April 1784 / Apotheker Schultze in Prenzlau läßt einen Montgolfierschen Luftball aufsteigen.

Bild rechts:
1426. Markgraf Johann zum Stadtknecht Rodinger:
„Steh fest, mein Mann, es wird sonst arg, Du trägst die Brandenburger Mark!"

Bild unten:
Stempel des Sonder-Postamtes.

Aus allen Teilen des Reiches und dem Ausland liefen so zahlreich die Bestellungen auf diese Karten ein, daß der Verein Kürzungen in der Bestellzahl vornehmen mußte, um für die Bevölkerung einen Posten Karten bereit zu halten. Ein kleiner Posten Karten ist zurückbehalten worden, um Interessenten auch noch später damit eine Freude zu bereiten.

Erstmalig in Prenzlau wurde für diese Ausstellung ein Sonderpostamt innerhalb der Ausstellung eröffnet, das einen ungeheuren Zuspruch aufzuweisen hatte. Die Verkehrszahlen des Sonderpostamtes lauten Verkauf von 13 111 Postwertzeichen im Betrage von Reichsmark 1071,12 und Annahme von 210 Einschreibebriefen. Durch die beiden — in den Ausstellungsräumen aufgestellten — Briefkästen gingen 12960 Postsachen, die alle mit dem abgebildeten Sonderstempel versehen werden mußten. Rechnet man daß manche Postsache mit 10, ja sogar mit 20 verschiedenen Marken frankiert war, so ergibt sich die Zahl von etwa 65 000 Stempelabdrücken, die ihren Weg in das Reichsgebiet und ins Ausland gingen, um werbend für unsere Heimatstadt Prenzlau einzutreten.

Diese erste, wohlgelungene Briefmarkenausstellung in Prenzlau hat ihren Zweck voll erfüllt. Sie zeigte Weltgeschichte in gedrängtester Form und vermittelte dem Besucher einen wunderbaren Einblick in ein Gebiet, das viel Freude bereitet, sie zeigte aber auch, mit wieviel Ernst und Liebe das Briefmarkensammeln in weiten Kreisen unseres Volkes gepflegt wird und welche Freude es in den Alltag des Lebens bringen kann. Sie hat aber auch bewiesen, daß das Sammeln von Briefmarken keine Marotte von Sonderlingen, sondern der Ausdruck wissenschaftlichen Studiums und im gewissen Sinne auch Dienst am Volk und Staat ist.

Een ollen Klang.

VON W. GROSS.

Un schlöppt de Stadt, springt wiet van färn
dörch Törm un Däker de Moon,
van bobenin lüchten de blanken Stärn,
un lies' witte Wulken gohn.
Üm Gäwel un Fösten summt et sacht,
ganz heemlich treckt dörch de stille Nacht
een ollen Klang — uns' Muddersprook.

Un röppt de Klock, denn krüppt de Dag
dörch't Door de Stroten entlang.
De Arbeit steiht up, öwer männig Flag
geiht s' stumm met so schworen Gang.
Doch fründlich singt ook an jeder Städ
un iwert met uns van früh bet späd
een ollen Klang — uns Muddersprook.

Un kümmt de Tied, wenn ümmer schwiggt
all Jl, Gedoh un Gehast,
de allerletzt Arbeit ball nedder liggt,
find't jedem sin Ruh un Rast.
Doch enerlei bliwwt noch lang bestohn,
un wenn nochmols dusend Johr vergohn:
een ollen Klang — uns' Muddersprook.

Brandenburger

Wer schützt seit 200 Jahren Euer Hab und Gut?

Die Feuersozietät

die Tradition mit neuzeitlicher Geschäftsführung verbindet

Bedient Euch Eurer Landesbrandkasse

Auskunft erteilt die Kreisdirektion in Prenzlau

Inhalts-Uebersicht.

	Seite
Marienkirche und Mittelturm in Prenzlau. Zeichnung von Ernst Vogel	Umschlag
Morgen. Von Josef Hieß	2
Gauleiter und Oberpräsident Stürtz. Bild	3
Monatstafeln	4—14
Worte des Führers	4—14
Monatsbilder — Siedlungen im Kreise Prenzlau. Zeichnungen von Ernst Vogel	5—15
Nationale Gedenktage	5—15
Gedichte von Katharina Block	16
Der Dammbruch am Strom. Eine zeitgeschichtliche Skizze. Von Kreiswiesenbaumeister Schachtner. (Mit 11 photogr. Aufnahmen)	17
Die Wahrhaftigkeit als Staatsgrundsatz. (Die erzieherische Aufgabe der NSV. und des WHW.)	21
Wo wi as junge Lüd den Harwstmarkt begüngen. Erzählung von Pastor i. R. Sydow	22
Brüssow mit Arbeitsdienstlager. (Photographische Aufnahme von Burow)	24
Die Kopfsteuer in der Uckermark von 1620. Von Dr. Joh. Schultze	25
Fahnenübergabe an die Aufklärungsgruppe 122 Prenzlau. Von Ernst Fürstenau. (Mit 5 Aufnahmen von Robert Bertuch)	27
Trudel und Rudel. Erzählung von Max Lindow	29
Een'n bessern as du. Von Pastor i. R. Sydow	31
Prenzlauer Pfingsten 1374. Von Dr. Schwartz. (Mit 1 photogr. Aufnahme von Bertuch)	32
Feldwebel Probst — 18. 4. 1864. Von Gustav Metscher	35
Olle Kamellen. Erzählt von W. Groß	36
Röpersdorfer Wiesenweg. (Zeichnung von Wilh. Keding)	38
Ein tapferer märkischer Zimmermeister. Erzählt von Gustav Metscher. (Mit einer Abbildung)	39
Das Tertiär von Röpersdorf. Schilderung und Aufnahmen von Dr. Martin Rudolph	41
Altbürgermeister Ernst Lindow-Röpersdorf	44
Der Kreistag der NSDAP. am 29. Mai 1937. Von Felix Kastner	45
De Möller un de Kobold. Sage von W. Groß	46
Schutz den wildwachsenden Pflanzen. Von Dr. Walter Effenberger	47
Heimgefunden. Skizze von Adolf Meineke	50
HJ.-Heim in Brüssow. Von Ernst Fürstenau. (3 photogr. Aufnahmen von Burow-Brüssow)	51
Der Grenzstreit zwischen Strasburg und Kreckow. (Text und Zeichnung von G. Schulz-Wilhelmsburg)	53
Die Erste Festtagspredigt. Erzählung von Kath. Block	57
Vom Osterkrieg und anderen Schlachten. Von Gerhard Pipke. (Mit 5 photogr. Aufnahmen)	62
Strasburg Um. (Gemälde von Prof. Frank)	65
Weihnachtsgedichte. Von Max Lindow	66
Wohlfahrtspflege im alten Prenzlau. Von Bernhard Mätzke. (Mit 5 Bildern)	67
Das Kästchen. Erzählung mit 2 Zeichnungen von Maria Schaefer	73
Blindower Bilder aus den Jahren 1806—1813. Von Pfarrer Richter	76
Gedenktafel für die Verstorbenen	78
Würdige und merkwürdige Riesen. Bildbericht von Willi Groß. (Aufnahmen vom Verfasser, von H. Mahlow und H. Röring)	80
Von alten Kreuzwegen des Uckergaues. Volksüberlieferung. Nacherzählt von Pfarrer G. Peters. (Zeichnung von Leo Wiese)	84
Jahresrückschau. Von Felix Kastner	89
Der Bauer. Gedicht von Max Lindow. (Zeichnung von Leo Wiese)	94
Strasburger Choleratage. Von E. Radler	95
Soldaten kommen. Gedicht von Max Lindow	97

Einzug der Beobachtungsabteilung 2 in Prenzlau am 11. Juni 1937. Von Ernst Fürstenau. (6 photographische Aufnahmen von R. Bertuch) 98

De Insegenshandschen. Erzählung von Max Lindow 101

Aus dem Nachlaß von Prof. Albert Kiekebusch 102

De Wihnachtspupp. Erzählung von Max Lindow 106

Heimaträtsel. Von Bernhard Mätzke 107

Die Prenzlauer Landwehr. Von Major a. D. von Albedyll 109

Prenzlauer Bürgernamen im Mittelalter. Von Dr. Karl Nagel 116

Krüscho Knarrhöbel hett 'n Säul. Vertellsel von Ernst Ziemendorf 118

Lenzgesellschaft. Frühjahrsmärchen von W. Groß 120

Ein Schwert, so breit und lang. Von Klaus Raddatz. (Mit 4 eigenen Zeichnungen und Aufnahmen vom Verfasser) 122

Neubildung deutschen Bauerntums. Von Dr. jur. Dr. agr. Staehly. (Mit 8 photographischen Aufnahmen) 127

Uns' Uckersee. Text von Max Lindow, Zeichnung von Leo Wiese 130

Die Steinkistengräber von Bröllin. Von Dr. Karl H. Marschalleck. (Mit 8 Abbildungen, Aufnahmen vom Verfasser) 131

Der Fischer und der Schwan. Ein Uckermärchen von W. Groß. (Zeichnungen von W. Keding) 135

Uebergabe der Kasernen an das Artillerie-Regiment 38. Von Ernst Fürstenau. (6 photographische Aufnahmen von Heber) 137

Wir bauen Deutschlands Zukunft. Von Dietz . 140

Schlüssel zu der Kirche in Neuenfeld 140

Geschehen der Zeit im Spiegel der Briefmarke. Von K. Koblenz. (2 Zeichnungen von Keding und 1 Poststempel) 141

Gedichte:

Katharina Block 16

Willi Groß 75, 105. 117, 126, 142

Josef Hieß 2

Max Lindow 40, 66, 94, 96, 97

Gustav Metscher 35, 121

Emil Reichert 72

Erna Taege 20, 115, 129

Gerd Tauchelt 23, 77, 108, 140

Traute Wittmann 64

Zeichnungen:

Philipp Frank 65

Wilhelm Keding 38 135

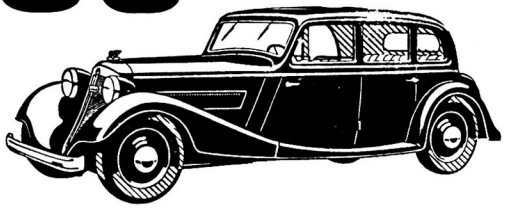
Maria Schäfer . . . . . 73—75

Ernst Vogel Umschlag, 5, 7, 9, 11, 13, 15

Leo Wiese 88, 94, 130

Herausgeber: Kreisausschuß des Kreises Prenzlau in Prenzlau. Druck u. Verlag: C. Vincent, Buchhandlung u. Buchdruckerei, Prenzlau. Für Schriftleitung verantwortlich: Bürodirektor Ernst Fürstenau, Prenzlau. Für die Anzeigen verantwortlich: Verlagsdirektor Carl Schimmelpfennig, Prenzlau
Mindestauflage: 3000 Stück. Zur Zeit ist Anzeigenpreisliste Nr. 1 gültig.
G. 7. 12. 37.

780 AUTO-RUF



Ausführung sämtlicher Fahrten
in gutem erstklassigem Fahrzeug

Wilhelm Brunn, Prenzlau, Baustr. 297

Psst!

Was jeder Mann, jeder junge Herr und jede Frau braucht, finden Sie in meinem großen, reichillustr. Katalog. Sie erhalten ihn gratis u. portofrei. Verlangen Sie ihn heute noch. Er wird Ihnen bestimmt viel Freude machen.

ERNST LINDBERG
Das Versandhaus für Alle
MÜNCHEN · SONNENSTRASSE 3

Landschaftliche Bank für Brandenburg

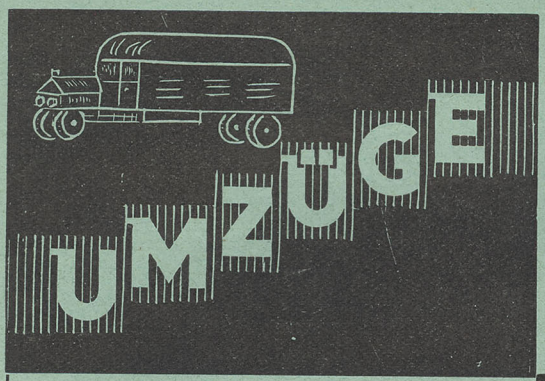
(Central-Landschafts-Bank)
Zweigstelle Prenzlau, Baustraße 308/11

Bankanstalt des öffentlichen Rechts
Hinterlegungsstelle für Mündelgelder

Kassenstunden: Täglich von 1/2 9 – 16 Uhr
Sonnabends von 1/2 9 – 13 Uhr

*

Fernsprecher Nr. 720 + Postscheckkonto: Berlin 128128 + Reichsbank-Giro-Konto



sach- und fachgemäß
mit bestbewährtem
Personal führt aus

Walter Mietzelfeld

vorm. A. Jacoby

Prenzlau
Telefon Nr. 905

Offerten kostenlos u. unverbindlich!

Baugeschäft

Rudolf Weiss

Architekt und Maurermeister

Prenzlau
Franz-Wienholz-Straße 21
Fernsprecher 797 und 519

Eigenheime . Wohn- und Geschäftshäuser
Landwirtsch. Bauten

Entwurfsbüro
Fachm. Beratung
Gebäudeschätzungen

W. Zimmermann . Prenzlau

Kupferschmiede
Apparatebau
speziell für landwirtschaftl. Brennereien

TELEFON NUMMER 248

WÄRME . WASSER

Zentralheizungen jeden Umfanges . Gewächshausheizungen . Abwärme-Nutzung . Automatische Wasserversorgungen . Enteisenungs-und Entwässerungs-Anlagen . Bade-Einrichtungen

Entwurf und Beratung kostenlos

Winsolz
Margarinefabrik
Prenzlau

ERZEUGNIS FREIER DEUTSCHER TRUSTFREI FABRIKEN

Wilhelm Kalbersberg, Prenzlau

Königstraße 150/51 / Inhaber: Walter Siebert / Fernsprecher Nr. 1102 / Gegründet 1840

Kolonialwaren
Spezialität: Frischgebrannte Kaffees in feinster Qualität, Tees, Kakaos, Schokoladen

Kohlen-Großhandlung
Briketts, Steinkohlen, Grudekoks, Gaskoks, Hüttenkoks, Anthrazit, Anthrazit-Eiform-Briketts

Düngemittel
Sämereien

Großes Lager abgelagerter Weine und Zigarren . Spirituosen

Wo
dieser Schultheiss winkt,
schenkt's was Gutes!

Buchhandlung **W. Hoffmann** Papierhandlung . Prenzlau

Sämtlicher Bürobedarf . Kontobücher . Briefpapiere . Schreibmaschinen

Abziehapparate . Zeitschriften-Lesezirkel . Umfangreiche Leihbücherei

Das gute Konditorei-Kaffee

Carl Schulenburg

Prenzlau, Friedrichstr. 202
Stettiner Str. 40 am Bahnhof
Fernruf 395

bleibt stets bemüht, mit der Zeit zu gehen und seinen verehrten Gästen nur erstkl. Erzeugnisse zu liefern!

Neuzeitlich und behaglich eingerichtete Räume

Große Konfitüren-Sonder-Abteilung
Keks, Kakao, Tafelschokoladen usw.

Lassen Sie sich bei
Licht-, Kraft-, Schwachstrom- und Radio-Anlagen
von uns beraten

K. Rähmer & Starfinger
Elektr. Installationsbüro **PRENZLAU**
Scharrnstraße 192
Fernsprecher 671

Mercedes SCHUHE

116 tragen sie Alle

Alleinverkauf für Prenzlau:

Schuhhaus Gädtke
PRENZLAU U/M · STEINSTR. 410

Willi Bagemihl
Malermeister
Prenzlau
Königstraße 160
Telefon 743

Gediegene und wertvolle
Facharbeiten
für alle Ansprüche

Albert Westphal
Prenzlau, Kietzstraße 28/29 . Fernruf Nr. 485

Kostenanschläge und Beratungen!

Ausführung sämtl. Zimmerarbeiten
jeglicher Art und Größe
bei soliden Preisen

Kleinverkauf von Brettern, Fußböden und Kanthölzern

BAUGESCHÄFT

Stadtsparkasse Strasbürg Um.

(RATHAUS). GEGRÜNDET 1857

Sparabteilung:

Sparkonten . Schulsparkassen
Heimsparbüchsen . Bausparkonten

Giroabteilung:

Kostenfreier Kontokorrent-, Scheck- und Ueberweisungsverkehr
Einlösung und Ankauf von Warenwechseln
An- und Verkauf sowie Verwahrung von Wertpapieren
Erststellige Hypotheken
Kurzfristige Darlehen
Reisekreditbriefe

Kassenstunden: Täglich 8-12, 3-4 Uhr
Mittwochs und Sonnabends 8-12 Uhr

Joachim Pfeil Steinsetzmeister

Geschäftsgründung 1875 . Fernruf Nummer 258

Ausführung sämtlicher Pflaster- und Erdarbeiten . Entwässerungsanlagen
Chausseearbeiten
Lieferung aller Art Pflastermaterial

Prenzlau . Neustädter Damm 8

Ausführung sämtlicher

Dachdeckerarbeiten

Reparaturen von Schornsteinen
Saubere Ausführung . Solide Preise
Kostenanschläge unverbindlich

Ziegel
Schiefer
Pappe

Walter Sievert, Dachdecker

Prenzlau, Stettiner Straße 25 . Fernruf Nr. 1165

Arnold Gosse

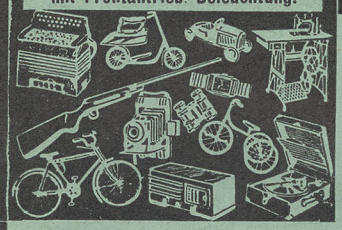
Prenzlau, Steinstraße 406

Fernsprecher 840

Spezialhaus
moderner Fertigkleidung
für Herren und Knaben
in allen Preislagen

Uniform- und Zivilkleidung
Anfertigung in eigenen Werkstätten
Großes Lager in preiswerten Stoffen
für jeden Zweck und Beruf

Motorfahrrad 148.-
mit Frontantrieb. Beleuchtung.



Größtes deutsches Fahrradhaus

Fahrräder mit Freilauf u. Rücktritt **28,-**
mit dyn. Beleucht. **34,-** Ballonräder **35,-**
Garant.-Ballon-Muff.-Räder
mit Freilauf und Rücktritt, Keil- oder Glockenlag., Chrom-Dyn.-Stromlinien-Blender, Gepäckträg., für Herren u. Damen sämtl. Zubehör.... **46,-** m. Doppeltorpedo.. **62,-**
Kinderräder m. Luftbereifung **16,50**
Jugendräd. **25,-** Dreir. **7,95**
Roller 1,20. Große Auswahl in Motorradzubehör, Sprechmaschin., Radio- u. Bastlermaterial, Photoart., Waffen, Uhren, Nähmaschin. 85,- 95,- 125,—. — Zahlungserleichterung

MACHNOW
Katalog gratis!

Auf Wunsch Halb- oder Vollballon!

Bedarfsdeckungsscheine werden in Zahlung genommen

MACHNOW G.m.b.H.
BERLIN C 54,
Weinmeisterstraße 14

Möbel

Schlafzimmer
Speisezimmer
Küchen

in sehr guter Ausführung empfiehlt preiswert

Alfred Harder, Tischlermeister
vormals A. Fuhrmann
PRENZLAU
Prinzenstraße 636
Fernruf Nummer 426

Unsere

Magnet-

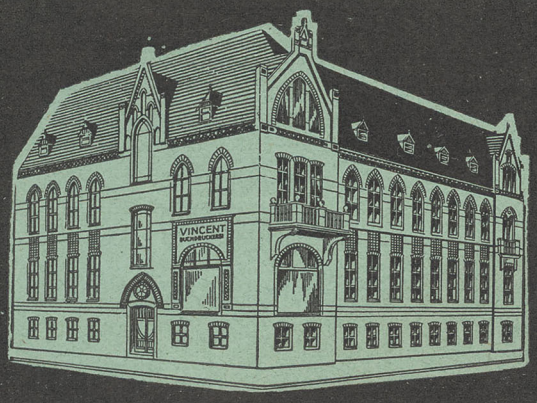
Strickkleider, Anzüge, Pullover
sind preiswert und sehr dauerhaft

Aug. Krumwiede & Co.

Ohne Kurier

lebt man auf dem Mond

Aber Du, uckermärkischer Volksgenosse, willst sicher nicht auf dem Mond leben, sondern willst Anteil nehmen und Dich genau unterrichten von dem großen Geschehen in Deinem Vaterland, von den Ereignissen im Ausland und von den Vorgängen in Deiner engeren Heimat. Du willst doch nicht zu denen gehören, die immer sagen: „Dat weet ik nich". Das Lesen einer Zeitung erspart Dir viel Ärger und Verdruß, welche Dir durch Nichtkennen von neuen Gesetzen und Bekanntmachungen entstehen können. In allen diesen Angelegenheiten unterrichtet Dich der



Das 100jährige Heimatblatt!
Über 7800 Leser in Stadt und Land verbürgen den Erfolg der Anzeigen

Uckermärkische Kurier

Emil Scheil

Prenzlau. Baustraße 306

Fernruf Nummer 246

Bauausführungen
jeglicher Art und Größe

Uebernahme von
Maurer- und Zimmererarbeiten. Umbauten und Innen-Ausbauten Fassadenerneuerungen

Behördl. u. private Referenzen

Baugeschäft

Julius Bade
August Rohde

Maler

Prenzlau

Steinstr. 412

Ausführung sämtlicher
Malerarbeiten

Rätsellösungen:

1. Bilderrätsel: Lot ston, is arm Mann sient.
2. Dreisilbig: Reh - Berge = Rehberge.
3. Aus zweien wird einer: Schönwerder.
4. So ein Umweg: **Prenzlau**, Laube, Besen, Senkel, Kelle, Leber, **Berlin**, Linse, Seal, Alma, Marie, Riemen, **Menkin.**
5. Krebsrätsel: Lösung im Kalender 1931, Seite 145.
6. Ergänzungsrätsel: **Rudi, Islam, Chrom, Tüte, hohl, Odem, Freya, Elen, neun = Richthofen, Immelmann.**
7. Zahlenrätsel: Damerow - **Damme**, **Aroma**, **Marder**, **Mord**, **Ewer = Damme.**
8. Gitterrätsel: 1. Hünengrab, 2. Eiszeit, 3. Gletscher, 4. Bakterien.
9. Alle Vögel sind schon da. **Buchfink, Ammer, Uhu, Meise, Grünspecht, Amsel, Rabe, Taube, Elster, Nachtigall = Baumgarten.**
10. Immer das Gegenteil. **Haß, eng, immer, dunkel, eben, mager, überall, hoch, leicht, erste = Heidemühle.**
11. Besuchskarte: Groß-Sperrenwalde.
12. Rätselgleichungen: 1. Schwaneberg, 2. Holzendorf, 3. Schenkenberg, 4. Köntop.
13. Reiterpech: neuen - Feld = Neuenfeld.
14. Ein alter Hausfreund und Berater: Uckermärkischer Kurier.

A. F. Klebe

Prenzlau, Königstraße 140

Gegründet 1803

Gold-u. Silberwaren
in sehr großer Auswahl
und zu soliden Preisen!

Trauringe, Bernsteinschmuck

Silberne u. versilb. Bestecke
Erzeugnisse der Württembergischen Metallwarenfabrik

Juwelier

PAUL Zeeck PRENZLAU

KÖNIGSTRASSE 152

Damen-, Herren-
und Kinderkleidung
Aussteuerwaren
Gardinen, Teppiche
Wäsche, Wollwaren
Herren-Artikel

Von der Reichszeugmeisterei der NSDAP. zugelassene Vertriebsstelle
für Uniformen und Abzeichen der NSDAP. und der ihr angeschlossenen Formationen

Deutscher Bergbau liefert

B.V.-ARAL

W. Enkhardt

Steinsetzmeister **Prenzlau**
Wilhelmstraße 73
Fernsprecher 668

Ausführung sämtlicher Pflaster-, Erd-, Steinschlag- und Chausseearbeiten . Aufstellung von Nivellements- u. Massenberechnungen Bearbeitung von Projekten jeden Umfangs

Kreisbahn-Gaststätten

Prenzlau, Stettiner Str. 12 / Fernruf 600

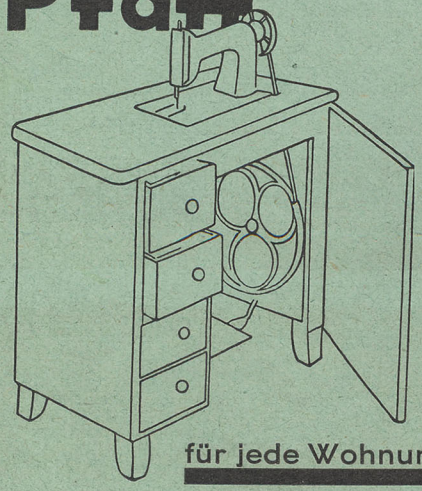
Inhaber Carl Kropf

Für beste Unterhaltung ist stets gesorgt

Altdeutsche Bauernstube / Weinstube
Altdeutsche Trinkstube im Keller / Saal
Gepflegte Biere. Edle Weine. Gute Küche

Autoparkplatz

Pfaff



für jede Wohnung!

PFAFF

Pfaff-Nähmaschinenhaus

Prenzlau, Baustraße 329

Jeder Uckermärker trinke
u. bevorzuge das beliebte

Qualitätsbier

Uckermärker Bräu

aus der Heimat-Brauerei.
Nach umfangreichen Betriebs-Verbesserungen
jetzt ganz hervorragend!!

Uckermärker Brauerei

E. G. m. b. H. . Prenzlau . Fernruf 872

Hermann Frensel

TISCHLERMEISTER

Bau- u. Möbeltischlerei
mit elektrischen Betrieb
Sargmagazin

PRENZLAU
Winterfeldtstr. 9 / Telef. 620

Bei Bedarf
in elektrischen Licht-, Kraft- und Radio-Anlagen, sowie Instandsetzungs-Arbeiten
wende man sich an Fa.

Otto Hartung, Prenzlau

Stettiner Straße 7 . Fernsprecher 467

J. Burmeister

Prenzlau . Neubrandenburger Str. 77

Fernruf Nummer 705

Dekorationen zu Festlichkeiten . Bindereien . Gemüse-, Topf- und Blumen-Pflanzen

Landschaftsgärtnerei
Samenhandlung

Gartenbaubetrieb

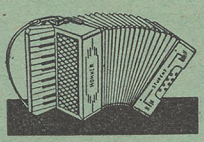
Am besten gleich eine weltberühmte

HOHNER!

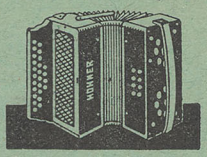
Ihr Klang ist unerreicht schön, die Qualität unübertroffen, dabei ist sie wirklich sehr preiswert, denn Sie bekommen

eine echte Hohner schon für RM. 30.-!

Über 100 verschiedene Modelle. Hier nur 2 Beispiele:



Hohner Student I
Barpreis (mit Koffer und Schule)..... **58.-**
oder Anzahlung... 15.-
u. 5 Monatsraten je 9.30



Hohner Erika Klubmodell 214
Barpreis(m. Koffer)**63.-**
oder Anzahlung.. 12.60
u. 10 Monatsraten je 5.70

Verlangen Sie bitte **in jedem Falle** meinen großen Handharmonika-Katalog mit vielen wichtigen Ratschlägen, 150 Abbildungen und den angenehmen Teilzahlungspreisen. Sie erhalten ihn kostenlos und portofrei. Sorgfältige und gewissenhafte schriftliche Beratung. Pünktliche Lieferung.

LINDBERG

Größtes HOHNER-Versandhaus Deutschlands
MÜNCHEN · KAUFINGERSTRASSE 10
Das Haus der zufriedenen Kunden

Maler Th. Lange

Inh. Malermeister Hans Theodor Lange

PRENZLAU
Wilhelmstraße 68

Fernsprecher Nummer 238
Geschäftsbestand seit 1863

Stets zeitgemäße und zuverlässige Ausführung von sämtlichen

Maler- u. Linoleumarbeiten

OPEL KLINGBEIL

PRENZLAU
Stettiner Straße 22

FERNRUF 365

Reparaturwerk
Ersatzteile
Großtankstelle
Garagen

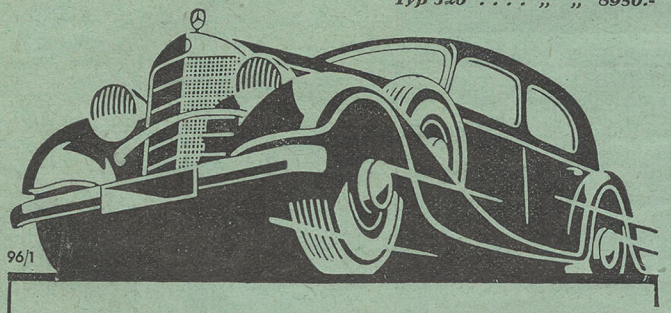
FAHRSCHULE

Wer ihn besitzt, kennt seinen Wert . . .

. . . und weiß, was es bedeutet, zur grossen Gemeinde der Mercedes-Benz-Fahrer zu gehören. Das Bewußtsein, hinter dem Mercedes-Benz-Stern – dem Symbol für Höchstleistung in Konstruktion, Material und Arbeit – am Steuer zu sitzen, gibt Ihnen ein Gefühl des Selbstvertrauens, der Sicherheit und Geborgenheit, das jedem Mercedes-Benz-Fahrer bekannt ist.

Einige Modelle:

Typ 170 V	*. . . ab*	*RM 3750.-*
Typ 170 H	*. . . „*	*„ 4350.-*
Typ 230 N	*. . . „*	*„ 4990.-*
Typ 230	*. . . . „*	*„ 5875.-*
Typ 320	*. . . . „*	*„ 8950.-*



Dipl.-Ing. Wrede / Kraftfahrzeuge

PRENZLAU, KIETZSTRASSE 38 . FERNRUF 1166

MERCEDES-BENZ

Sparen heißt nicht entbehren sondern richtig wirtschaften!

Spare

bei der

Sparkasse der Stadt Weida

und benutze
Giro-Überweisungs-Verkehr
Schließfach
Wertpapier-Verwaltung
Reisekreditbrief
Bausparkasse
usw.

Geld spart man nicht in Strümpfen, Tassen

denn dafür gibt es „Heimsparkassen"

Johannes Breüss

Prenzlaü Uckm. - Friedrichstraße 201

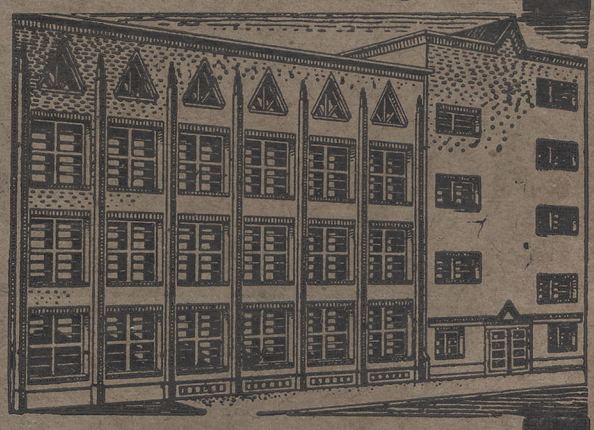
FERNSPRECHER NUMMER 392

Manüfaktür- ü. Modewaren

Im Parterre:

Seidenstoffe. Wollstoffe. Sämtliche Waschstoffe. Kurzwaren. Strümpfe Trikotagen. Herrenartikel. Damenwäsche. Korsetts. Taschentücher Stricksachen. Bett-u. Tischwäsche Gardinen

Erweiterungsbau



Im 1. Stock:
Damen- u. Kinderkonfektion

Im 2. Stock:
Herren-u.Knabenkonfektion

Im 3. Stock:
Teppiche. Läuferstoffe
Möbelstoffe. Linoleum

Jede Abteilüng bietet Ihnen ganz besondere Vorteile!